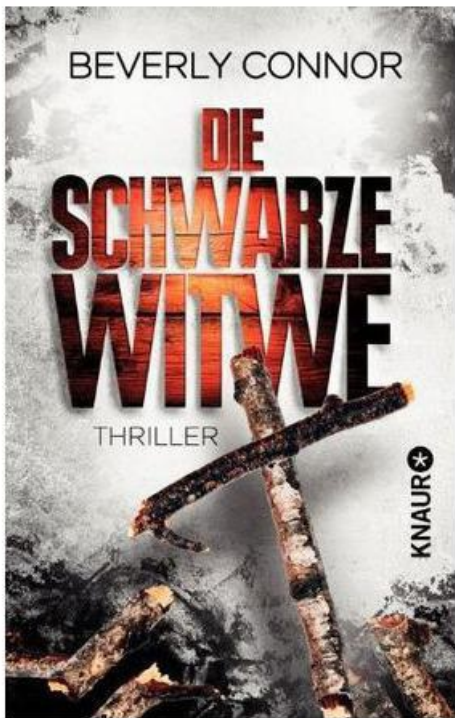


BEVERLY CONNOR

DIE SCHWARZE WITWE

THRILLER

KNAUR 



Beverly Connor

Die schwarze Witwe

Thriller

Aus dem Amerikanischen von Michael Bayer

Inhaltsübersicht

- [Widmung](#)
- [Kapitel 1](#)
- [Kapitel 2](#)
- [Kapitel 3](#)
- [Kapitel 4](#)
- [Kapitel 5](#)
- [Kapitel 6](#)
- [Kapitel 7](#)
- [Kapitel 8](#)
- [Kapitel 9](#)
- [Kapitel 10](#)

- [Kapitel 11](#)
- [Kapitel 12](#)
- [Kapitel 13](#)
- [Kapitel 14](#)
- [Kapitel 15](#)
- [Kapitel 16](#)
- [Kapitel 17](#)
- [Kapitel 18](#)
- [Kapitel 19](#)
- [Kapitel 20](#)
- [Kapitel 21](#)
- [Kapitel 22](#)
- [Kapitel 23](#)
- [Kapitel 24](#)

- [Kapitel 25](#)
- [Kapitel 26](#)
- [Kapitel 27](#)
- [Kapitel 28](#)
- [Kapitel 29](#)
- [Kapitel 30](#)
- [Kapitel 31](#)
- [Kapitel 32](#)
- [Kapitel 33](#)
- [Kapitel 34](#)
- [Kapitel 35](#)
- [Kapitel 36](#)
- [Kapitel 37](#)

- [Kapitel 38](#)
- [Kapitel 39](#)
- [Kapitel 40](#)
- [Kapitel 41](#)
- [Kapitel 42](#)
- [Kapitel 43](#)
- [Kapitel 44](#)
- [Kapitel 45](#)
- [Kapitel 46](#)
- [Kapitel 47](#)
- [Kapitel 48](#)
- [Kapitel 49](#)
- [Kapitel 50](#)
- [Kapitel 51](#)

- [Kapitel 52](#)
- [Kapitel 53](#)
- [Epilog](#)

*Im Gedenken an Dixie Lee Connor
und Charles C. Connor Sr.*

Kapitel 1

Wenn Diane Fallon ein Gefängnis betrat, störten sie weder der Klang der hinter ihr ins Schloss fallenden Stahltore noch die blinkenden roten Lichter oder das schrille Geplärre der Signalhupen, die das Aufgehen der Türen anzeigten. Es war der Geruch, der mit keinem anderen vergleichbar war – die Ausdünstung Hunderter Frauen, die jahrelang auf engstem Raum zusammengepfercht leben mussten.

Die Greysfort-Hochsicherheitsanstalt für Frauen sah eigentlich ganz sauber aus. Die graugrünen Wände waren frisch gestrichen, und den gleichfarbigen Ziegelfußboden hatte man derart auf Hochglanz poliert, dass Diane ihr Spiegelbild erkennen konnte, als sie den langen Flur zum Besuchsraum hinunterging. Aber derart üble Gerüche lassen sich einfach nicht unterdrücken. Auch das leicht nach Kiefern riechende Desinfektionsmittel, das einem überall in die Nase drang, konnte den Urin- und Fäkalien Gestank nur unvollkommen überdecken.

Diane waren die unangenehmen Gerüche des Todes vertraut, Gerüche, die ihr immer wieder wertvolle Informationen vermittelten. Die Vorstellung, jahrelang eine solche Gefängnisluft einatmen zu müssen, war für sie dagegen in höchstem Maße bedrückend.

Eine Wärterin öffnete ihr die Tür und deutete auf einen einfachen grauen Metallstuhl, der neben einem Tisch auf der Besucherseite des Sprechzimmers stand. Noch ein langweiliger, graugrüner Raum, musste Diane denken.

Der Raum wurde durch einen Drahtschirm geteilt, der so eng geflochten war, dass nur die Fingerspitzen durch die Löcher hindurchpassten. Diane blieb neben dem Stuhl stehen. Sie schaute auf ihr Handgelenk. Für einen Moment hatte sie

vergessen, dass sie ihre Uhr am Empfang hatte abgeben müssen.

Mehrere lange Minuten verstrichen.

Diane bemerkte an der Wand hinter ihr eine Uhr. Sie erinnerte sie an die in ihrer alten Schule: groß und rund und mit schwarzen Zeigern und Ziffern auf einem weißen Blatt. Sie besaß sogar einen Sekundenzeiger, der in seiner ihm eigenen Unerbittlichkeit vorrückte. Deprimierend. An diesem Ort verstand man, wie es zu dem Ausdruck »bleierne Zeit« gekommen war.

Dabei hätte sie viel dringender ins Museum zurückgemusst, um das Feuer auszutreten, das die örtlichen Medien angefacht hatten. Warum hatte sie überhaupt eingewilligt, hierherzukommen? Die Staatsanwaltschaft war dagegen gewesen. Genauso wie die mit dem Fall betrauten Ermittler. Eigentlich hatte sie selbst auch nicht kommen wollen.

Es war ja nicht der erste Brief, den sie von einem Gefängnisinsassen erhalten hatte, der dort auf Grund von Beweismaterial saß, das ihr Labor geliefert hatte. Die Schreiben waren immer sehr lang und oft voller Ausreden und Vorwürfe. Dieses war dagegen kurz und fast herzlich gewesen. Drei Sätze, mehr nicht.

Liebe Dr. Fallon!

Ich weiß, dass Sie eigentlich auf meinen Brief nicht antworten wollen, aber ich muss Ihnen unbedingt etwas mitteilen. Ich bitte Sie ganz herzlich, mich hier zu besuchen. Ich verstehe aber, wenn Sie nicht kommen können.

Clymene O'Riley

Diane hätte ihn beinahe ohne Antwort abgelegt. Dann rief sie aber doch den Chefermittler an und hinterließ ihm eine

Nachricht auf dem Anrufbeantworter. Wer zurückrief, war dann allerdings der Bezirksstaatsanwalt.

»Das kommt überhaupt nicht in Frage«, bellte er, bevor sie noch ein einziges Wort sagen konnte. An seine Umgangsformen, selbst an sein Verhalten bei Prozessen, konnte sie sich einfach nicht gewöhnen. Sie musste sich immer wieder selbst daran erinnern, dass sie auf der gleichen Seite standen. Riddmann. Sogar sein Name klang ziemlich energisch, was er bei seinem letzten Wahlkampf auch immer wieder geschickt ausgenutzt hatte.

»Was kommt überhaupt nicht in Frage?«, fragte Diane, obwohl sie die Antwort sehr wohl kannte.

»Diese O'Riley zu besuchen. Das wollten Sie doch wissen, oder?«

»Nein. Wie kommen Sie denn darauf?« Sein rotziges Benehmen konnte sie gerade an diesem Tag überhaupt nicht brauchen.

»Detective Malone meinte ... Ich nahm deshalb an ...« Er zögerte kurz. »Was wollten Sie denn dann?«

Von dir gar nichts, dachte sie. Sie kniff sich in die Nasenwurzel, um etwas gegen das sich ankündigende Kopfweh zu unternehmen. »Ich wollte Detective Malone nur fragen, ob er eine Ahnung hat, was Clymene im Schilde führen könnte.«

»Woher soll ich das wissen? Ich hatte allerdings erwartet, dass sie Berufung einlegt. Tatsächlich war dies in vielem ja ein reiner Indizienfall.«

Die Art, wie er das sagte, sollte wohl andeuten, dass es Diane und ihr Team nicht geschafft hätten, überzeugende und unwiderlegbare Beweise vorzulegen. Tatsächlich hatten sie das wirklich nicht geschafft.

»Was genau stand denn in diesem Brief?«, blaffte er.

Diane las ihn ihm vor.

»Schön kurz«, sagte er. »Glauben Sie, sie will ein Geständnis ablegen?«

»Das bezweifle ich«, antwortete Diane. »Und schon gar nicht bei mir.«

»Natürlich liegt die letzte Entscheidung beim Gefängnisdirektor, aber ich sähe es lieber, wenn Sie nicht dorthin gingen.«

»Das habe ich auch nicht vor. Ich wollte diese Information nur weitergeben und die begründeten Vermutungen von Fachleuten hören, warum sie mir geschrieben haben könnte.«

Als Diane aufgelegt hatte, legte sie den Brief ab und vergaß kurz darauf die ganze Angelegenheit. Eine Woche später rief Ross Kingsley an. Sie kannte den FBI-Profiler von einem früheren Fall. Damals hatte sich die Polizei von Rosewood bei einem besonders grauenhaften Mord an ihn gewandt. Er hatte mit Diane ein längeres Gespräch geführt, nachdem der Mörder angefangen hatte, sie anzurufen und ihr sogar Blumen zu schicken.

Jetzt befragte Kingsley gerade Clymene O’Riley, eine verurteilte Mörderin und vielleicht sogar Serienkillerin, was tatsächlich eine Seltenheit wäre, da sich in dieser Kategorie vorzugsweise Männer tummeln.

Kingsley überraschte Diane. Er bat sie nämlich, auf Clymenes Besuchswunsch einzugehen.

»Warum?«, fragte sie ihn erstaunt.

»Ich würde gerne wissen, was sie von Ihnen will«, antwortete er.

»Warum?«, fragte Diane erneut. Sie hatte gerade weit dringlichere Sorgen. Sie schaute mit gerunzelter Stirn auf eine Zeitung aus Atlanta, die ausgebreitet vor ihr auf dem Schreibtisch lag. Über einem Bild ihres Museums stand in großen Lettern: SKANDAL IM MUSEUM VON ROSEWOOD?

Es war schon immer eine ihrer größten Sorgen gewesen, über ihr geliebtes Museum Schlechtes in der Zeitung lesen zu müssen. Der reinste Alptraum. Wenigstens stand der Artikel im hinteren Teil des Blattes und nicht auf der ersten Seite. Sie überflog ihn noch einmal, während sie Kingsley zuhörte.

»Ich glaube, dass sie noch weit mehr Männer als nur ihren letzten Ehemann umgebracht hat. Wenn der arme Archer O'Riley nur gewusst hätte, wen er da ehelichte. Ich habe zwar nicht genug Beweise, um ein Geschworenengericht überzeugen zu können, aber ich bin mir sicher, dass sie auch ihren vorherigen Mann, Robert Carthwright, getötet hat. Und ich glaube, dass sie auch noch andere ermordet haben könnte – und Sie tun das auch.«

»Sie mögen recht haben, aber was hat das alles mit mir zu tun? Ich führe doch nur Tatortuntersuchungen durch«, murmelte Diane. Der Artikel bestand nur aus Fragen, die ein offensichtlich wenig informierter Reporter zusammengestellt hatte, und er war kurz, nur drei Absätze lang. Aber das war nur der Anfang. Jetzt würden sich auch andere auf dieses Thema stürzen und sicherlich binnen kurzem weit unangenehmere Geschichten verfassen.

»Das ist so nicht ganz richtig, und das wissen Sie auch. Sie haben doch die Unrichtigkeiten in ihrem angeblichen Hintergrund aufgedeckt. Und was Ihr Team mit diesen Fotos angestellt hat, war absolut erstaunlich.«

»Das war alles Teil einer normalen kriminaltechnischen Untersuchung, nichts weiter. Meine Rolle in dieser Angelegenheit ist abgeschlossen.« Diane hatte Kingsley nur mit einem Ohr zugehört, während sie den Artikel überflog. *Verdammt*, dachte sie, als sie fertig war.

»Ich möchte, dass Sie sie besuchen, um zu sehen, ob sie sich Ihnen gegenüber vielleicht öffnet ... Ihnen etwas erzählt,

vielleicht auch unabsichtlich.«

»Sie haben bisher gar nichts von ihr erfahren?«

»Serienmörder dazu zu bringen, sich zu öffnen, ist ein langwieriger Prozess. Sie vertrauen niemandem und verfolgen immer nur ihr eigenes Programm. Ich schicke Ihnen einen vorläufigen Bericht über sie zu.«

»Der Staatsanwalt möchte nicht, dass ich dorthin gehe.« Diane war sich immer noch nicht sicher, ob sie Kingsley bei seiner Arbeit unterstützen sollte.

»Ich habe bereits mit ihm gesprochen. Er hatte nur Angst, O’Riley könnte Ihnen vielleicht Informationen entlocken, die ihr helfen könnten, das Urteil anzufechten.«

»Sie hat doch bisher nicht einmal Berufung eingelegt«, sagte Diane.

»Das gehört auch zu den Merkwürdigkeiten. Für einen normalen Serienmörder ist sie viel zu ruhig, selbst für einen, der seine Morde aus Profitsucht begangen hat. Sie müssen das einfach tun, Diane. Da draußen gibt es noch weit mehr Opfer, die darauf warten, dass auch ihnen Gerechtigkeit widerfährt. Da bin ich mir ganz sicher.«

Und so stand Diane nun in einem Besucherraum der Greysfort-Hochsicherheitshaftanstalt für Frauen und wartete auf eine Schwarze Witwe. Das Geräusch einer sich öffnenden Tür auf der anderen Seite des Drahtschirms riss sie aus ihren Gedanken.

Clymene O’Riley steckte in einem hellen orangefarbenen Gefängnisoverall, der sich sehr von den konservativen Kostümen unterschied, die sie während ihres Prozesses getragen hatte.

Diane hatte ihre Garderobe in der Tatortwohnung gesehen. Ihr riesiger begehrter Schrank war voller Kleidungsstücke in den unterschiedlichsten Farben und Stilen gewesen. Diane konnte

sich lebhaft vorstellen, wie Clymene vor ihrem Kleiderregal stand und nach dem richtigen Outfit suchte, dabei die Hände über ihre Kostüme, Kleider und Hosenanzüge gleiten ließ, um zu entscheiden, in welcher Aufmachung sie die Geschworenen am ehesten positiv beeinflussen konnte. Schwarz? Nein, damit hätte sie viel zu offensichtlich deren Mitgefühl herausgefordert. Kräftige Edelsteintöne waren ebenfalls unangebracht, da sie unterschwellig den Eindruck von Reichtum vermittelten. Pastellfarben waren wiederum zu wenig ernst. Und wie wäre es mit etwas unaufdringlicher klassischer Eleganz? Ja, das war's, klassische Eleganz in Erdtönen. Das Tweedkostüm passte da gut und das aus brauner Wolle. Oder doch vielleicht das marineblaue? Das war ja gedeckt, aber nicht völlig dunkel oder gar schwarz.

Und dann saß sie im Gericht neben ihrem Anwalt in ihren gut geschnittenen Wollkostümen und ihren cremefarbenen Blusen, die nur eine unaufdringliche Perlenkette zierte. Sie sah genauso aus, wie man sich eine Witwe vorstellt, die um ihren Mann trauert, dessen Brustbild auf Geheiß des Staatsanwalts während des gesamten Prozesses auf einer Staffelei im Gerichtssaal aufgestellt war.

Clymenes Haar war immer noch blond, aber jetzt etwas dunkler und kürzer und ohne die helleren Strähnen. Sie hatte es hinter die Ohren gekämmt. Ihr schmales Gesicht hatte während des Prozesses viel weicher gewirkt. Seine sanften Rundungen hatten sie damals verletzlich und sehr feminin erscheinen lassen. Sie hatte die Geschworenen immer wieder mit ihren feucht schimmernden blauen Augen angeschaut, und diese hatten dann zwei Wochen gebraucht, um über ihre Schuld zu entscheiden. Was keinesfalls daran lag, dass es nur Indizienbeweise gab, so sehr der Staatsanwalt auch den Mangel an schlagenden Beweisstücken bedauern mochte. Die

Geschworenen brauchten so lange, weil Clymene O'Riley einfach nicht wie eine Frau aussah, die ihren Ehegatten umbrachte.

Selbst jetzt, in ihrer Gefängnistracht hinter dem Drahtschirm, wirkte sie nicht wie eine kaltblütige Mörderin. Diane musterte ihr Gesicht. Es war ein angenehmes Gesicht, wenn man ihren Geschäftszweig berücksichtigte – wenn denn das Ermorden von Ehemännern tatsächlich ihr »Business« war. Diane vermutete, dass es da eine ganze Reihe von toten Ehegatten gab, aber sie wusste nur von zweien und konnte nur den Mord an einem von ihnen beweisen.

Clymene hatte ebenmäßige, fast klassische Gesichtszüge. Ihre Nase war gerade und weder zu klein noch zu groß. Dasselbe galt für ihre Lippen. Diese waren nicht zu schmal, aber auch nicht zu voll. Sie hatte mandelförmige Augen, die allerdings nicht schräg standen. Ihr Gesicht war vollkommen symmetrisch, was es an sich schon sehr interessant machte. Es war ein Gesicht, das schön, aber auch ganz einfach und schlicht wirken konnte. Wenn sie ihre Haar- und Augenfarbe wechselte, konnte aus ihr eine völlig andere Person werden.

Neben diesen chamäleonhaften Eigenschaften war auch Clymenes Alter nur sehr schwer zu schätzen. Aus der Entfernung hätte man sie für Ende zwanzig, Anfang dreißig halten können. Wenn sie direkt vor einem stand, merkte man, dass sie älter war, aber man hätte unmöglich sagen können, um wie viel. Sie hätte fünfunddreißig, aber auch fünfundvierzig sein können. Diane wusste nicht, wie alt sie war. Sie kannten ja nicht einmal ihre wahre Identität.

Clymene rückte ihren Stuhl ein Stück nach vorne und setzte sich. Diane nahm auf dem Besucherstuhl Platz, und sie starrten sich gegenseitig eine ganze Weile an. Diane versuchte, in ihrem Gesicht zu lesen. Sie suchte nach Anzeichen von

Feindseligkeit, Reue, Täuschung – nach irgendetwas. Die Frau auf der anderen Seite schaute aber nur interessiert und aufmerksam zurück. Das war alles. Aus ihren Augen flogen keine Dolche oder Blitze, und sie bleckte auch nicht aggressiv die Zähne ...

Stattdessen sagte sie: »Danke für Ihr Kommen. Offen gestanden bin ich überrascht. Mein Profiler muss Sie wohl darum gebeten haben.«

Sie sprach *mein Profiler* aus, als ob sie eigentlich *mein Biograph* hätte sagen wollen. Diane nahm an, dass er das tatsächlich auch war.

»Was wollen Sie von mir?«

»Ich möchte, dass Sie eine meiner Wärterinnen überprüfen.«

Kapitel 2

Sie möchten, dass ich eine Ihrer Wärterinnen überprüfe?« *Ist diese Frau noch bei Trost? Ich habe keine Zeit für einen solchen Unsinn.* Sie stand auf, um zu gehen.

Clymene blieb sitzen, aber ihre ganze Körpersprache wirkte, als sei sie bereit, Diane auch durch diesen Drahtschirm zu verfolgen, sollte sie tatsächlich den Raum verlassen.

»Bitte hören Sie mich bis zum Ende an«, sagte sie. »Ich weiß, dass das seltsam klingt.«

Diane überlegte eine Sekunde und setzte sich wieder hin. »Also gut, ich höre Ihnen zu, aber ich habe nicht viel Zeit.«

»Ich möchte, dass Sie sie überprüfen, um sicher sein zu können, dass mit ihr alles in Ordnung ist und ihr keine Gefahr droht«, sagte Clymene.

»Haben Sie Gründe für diese Befürchtung?«, fragte Diane nach. Die Sache begann sie zu interessieren. *Worauf war Clymene aus?*

»Ja und nein. Lassen Sie es mich erklären.«

Diane musterte sie scharf. Ihr Profiler hatte erzählt, dass sie niemals die normalen Anzeichen einer Person zeigte, die log. Sie lasse den Augenkontakt niemals abreißen und bleibe immer ganz entspannt. Zwar gebe sie ab und zu ausweichende Antworten, aber er könne niemals ein Muster in ihrer Körpersprache entdecken, das auf eine Lüge hindeuten würde. Diane ging es jetzt genauso. Aber das bedeutete gar nichts. Soziopathen waren immer gute Lügner.

»Und warum kümmert Sie das Ganze?«, fragte Diane.

Clymene lächelte. Es war kein aufgesetztes Lächeln, denn es schloss auch ihre Augen mit ein. »Das klingt jetzt vielleicht seltsam, aber in der Welt, in der ich im Augenblick lebe, hänge ich völlig von – wie drücke ich das am besten aus – der

Freundlichkeit fremder Menschen ab. So ist das eben im Gefängnis. Hier drin gehört mir gar nichts. Jederzeit kann man mir alles abnehmen und meinen Lebensraum auf den Kopf stellen. Ich muss immer vor Mitgefangenen auf der Hut sein, die plötzlich durchdrehen, weil sie einen unangenehmen Brief erhalten haben und ihren Frust jetzt an mir auslassen wollen. Wie ich bereits gesagt habe: Hier drin ist das eben so. Deswegen ist die Freundlichkeit einer Wärterin so wichtig. Sie verbessert meine Lebensqualität wenigstens ein wenig. Grace Noel ist eine solche freundliche Wärterin.«

Während Clymene sprach, lagen ihre Hände flach auf dem Tisch, die rechte über der linken. Ihre Fingernägel waren kurzgeschnitten und gut manikürt. Ihre Stimme blieb ruhig, ihr Gesicht freundlich, wenngleich das Hellorange ihres Overalls sie blass erscheinen ließ.

Sie zeigte keinerlei äußere Reaktion auf Dianas deutlich erkennbare Ungeduld. Ross Kingsley hatte erwähnt, dass sie niemals die Beherrschung verlor. Sie wirke manchmal frustriert, gerate aber niemals in Wut. Sie betone immer wieder ihre Unschuld, allerdings nur als Antwort auf eine gezielte Frage oder Bemerkung. Sie sei eben nicht so wie die anderen Häftlinge. Ross glaubte sogar, dass sie dieses Anderssein bewusst herausstrich.

»Warum glauben Sie, dass Grace Noel in Gefahr sein könnte?«, hakte Diane nach. Sie fragte sich, ob es eine solche Gefahr wirklich gab oder ob das Ganze eine Finte – oder vielleicht sogar eine Drohung – sein könnte.

»Lassen Sie mich ganz von vorne beginnen«, sagte Clymene. »Grace Noel gehört zu der Sorte Wärterinnen, die gerne mit den Häftlingen redet, wenigstens mit einigen von ihnen.«

Diane fiel auf, dass Clymene von den Häftlingen als *ihnen* und nicht als *uns* sprach.

Clymene lächelte. »Ich denke, ich sollte besser *uns* sagen«, meinte sie, als ob sie Dianas Gedanken lesen könnte. »Grace Noel ist eine etwas füllige, grobknochige Frau.«

»Wollen Sie mir damit sagen, dass sie übergewichtig ist? Warum sollte mich das jetzt interessieren?«, fragte Diane, die immer ungeduldiger wurde. Sie verlagerte ihre Position auf dem harten Stuhl und begann wieder, an die Probleme zu denken, die im Museum auf sie warteten.

»Das ist schon wichtig für die Geschichte. So beschreibt sie sich nämlich selbst und ... lassen Sie es mich erklären. Ich arbeite in der Bücherei und der Gefängniskapelle. Noel spricht mit mir, während ich dort arbeite. Sie wissen schon – was Frauen halt so reden. Vor einigen Monaten jammerte sie, dass sie kaum jemals von einem Mann eingeladen werde. Sie fragte mich dann, ob sie ihre Frisur verändern sollte, und solche Dinge – typisches Weibergeschwätz eben.«

Diane fiel es schwer, sich Clymene bei einem »typischen Weibergeschwätz« vorzustellen. Außerdem war ihr nicht klar, was das mit der vorgeblichen Gefahr zu tun haben könnte. Sie lehnte sich nach vorne und stützte die Unterarme auf den Tisch.

»Eines Tages«, fuhr Clymene fort, »fragte sie mich dann, wie ich so viele Ehemänner bekommen hätte, während sie nicht einmal zu einem einzigen Rendezvous eingeladen würde.« Clymene machte eine kleine Pause. »Ich erzählte ihr, dass ich nur zwei Männer gehabt habe. Da lächelte sie mich wissend an.«

»Sie lächelte Sie *wissend* an?«

»Wenn man einmal verurteilt worden ist, glaubt die ganze Welt alle Beschuldigungen, die gegen einen erhoben werden. Kein Leugnen wird die Meinung der Leute über dich ändern, vor allem nicht hier drin.« Sie hörte erneut kurz zu reden auf und lächelte. »Natürlich behauptet jeder in diesem Gefängnis, er sei

unschuldig, was die Glaubwürdigkeit derjenigen von uns, die es wirklich sind, nicht gerade befördert. So freundlich Noel zu mir ist, so glaubt sie doch, dass ich nicht nur dieses eine Verbrechen begangen habe, für das ich verurteilt wurde, sondern sie hält auch die Gerüchte und Anschuldigungen für wahr, die der Staatsanwalt und andere über mich in die Welt gesetzt haben.«

»Welche Gerüchte und Anschuldigungen?«

»Dass ich noch viel mehr Ehemänner gehabt und sie alle umgebracht haben soll. Ich weiß, dass der Bezirksstaatsanwalt das glaubt – so wie mein Profil«, sagte sie. »Also glaubt Noel das auch. Und in meiner Eigenschaft als Schwarze Witwe und Massenmörderin muss ich dann ja wohl wissen, wie man sich einen Mann angelt.« Clymenes Gesicht nahm einen leicht amüsierten Ausdruck an.

»Das war es, was sie von Ihnen wollte? Irgendwelche Geheimnisse, wie man zu einem Mann kommt? Worüber machen Sie sich dann Sorgen? Dass sie sich auf die Suche nach Mr. Goodbar begeben könnte?«, sagte Diane.

»Nein. Sie ist ihrem angeblichen Mann fürs Leben bereits begegnet. Er ist ein neues Mitglied ihrer Kirchengemeinde. Sie wollte ihn auf sich aufmerksam machen und auf ihn anziehend wirken. Deshalb gab ich einige Ratschläge aus dem weiten Bereich des Fachwissens, über das ich verfüge.«

»Das ist hier ja wie bei einem Bewerbungsgespräch!« Diane schüttelte den Kopf. »Sie verfügen über ein besonderes Fachwissen?«

»Zur Vorbereitung auf meinen Prozess habe ich mich über die Art von Person kundig gemacht, für die mich der Staatsanwalt hielt. Ja, ich bin dabei zu einem ziemlichen Experten auf diesem Gebiet geworden.« Sie zuckte die Achseln. »Außerdem hatte ich zwei Ehemänner und viele Freunde, deshalb dachte ich, ich

könnte ihr einige gute Hinweise geben und mir dadurch ihre Gunst erhalten.«

»Was haben Sie ihr denn erzählt?«, fragte Diane.

»Sie solle den betreffenden Mann genau beobachten, seine Vorlieben und Abneigungen herausfinden und zu der Person werden, nach der er verlangt.« Sie zuckte erneut die Achseln.

»Und wie könnte sie so etwas in Gefahr bringen?« Diane schaute auf die Stelle ihres Handgelenks, wo sonst ihre Uhr war. Clymene schien das nicht zu bemerken.

»Noel wusste nicht, wie sie das anfangen sollte, und wollte, dass ich ihr bei diesem Plan helfe. Ich bat sie, mir alles zu erzählen, was sie über ihn wusste. Das war tatsächlich eine ganze Menge. Er heißt Eric Tully und ist Buchhalter. Er geht gerne zelten, wandern und Boot fahren. Überhaupt liebt er alle Arten von Outdoor-Aktivitäten. Außerdem mag er Country-Musik, Reality-Shows und Actionfilme, daneben allerdings auch Gedichte.« Clymene zog bei der letzten Bemerkung eine Augenbraue hoch. »Seine letzte Frau starb bei der Geburt seiner Tochter, die jetzt fünf Jahre alt ist. Davor verlor er eine Frau durch Leukämie, seine beiden Eltern starben, als er noch ein Teenager war. Er hatte ein sehr trauriges Leben, erzählte mir Grace.« Clymene beugte sich nach vorne. »Etwas zu traurig für meinen Geschmack.«

»Was wollen Sie damit sagen?«, fragte Diane.

»Ich will damit sagen, dass ich in ihm die Sorte von Mensch entdeckt habe, über die ich vor meinem Prozess so viel gelesen habe.«

»Halten Sie ihn etwa für einen Serienmörder?« Diane klang äußerst skeptisch.

Clymene lehnte sich in ihrem Stuhl zurück. »Ich habe Grace vorsichtig gewarnt, aber sie meinte, er sei nun mal der Mann ihrer Träume.«

»Haben Sie ihr danach bei der Ausarbeitung eines Plans geholfen?«

»Ja. Das war aber nur ein allgemeiner Plan, wie ihn jede Freundin entwickeln könnte. Er bot keinerlei Erfolgsgarantie.«

»Sie können Erfolgsgarantien bieten?«

Clymene musterte Diane eine ganze Zeitlang und fing dann zu lächeln an, als ob sie das Gespräch irgendwie amüsant finden würde. »Das war nur so eine Redewendung. An diesem Plan war überhaupt nichts Phantastisches. Aber er funktionierte. Da war ich wirklich überrascht.«

»Warum?«

»Einmal ganz ehrlich: Er ist ein gutaussehender Mann, und sie ist bestimmt keine schöne Frau. Es ist aber nun mal so, dass hübsche Männer selten unattraktive Frauen heiraten ... außer, es gibt dafür noch einen ganz anderen Grund.«

Dieses Mal zog Diane eine Augenbraue hoch. Sie musste an sich selbst denken. Sie hatte sich nie für schön gehalten, aber ihr Freund Frank war tatsächlich ein absoluter Frauenschwarm.

Clymene schüttelte den Kopf. »Sie sind nicht unattraktiv. Sie haben ein interessantes und intelligentes Gesicht. Ich bin mir sicher, dass Sie eine Menge gutaussehender und intelligenter Männer sehr anziehend finden«, sagte sie.

Diane verunsicherte zusehends die Art, wie Clymene ständig ihre Gedanken zu erraten schien. *Ist mein Gesicht etwa ein offenes Buch?*

»Sie hielten sich gerade für eine Ausnahme von dieser Regel, weswegen auch Grace eine solche Ausnahme sein könnte«, fuhr Clymene fort. »Aber Sie sind keine solche Ausnahme.«

»Um das zu wissen, müssten Sie meinen festen Freund oder Ehemann kennen«, sagte Diane.

»Sie sind nicht verheiratet, und ich weiß, mit wem Sie liiert sind. Schauen Sie nicht so misstrauisch. Nicht ich habe das

herausgefunden, ich weiß das von meinem Anwalt. Zur Vorbereitung des Prozesses hat er die Hintergründe aller Personen unter die Lupe genommen, die auf der Zeugenliste standen, um deren Ecken und Kanten herauszufinden. Sie müssten das eigentlich wissen. Er war ein sehr teurer Anwalt.«

Obleich Diane diese Vorgehensweise kannte, war es ihr unangenehm, dass Clymene so viel über sie wusste. »Grace ... und ... dieser Tully wurden ein Paar?«, fragte sie nach einer kurzen Pause.

»Ja. Sie heirateten bereits nach ganz kurzer Zeit. Ein weiteres schlechtes Zeichen«, sagte Clymene.

»Haben Sie sie gewarnt?«

»Natürlich. Oft. Aber sie hat nicht auf mich gehört. Als es dann so weit war, riet ich ihr, keine Hochzeitsreise zu unternehmen, die über Wasser ging oder bei der das Hotel in der Nähe eines Steilufers lag. Sie hielt das für ausgesprochen lustig.«

»Wann war das?«, fragte Diane.

»Sie haben vor drei Wochen geheiratet«, antwortete Clymene.

»Und warum haben Sie sich jetzt an mich gewandt?«, fragte Diane.

Clymene beugte sich erneut nach vorne. »Weil ich eine Wärterin habe sagen hören, dass sie längst hätte zurückkehren sollen, sie aber bisher überhaupt nichts von ihr gehört hätten.«

Kapitel 3

Warum haben Sie nicht die anderen Wärterinnen gebeten, nach Grace zu schauen?«, fragte Diane.

Clymene schüttelte den Kopf. »Nicht alle Wärterinnen sind nett. Ich hatte Angst, sie könnten meine Warnung als Drohung gegenüber Grace und nicht als Besorgnis auffassen.«

Das hätten sie wahrscheinlich getan, musste Diane ihr insgeheim recht geben. *Das war ja auch mein erster Gedanke*. »Aber da gibt es doch eine Menge anderer Leute, an die Sie sich hätten wenden können. Was ist denn mit Ihrem Anwalt?«

»Ich bin gerade dabei, meinen Anwalt zu wechseln. Die wenigen Freunde, die ich jetzt noch habe und die mich regelmäßig besuchen, wüssten nicht, wie man eine solche Untersuchung anstellt. Natürlich gibt es da noch Kingsley, meinen Profiler ...« Sie zuckte die Achseln. »Der ist aber nur an dem Buch interessiert, das er über mich schreiben will. Ich habe auch daran gedacht, den Gefängnispfarrer zu bitten, aber ich glaube nicht, dass der das Ganze ernst nehmen würde. Er ist ein netter Kerl, aber wie viele andere hält er mich für eine schuldige Soziopathin. Sie schienen mir da die beste Wahl zu sein.«

»Und Sie glauben, dass ich Sie nicht für eine schuldige Soziopathin halte?« Diane zog überrascht die Augenbrauen hoch.

Clymene grinste. »Ich hielt es für möglich, dass Sie mich für fähig halten, jemanden wie meinesgleichen zu erkennen, und mich deshalb ernst nehmen.«

Während Clymene sprach, ließ sie Diane keine Sekunde aus den Augen. Ross Kingsley hatte recht: Sie gab sich niemals eine Blöße, zumindest keine, die Diane hätte erkennen können. Clymene hatte recht. Diane glaubte tatsächlich, dass sie

ihresgleichen erkennen konnte, und sie fing in der Tat bereits an, sich um Grace Noel Sorgen zu machen.

»Also gut, ich schaue nach ihr. Aber was dann? Ich kann doch nicht auf sie aufpassen«, sagte Diane. Sie verschränkte die Arme, als ob sie diesen Punkt unterstreichen wollte. Ihr wurde plötzlich klar, dass ihre Körpersprache wirklich leicht zu entschlüsseln war.

»Ich weiß, dass Sie nicht auf sie aufpassen können. Ich bitte Sie nur darum, jetzt nachzuschauen, ob alles in Ordnung ist. Vielleicht gelingt es Ihnen ja, sie davon zu überzeugen, künftig vorsichtiger zu sein. Ich habe das nicht geschafft.«

Diane schüttelte den Kopf, noch bevor Clymene ihren Satz beendet hatte. »Nein. Ich werde mich auf keinen Fall in ihr Leben einmischen. Ich werde mich nur versichern, dass sie gesund und munter aus ihren Flitterwochen zurückgekehrt ist.«

Clymene nickte. »Ich verstehe. Vielleicht könnten Sie auch nachschauen, ob es seiner Tochter gutgeht. Sie ist ebenfalls nicht sicher. Auch wenn mein Profiler das denkt, ich bin kein Soziopath, aber Eric Tully ist bestimmt einer.«

Diane beugte sich nach vorne. »Wie können Sie das wissen?«

Clymene zuckte die Achseln und lächelte sie leicht schelmisch an. »Ich lese gerade ein Buch über Soziopathen.«

Diane wusste, dass das sogar stimmte. In Kingsleys Bericht stand, dass sich Clymene gut mit Soziopathen und Mördern auskannte. Es überraschte Diane nicht, dass Kingsley ein Buch über sie schreiben wollte. Er hielt Clymene für eine interessantere Form des Typus der mörderischen Schwarzen Witwe, nämlich eine, die nur an ihrem Profit interessiert war und die nicht, wie die gewöhnlichen Exemplare, von einem verquerten, aus dem Ruder gelaufenen Sinn für Romantik motiviert war und auf diese perverse Weise ihren strahlenden

Märchenprinzen finden wollte.

Diane wusste nicht, zu welcher Kategorie Clymene gehörte, und es war ihr auch egal. Sie wusste dagegen – oder hegte zumindest die starke Vermutung –, dass noch weit mehr Morde auf Clymenes Konto gingen. Warum sie das dachte, war nicht leicht zu erklären. Vielleicht war es die gekonnte Art, wie sie ihren Ehemann um die Ecke gebracht hatte und fast damit durchgekommen wäre.

Während Clymene redete, achtete Diane auf ihre Sprachmuster und versuchte, Anhaltspunkte für ihre Herkunft zu entdecken. Dabei war Diane linguistisch nicht einmal besonders bewandert. Trotzdem hätte sie dieses Rätsel gerne gelöst. Clymene hatte ihrem Mann erzählt, sie habe für die Amerikanische Universität in Paris gearbeitet. Dort gab es allerdings keinerlei Unterlagen über sie. Sie sprach fließend Französisch, aber ihr Akzent hier im Gefängnis und damals bei ihrem Prozess deutete auf die Südstaaten hin, obgleich sie behauptet hatte, sie sei an unterschiedlichen Orten in Europa aufgewachsen. Die Kriminalpolizei von Rosewood und der Staatsanwalt dachten, sie hätten genug Beweise für ihre Schuld, so dass sie sich das Geld sparen könnten, das eine Aufklärung ihrer gesamten Vergangenheit gekostet hätte. Clymene blieb also ein Rätsel.

Diane achtete auf die Aussprache der Vokale und Konsonanten, ihre Syntax und die tonalen Eigenschaften ihrer Äußerungen, um vielleicht daraus auf ihre Herkunft schließen zu können. Clymene hatte tatsächlich einen leichten Südstaatenakzent, aber Ross Kingsley meinte, dass ihr Französisch ohne Fehl und Tadel sei. Er hatte Diane erzählt, dass er eines seiner Interviews mit ihr nur auf Französisch geführt habe. Außerdem vermutete er, dass sie noch weitere Sprachen beherrschte.

Sprache. Plötzlich musste sie an ihre Adoptivtochter denken. Ariel hatte Sprachen mit derselben Leichtigkeit aufgeschnappt, wie sie schwimmen gelernt hatte. Ein helles Licht, das diese Welt – und Dianas Leben – viel zu früh verlassen hatte. Der Hass auf alle Mörder überkam sie plötzlich wie eine Welle. Ihr Gesicht musste sich schlagartig verändert haben, denn Clymene schaute sie verblüfft an. Es war der erste Gesichtsausdruck, den Diane für echt hielt. Clymene hatte bisher Dianas Gedanken gut erraten können, aber diesen Bewusstseinsstrom, der sich nun in ihrer Körpersprache ausdrückte, konnte sie schlechterdings nicht mehr verfolgen. Diane spürte, dass Clymene glaubte, sie gerade verloren zu haben.

»Wie heißen Sie wirklich?«, fragte Diane plötzlich.

»Clymene O’Riley«, antwortete Clymene, ohne zu zögern.

Diane wollte gerade sagen, dass sie beide wüssten, dass das nicht stimmte und dass Ehrlichkeit die Voraussetzung für jedes Vertrauen sei, fragte sich dann aber, wie sie überhaupt auf die Idee kommen konnte, mit dieser Frau in eine Diskussion einzutreten. Dianas Rolle war in dem Augenblick vorbei gewesen, als sie damals den Zeugenstand verlassen hatte. Inzwischen bereute sie es fast, ihr versprochen zu haben, sich um Grace Noel zu kümmern. Clymene führte irgendetwas im Schilde, aber Diane konnte sich nicht vorstellen, was das sein könnte. Was immer es auch war, Diane wollte sich nicht hineinziehen lassen. Sie bereute es jetzt, sie nach ihrem richtigen Namen gefragt zu haben. Sie hatte doch gewusst, dass ihr Clymene diesen niemals nennen würde.

Sie starrten sich noch einige Momente an, bevor Diane wieder zu sprechen begann. »Was macht Sie so sicher, was Tully betrifft?«

Clymene hatte inzwischen ihre Fassung wiedergewonnen.

Eigentlich hatte sie die auch nie verloren, sie war nur plötzlich etwas irritiert gewesen. *Wie sehr muss sie sich auf mich und meine Körpersprache konzentriert haben*, dachte Diane.

»Dafür, dass er sie jedem erzählen will, ist seine Geschichte einfach zu tragisch«, sagte Clymene. »Außerdem ist er übertrieben charmant. Er nimmt sich offensichtlich den Helden irgendeines billigen Liebesromans zum Vorbild. Seine Vorliebe für Outdoor-Aktivitäten verschafft ihm die Möglichkeit, seine Opfer in gefährliche Situationen zu bringen. Sein angebliches Interesse an Gedichten soll die Leute glauben lassen, dass er besonders empfindsam sei. Und seine buchhalterischen Fähigkeiten sind eine gute Ausrede, um das gemeinsame Geld in seinen Beziehungen zu verwalten.«

Clymene beugte sich erneut vor und stützte sich auf ihre Unterarme. Ihr Gesicht nahm einen wissenden Ausdruck an.

»Er denkt nur an sich«, fuhr sie fort. »Grace hat mir von ihren Rendezvous erzählt. Zuerst fragte er sie gewöhnlich, in welches Restaurant sie gehen oder welchen Film sie sehen wolle. Selbst als sie mir davon erzählte, merkte sie immer noch nicht, dass sie sich am Ende den Film angesehen hatten, der ihn interessierte, oder in seinem Lieblingsrestaurant gelandet waren. Aus ihren Beschreibungen merkte ich auch, dass ihm seine Tochter nicht viel bedeutet. Grace fiel das überhaupt nicht auf, da Julie immer genug zu essen bekommt und gut angezogen ist und er ihr gelegentlich sogar den Kopf tätschelt.«

Clymene machte eine kleine Pause, schaute zuerst ihre Hände und dann wieder Diane an.

»Seine Tochter ist erst fünf, aber sie reinigt bereits das Haus, spült das Geschirr und erledigt Botengänge für ihren Vater. Grace meint, dass sie einfach Hausfrau spielen möchte. Aber das geht darüber hinaus.«

Clymene äußerte die letzte Bemerkung mit einem solchen

Ernst, dass sich Diane fragte, ob sie etwa eine ähnliche Erfahrung hatte machen müssen, die sie jetzt auf die kleine Julie projizierte. Andererseits hatten Clymenes Argumente wirklich Hand und Fuß.

»Er liest seiner Tochter niemals vor und bringt sie auch nie zu Bett. Grace glaubt, sie könne ihn bei diesen Aufgaben unterstützen und dass er einfach ein leicht überforderter alleinerziehender Vater sei. Ich halte ihn dagegen für jemanden, der große Charakterfehler besitzt.«

»Warum glauben Sie, dass er gerade jetzt seiner Tochter etwas antun könnte?«

»Ich weiß nicht, ob er so etwas im Augenblick vorhat, aber das Leben der drei ist gerade in einem großen Wandel begriffen, so dass plötzlich alles geschehen könnte. Es ist jedenfalls sehr bedenklich, dass niemand etwas von Grace gehört hat.«

»Also gut. Ich werde mich erkundigen«, versprach Diane.

Clymene lehnte sich entspannt in ihrem Stuhl zurück.
»Danke.«

Diane saß eine ganze Weile ruhig da und studierte Clymene durch den Drahtschirm. Um alles in der Welt konnte sie sich nicht vorstellen, welches Spiel diese Frau gerade spielte. Aber sie war sich sicher, dass dahinter irgendeine Absicht stand. Clymene hatte mehr im Sinn, als nur eine Gefängniswärterin vor Schaden zu bewahren.

Während ihres ganzen Gesprächs hatte Diane das Gefühl, dass sich ihr Clymenes Persönlichkeit immer wieder entzog. Sie war jemand, den man niemals richtig kennenlernen konnte. Diane hätte nicht mit Worten ausdrücken können, warum sie so dachte. Es war nichts, was Clymene gesagt oder getan hätte. Sie war einfach immer viel zu glatt, da gab es niemals Ecken und Kanten. Hatte sie etwa ihr Treffen mit Diane zuvor vor dem Spiegel geprobt? Oder es wenigstens nachts im Geist

durchgespielt, wenn das Licht ausgeschaltet und im ganzen Gefängnis Ruhe eingekehrt war?

»Sie sind eine gute Schauspielerin«, sagte Diane. »Warum haben Sie nicht das zu Ihrem Beruf gemacht – anstatt Mord?«

»Sie glauben, dass ich Ihnen etwas vorgespielt habe?«

In ihrer Stimme war keinerlei Böswilligkeit zu entdecken, aber Diane bemerkte doch eine gewisse Irritation. Sie schien verblüfft zu sein, aber nicht wütend. Sie zeigte niemals Anzeichen von Wut. Das fand Diane verdächtig.

»Das weiß ich nicht«, sagte Diane.

Clymene zog die Augenbrauen hoch. »Also was ...? Warum halten Sie mich dann für eine gute Schauspielerin?«

»Ich habe Sie im Gerichtssaal beobachtet, und dort waren Sie eine völlig andere Person als heute. Ich weiß allerdings nicht, ob Sie damals oder jetzt geschauspielert haben, oder ob tatsächlich keine dieser beiden Persönlichkeiten Ihre echte ist.«

Vor Gericht hatte sich Clymene sehr stark zurückgenommen. Ihre Augen wirkten immer so, als ob sie im nächsten Moment in Tränen ausbrechen würde. Da war kaum etwas von der selbstbewussten Persönlichkeit zu merken, die jetzt vor Diane saß. Erst als sie in den Zeugenstand trat, war etwas von ihrer großen Selbstsicherheit zu spüren. Sonst trat sie wie eine Frau auf, die eher Opfer denn Täter war.

»Ich verstehe, was Sie meinen. Ich gebe zu, dass ich den Geschworenen in meinem Prozess etwas vorgespielt habe. Das können Sie mir allerdings nicht vorwerfen. Immerhin kämpfte ich um meine Freiheit. Und erzählen Sie mir ja nicht, dass Sie nicht auch diesen Geschworenen etwas vorgespielt haben, als Sie und Ihr Team dort wie die CSI-Ermittler angerauscht kamen. Hat Ihnen der Staatsanwalt nicht vorher erzählt, dass die Geschworenen so etwas heutzutage erwarten und von einer brillanten forensischen Analyse beeindruckt

werden wollen?«

Diane zuckte nur ganz leicht mit den Schultern, da sie sich in diesem Punkt keine Blöße geben wollte. Tatsächlich hatte Clymene aber recht. Genau das erwarteten die Geschworenen heutzutage. Sie wollen eine große Forensik-Show erleben, und das hatte der Staatsanwalt vorher auch ihr und ihrem Team klargemacht.

»Ich würde die kriminaltechnischen Erkenntnisse, die wir dort vorgelegt haben, nicht gerade brillant nennen. Sie waren einfach überzeugend«, sagte Diane.

»Wenn man Ihnen zuhörte, klangen sie plötzlich brillant und umwerfend. Das soll jetzt keine Kritik sein, eher ein Kompliment. Wie Sie zum Beispiel diesen schmutzigen Wattebausch hervorzauberten und ihn in« – sie vollführte mit der rechten Hand eine Wellenbewegung – »in einen Mord verwandelten.«

»Wir hatten mehr als einen Wattebausch, der mit *Clostridium tetani* getränkt war.«

Clymene lächelte. »Ja, das hatten Sie tatsächlich«, sagte sie. »Etwa dieses Erinnerungsalbum.«

Diane lächelte zurück. Tatsächlich war dies das schwächste Glied in ihrer Beweiskette gewesen.

»Wie viele Frauen denken groß darüber nach, bevor sie ihre Familienfotos zurechtschneiden?«, sagte Clymene. Sie wirkte fast so, als ob sie jederzeit in Lachen ausbrechen könnte.

»Kann ich noch etwas für Sie tun?«, fragte Diane.

Clymene schüttelte den Kopf. »Ich weiß es zu schätzen, dass Sie gekommen sind und jetzt für mich nach Grace schauen wollen. Sie ist wirklich ein netter Mensch, der nur etwas Wärme und Liebe in sein Leben bringen möchte. Sie hat das, was Eric Tully mit ihr vorhat, wirklich nicht verdient.«

Diesmal wirkte sie ganz ehrlich. Welche Ironie, musste Diane

denken. Nach ihren Erkenntnissen hatte auch Archer O'Riley nichts anderes gewollt, als er Clymene heiratete. Auch er wollte nur etwas Wärme und Liebe in sein Leben bringen. Stattdessen wurde er ermordet.

Kapitel 4

Dieser Besuch war doch noch in ganz zivilisierten Bahnen abgelaufen, dachte Diane, als sie den Besprechungsraum verließ. Selbst als Clymene kurzzeitig das Spielchen »Ich bin ja nur ein unschuldiges Opfer« spielte, tat sie das mit einem gewissen Humor. Diane hatte den Eindruck, dass Clymene immer noch glaubte, ihr eigenes Schicksal vollkommen kontrollieren zu können. Dies beunruhigte Diane zwar nicht gerade, aber es gab ihr doch zu denken.

Sie selbst hatte Clymene keinen einzigen Moment für unschuldig gehalten, konnte aber gut verstehen, dass andere Menschen ihr ihre Unschuldsbeteuerungen abnahmen. Sie wusste, dass Clymene weiterhin draußen über Freunde und Unterstützer verfügte. Vielleicht machte sich der Staatsanwalt deswegen Sorgen.

Tatsächlich waren es nicht Qualität und Schlüssigkeit der von Dianas forensischem Team gesammelten Beweismittel, die eine eventuelle Wiederaufnahme des Prozesses befürchten ließen. Es war die Entscheidung des Bezirksstaatsanwalts, Informationen über den Tod von Clymenes vorherigen Ehemann, Robert Carthwright, in den Prozess mit einzuführen. Dieser hatte angeblich einen Unfalltod erlitten, als er an einem seiner Autos Reparaturarbeiten ausführte. Damals war Clymene nicht einmal als Verdächtige benannt worden. Zwar gab es Anzeichen, dass ein örtlicher Gelegenheitshandwerker etwas damit zu tun haben könnte, aber dann wurde ganz offiziell festgestellt, dass es sich um einen Unfall gehandelt habe.

Staatsanwalt Riddmanns Strategie bestand nun darin, die Geschworenen davon zu überzeugen, dass der Mord an Archer O'Riley Teil eines größeren Musters war und dass es sich bei Clymene in Wirklichkeit um eine Schwarze Witwe und

Serienmörderin handelte. Aus diesem Grund stellte er neue Vermutungen über ihre Schuld an Robert Carthwrights Tod an. Er hob deswegen auch auf die dunklen Motive ab, die angeblich hinter den ausgefeilten Methoden lagen, wie sie ihre Vergangenheit zu verbergen oder zu verfälschen suchte. Dies war für ihn ein weiterer Beweis ihrer soziopathischen Persönlichkeit.

Die Tatsachenbeweise, die Clymene mit dem Mord an Archer O'Riley in Verbindung brachten, hätten für eine Verurteilung vollauf gereicht. Das Einbringen ihrer unklaren Vergangenheit und des Todes ihres vorherigen Gatten boten nur Anlässe für eine spätere erfolgreiche Revision. Diane hatte dies deshalb von Anfang an für den falschen Schachzug gehalten. Allerdings war die Anklagestrategie Angelegenheit des Staatsanwalts.

Trotzdem war die Sache mit diesem Erinnerungsalbum nicht so weit hergeholt, wie sie Clymene gerne darstellte. Ihr Anwalt hatte sich bei dem Prozess lange damit befasst. Wenn es ihm gelungen wäre, die Geschworenen von deren Absurdität zu überzeugen, wäre die Kompetenz der Anklagevertreter erschüttert gewesen. Dies hätte dann auch Zweifel an der Tragfähigkeit der gesamten staatsanwaltschaftlichen Beweismittel geweckt.

Clymenes Erinnerungsalben waren sicherlich nicht die wichtigsten Indizien für ihre Schuld, aber Diane boten sie wichtige Einsichten in ihre übliche Vorgehensweise. Ross Kingsley mochte sie gerade aus diesem Grunde.

Diane wusste eine Menge über moderne Erinnerungsalben. Mit den traditionellen Fotoalben hatten die heutigen Alben nur noch wenig zu tun. Deren Seiten wurden möglichst so gestaltet, dass der Betrachter die Darstellungen auf den Fotografien auf einer tieferen Ebene erlebte, als wenn er einfach nur ein Bild nach dem anderen an sich vorbeiziehen ließ. Die Fotos konnten

dabei zurechtgeschnitten, zu ganzen Mosaiken zusammengefasst, eingefärbt oder auf verschiedene andere kreative Arten behandelt werden, um die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Entscheidend war dabei, dass eine tiefer liegende Wahrheit zum Vorschein kam, dass Fenster geöffnet wurden zur jeweiligen persönlichen Geschichte.

Clymenes Alben waren mit äußerster Kunstfertigkeit und Kreativität angefertigt worden, aber sie waren gleichzeitig auch grobe Fälschungen. David, ein Mitglied von Dianas Tatortteam und Experte für fotografische Analysen, hatte dies als Erster bemerkt. Clymene hatte sich selbst digital in bereits vorhandene Fotos hineingescannt und sich dadurch auf elektronische Weise zu einem Teil des Lebens völlig fremder Menschen gemacht.

Wenn es sich dabei nur um eine einzige Fotografie gehandelt hätte, hätte man das als kleine künstlerische Freiheit entschuldigen können, aber in ihren Alben waren Dutzende von Fotos zu finden, auf denen sie sich systematisch eine falsche Vergangenheit zugelegt hatte. Sie hatte sogar eine völlig fiktive Fünf-Generationen-Fotografie fabriziert und anscheinend auf allen möglichen Flohmärkten alte Fotos zusammengesucht, mit deren Hilfe sie sich eine neue Geschichte zulegen konnte. Clymenes »Familie« und ihre »Vergangenheit« waren also ein reines Kunstprodukt, das nichts mit ihr zu tun hatte.

Diese Erinnerungsalben stellten für sich genommen natürlich keinen Beweis für irgendein Fehlverhalten dar. Fügte man sie allerdings den gewichtigen sonstigen Indizien hinzu, gewannen sie an Bedeutung. Die Tatsache, dass die Ermittler keinerlei Hinweise auf Clymenes Familie oder ihr Leben vor ihrer Ehe mit Carthwright finden konnten, warf ein ziemlich düsteres Licht auf die Motive dieser Alben.

Clymenes Alben bezogen sich ausdrücklich auf die Interessen ihrer beiden Ehemänner. Robert Carthwright war ein Autonarr,

der vor allem immer wieder gerne an Überlandrennen teilnahm. Eines ihrer Alben zeigte sie nun als seine Navigatorin bei Überland-Rallyes in ganz Europa. Besonders ausführlich wurde ihre angebliche Teilnahme an der Akropolis-Rallye in Griechenland dargestellt. Neben den Autobildern gab es noch zahlreiche Fotografien antiker Ruinen und netter, kleiner Dörfer. Mit Hilfe eines elektronischen Bildbearbeitungsprogramms hatte sie dabei ihr Gesicht oder ihren ganzen Körper in alle diese Abbildungen eingefügt.

Archer O'Riley, der Mann, für dessen Ermordung sie verurteilt wurde, war dagegen ein begeisterter Amateurarchäologe. Ein Album zeigte Clymene bei verschiedenen Ausgrabungen in Europa. Ausgrabungen, an denen sie nachweislich niemals teilgenommen hatte. Die digitale Bearbeitung war so gut und die künstlerische Ausführung der einzelnen Seiten so gekonnt, dass dies ohne eine genauere Analyse niemals aufgefallen wäre. Clymene war offensichtlich äußerst begabt, was das Herstellen von Illusionen anging.

Als Diane die Hochsicherheitsabteilung verließ, fragte sie die Türwärterin, ob der Gefängnispfarrer zufällig anwesend sei. Sie folgte der Wegbeschreibung bis zu einem Büro, über dessen Eingang REVEREND WILLIAM RIVERS stand. Sie klopfte an die Tür, die sofort geöffnet wurde.

Vor ihr stand ein korpulenter Mann, der dunkelgraue Hosen, ein kurzärmliges weißes Hemd und eine Krawatte trug und sie verwundert anstarrte. Es kam wohl nur sehr selten vor, dass Leute, die er nicht kannte, vor seiner Tür standen.

»Reverend Rivers?«

Er schaute auf ihr Namensschild. »Dr. ... Fallon ...« Er runzelte die Stirn. »Haben wir eine Verabredung?«

»Nein. Ich ... ich bin die Direktorin des Kriminallabors der Stadt Rosewood und arbeite gerade mit Ross Kingsley, dem

FBI-Profiler, zusammen. Ich hätte gerne mit Ihnen über eine der Insassinnen hier gesprochen.« Diane hielt es nicht für angebracht, Clymenes Wunsch als wirklichen Grund für ihren Besuch zu erwähnen. Da Ross sie in diese ganze Sache hineingebracht hatte, konnte sie ihn auch ruhig als Bezugsperson nennen.

Reverend Rivers trat aus seinem Zimmer und schloss die Tür hinter sich. »Können Sie mich zur Kapelle begleiten? Ich muss dort diese Handzettel auslegen. Über wen möchten Sie mit mir sprechen?«

»Clymene O'Riley«, antwortete Diane.

»Stimmt. Ross hat mich einmal auf sie angesprochen. Er scheint sie irgendwie zu mögen.«

Sie kamen an das Tor zum Hochsicherheitsbereich, das die Wärterin für sie öffnete. Diane stellte keine Fragen, bis sie die Kapelle erreicht hatten. Gleichzeitig zu atmen, zu gehen und zu sprechen, schien Rivers große Schwierigkeiten zu bereiten.

»Hier sind wir«, sagte er.

Sie betraten die Kapelle, in der es keine Kirchenbänke gab, sondern Klassenzimmerstühle aus Metall und Plastik, an denen kleine Ablagetische angebracht waren. Auf sie begann der Pfarrer jetzt, seine Handzettel zu legen. Die Kapelle selbst hatte den gleichen glänzenden Ziegelfußboden und die gleichen graugrünen Wände wie der Rest des Gefängnisses. An der Frontseite stand ein einzelnes Holzkreuz hinter einem hölzernen Rednerpult. Entlang der Wände waren Tische aufgestellt, auf denen Vasen voller Seidenblumen – meistens Rosen, Iris und Lilien – standen. Rivers bemerkte, dass sie den Blick durch den ganzen Raum schweifen ließ.

»Unglaublich, wie jemand auf eine solche Farbe kommen konnte«, sagte er und schüttelte den Kopf. »Einige Frauen haben die Blumen arrangiert. Eine örtliche Floristin hat hier im

Rahmen unseres Ausbildungsprogramms einen Blumensteckkurs abgehalten.« Er schaute Diane an und grinste. »Na ja, es war für die Frauen wenigstens eine schöne Abwechslung. Clymene O’Riley hat auch an diesem Kurs teilgenommen. Einige der Arrangements, die Sie hier sehen, stammen von ihr. Was möchten Sie über sie wissen?«

»Ihre Meinung über sie«, antwortete Diane.

Reverend Rivers hatte alle seine Handzettel verteilt und forderte Diane nun auf, sich zu setzen. Er drehte einen Stuhl herum, um ihr ins Gesicht sehen zu können. Als er sich darauf niederließ, atmete er einmal tief durch, als ob ihn bereits das Auslegen dieser Zettel schwer angestrengt hätte. Seine hellbraunen Haare waren zerzaust, und seine braunen Augen hatten rote Ränder und sahen müde aus.

»Sie ist ein interessanter Häftling. Als sie mich bat, in der Kapelle arbeiten zu dürfen, ging sie ganz anders vor als die üblichen Gefangenen. Sie hielt mir keinen Vortrag, dass sie endlich zu Gott gefunden habe und deshalb dessen Werk befördern wolle. Wir saßen da drüben auf diesen Stühlen.« Er deutete auf zwei vinylgepolsterte Holzstühle an einem Tisch neben der Wand. »Sie erzählte mir, sie habe Angst und suche einen sicheren Platz zum Arbeiten. Wenn ich sie ihre Arbeit hier verrichten ließe, würde sie sich im Gegenzug ohne Vorbehalte anhören, was ich ihr zu sagen hätte. Ich fand das äußerst erfrischend. Sie sagte die Wahrheit und versprach mir nur, was sie auch halten konnte. Andere Frauen haben mir schon versprochen, dass sie Nonnen werden würden.« Er lachte. »Ich erzähle ihnen dann, ich sei zwar selbst Protestant, würde aber ihren Wunsch an Pater Henry weiterleiten.«

Diane lächelte. »Sie spielen hier also auch eine Beraterrolle?«

Er nickte. »Ich bin den ganzen Tag da. Wir haben aber auch

einen Rabbi und einen katholischen Priester, die immer wieder vorbeikommen und Gottesdienste abhalten.«

Diane las einen der Handzettel durch, die der Reverend verteilt hatte. Es war eine Anleitung zum Ausfüllen eines Bewerbungsschreibens.

»Einigen von ihnen helfen solche kleinen Fertigkeiten wie das Ausfüllen von Formularen, die Vorbereitung auf Vorstellungsgespräche oder das Erstellen eines Budgets, sich auf ihr späteres Leben draußen vorzubereiten. Clymene ist mir dabei eine große Hilfe. Sie besitzt ja alle diese Fertigkeiten bereits. Manchmal veranstalten wir Rollenspiele, und die Frauen tun so, als ob sie an einem Bewerbungsgespräch teilnehmen. Clymene spielt dann immer die Rolle des Interviewers und zeigt den anderen danach, was sie alles besser machen können. Außerdem spricht sie fließend Spanisch. Sie ist wirklich eine große Hilfe.«

»Und hat sie Sie auch ohne Vorbehalte angehört?«, fragte Diane.

Rivers nickte. »Hat sie. Sie hört zu und stellt dann eine Menge intelligenter Fragen. Sie ist eine kluge Frau. Sie versteht tatsächlich alles, was ich zu sagen habe.«

»Wird sie von den anderen Gefangenen gemocht?«

Er nickte. »Unbedingt. Sie verfasst auch Eingaben für sie. Das macht sie sogar ausgesprochen gut. Sie hat erreicht, dass eine Frau einen neuen Prozess bekommt und eine andere endlich Besuch von ihrer Tochter erhalten darf. Das ist eine wirklich gute Erfolgsquote.«

Diane stimmte dem zu. Jetzt konnte sie sich eher vorstellen, warum der Staatsanwalt so nervös war.

»Und das Wachpersonal?«, fragte Diane weiter.

Er zuckte die Achseln. »Die mögen sie so sehr, wie sie die anderen Insassen mögen, nehme ich an. Wahrscheinlich sogar

etwas mehr, weil sie ihnen nie Schwierigkeiten macht. Ich glaube, da gibt es sogar ein paar Wärterinnen, mit denen sie fast freundschaftliche Beziehungen unterhält. Die meisten Wärterinnen sind, wie wir alle hier drin, zynisch. Man hört und sieht eine Menge.«

»Sie scheinen mir kein Zyniker zu sein«, sagte Diane.

»Ich gebe mir Mühe. Gelegentlich bekommen wir Häftlinge, die wirklich unschuldig sind. Das geschieht sogar öfter, als man denkt. Ich versuche, ihnen allen vorurteilsfrei zu begegnen, ohne leichtgläubig zu werden. Und ich versuche, es nicht zu schwer zu nehmen, wenn sie mich enttäuschen. Das Ganze ist allerdings nicht immer leicht.«

»Das kann ich mir vorstellen«, sagte Diane. Sie hielt ihn für einen Mann, der sich Enttäuschungen sehr zu Herzen nahm.

Er rutschte auf seinem Stuhl hin und her und schaute kurz auf den Handzettel vor ihm hinunter. Danach schaute er wieder zu Diane hoch.

»Ich kenne das Beweismaterial gegen Clymene O'Riley nicht. Hier im Gefängnis erzählt man sich allerdings, dass es nicht besonders zwingend war.« Er ließ ein schwaches Lachen hören. »Ging es dabei nicht um das kreative Gestalten von Erinnerungsalben?«

Diane grinste ihn an. »Sie zeigten, dass sie ein doppeltes Spiel spielte, und sie wiesen auf ein dahinterliegendes Schema hin.« Diane atmete einmal tief durch und erklärte ihm dann, was es mit diesen Erinnerungsalben auf sich hatte. Rivers lehnte sich nach vorne, stützte seine Arme auf dem Tischchen seines Stuhles ab und hörte aufmerksam zu.

»Nichts darin stimmte?«, fragte er.

»Wir konnten wenigstens nichts entdecken. Fast alle Fotografien von ihr waren digital in andere Abbildungen eingefügt worden. Diejenigen, zu denen wir Kontakt aufnehmen

konnten, wie die Veranstalter der Rallye in Griechenland oder die Auftraggeber der archäologischen Ausgrabungen, besaßen keinerlei Unterlagen über sie. Es gab dort auch niemanden, der sich an sie erinnerte, obwohl sie bestätigen konnten, dass ihre beiden Ehemänner dort gewesen waren.«

»Ich verstehe«, sagte Rivers. Diane war sich dessen allerdings nicht ganz sicher.

»Clymenes Alben waren für den Fall auch nicht entscheidend«, sagte Diane. »Das wichtigste Beweismittel war der Wattebausch, und der war ein Volltreffer.«

Kapitel 5

Ein Wattebausch?« Reverend Rivers richtete sich in seinem Stuhl auf. »Darüber weiß ich nichts.«

»Wissen Sie, woran Clymenes Mann starb?«, fragte Diane.

Reverend Rivers runzelte die Stirn und schaute auf die Vase voller Iris zu seiner Rechten. »Ich glaube, sie sagte, es sei Wundstarrkrampf gewesen.« Er richtete den Blick wieder auf Diane. »Stimmt das?«

»Ja. Archer O'Riley flog nach Mikronesien, um dort an einer Ausgrabung teilzunehmen. Clymene sollte ihn eigentlich begleiten, bekam dann aber in letzter Minute eine Grippe. Sie sollte später nachkommen. Bei seiner Ankunft ging es ihm ziemlich schlecht. Er hatte schreckliches Kopfweg, starkes Fieber und fühlte sich etwas steif. Er dachte, dass ihn jetzt ebenfalls eine Grippe erwischt hätte. Das Archäologenteam schickte ihn in ein Krankenhaus auf Guam. Auf dem Weg dorthin hatte er so schwere Anfälle, dass er sich dabei einen Wirbel brach. Sein Arm war so stark geschwollen und entzündet, dass ihn die Ärzte amputieren wollten.«

Rivers zuckte zusammen. »Tetanus ist ziemlich selten, nicht wahr? Ich habe noch nie gehört, dass in meinem Umfeld jemand daran gestorben wäre, obwohl mich meine Mutter immer wieder davor gewarnt hat, auf rostige Nägel zu treten.«

»Ja, Wundstarrkrampf ist äußerst selten. Im Jahr sterben von den dreihundert Millionen Einwohnern der Vereinigten Staaten nur etwa acht an Tetanus«, antwortete Diane.

Rivers sagte eine kurze Weile lang gar nichts, als ob er nach den richtigen Worten suchen würde. »Sie ... sie hatte ihn irgendwie damit infiziert? Und Sie konnten das beweisen? Mit einem Wattebausch?« Er schaute sie skeptisch an.

»Ein Wattebausch, der etwa so groß war« – Diane formte mit

Daumen und Zeigefinger einen Ring –, »hat uns die ganze Sache erzählt. Ich verfügte noch nie zuvor über ein solch gutes Beweismittel.«

Rivers verlagerte sein Gewicht auf dem kleinen Stuhl. Ein paar Knöpfe an seinem Hemd schienen jeden Moment abspringen zu wollen. Wieder rückte er unruhig hin und her.

»Ich kenne die Details von O'Rileys Prozess nicht«, sagte er. »Ich weiß nur, dass man sie wegen der Ermordung ihres zweiten Mannes verurteilt hat und darüber hinaus vermutet, sie habe auch ihren ersten Ehemann getötet.«

Diane wollte ihm gerade sagen, dass sie sich nicht einmal sicher sei, ob Robert Carthwright ihr erster, zweiter, dritter oder vielleicht sogar zehnter Ehemann gewesen sei, verkniff sich dann aber diese Bemerkung, da sie das ja tatsächlich nicht wusste. Eines dagegen wusste sie genau: Die Beweise zeigten, dass Clymene Archer O'Riley ermordet hatte, und sie hielt es für wichtig, dass auch Reverend Rivers dies erfuhr.

»Archer starb nur eine Stunde, nachdem man ihn ins Krankenhaus eingeliefert hatte«, sagte Diane.

»Warum vermutete man dann einen Mord?«, fragte Rivers.

»Das tat man anfänglich gar nicht. Man flog seine Leiche zurück in die Vereinigten Staaten, wo sie von seinem Hausarzt untersucht wurde. Er wurde dann äußerst besorgt, als er bemerkte, dass sich genau die Stelle auf O'Rileys Arm entzündet hatte, wo seine Laborantinnen nur einige Tage zuvor im Rahmen einer Routineuntersuchung eine Blutprobe genommen hatten.«

»Natürlich wollte er nicht für den Tod seines Patienten verantwortlich gemacht werden, nicht wahr?«, warf Rivers ein.

»Natürlich nicht«, bestätigte Diane.

Clymene war es gelungen, Reverend Rivers auf ihre Seite zu ziehen. Diane sah es seinem Gesicht an, das sich vor

Aufregung rötete, als er nach Verteidigungsargumenten für sie suchte. Sie nahm an, dass er das bisher selbst nicht bemerkt hatte, bis er sich jetzt gezwungen fühlte, sie zu verteidigen.

Es war Clymene wohl auch nicht allzu schwergefallen, Rivers' Vertrauen zu gewinnen, obwohl er nach seinen eigenen Angaben nicht auf Gefangene hereinflie, die sich bei ihm einzuschleichen versuchten. Ihm standen für seine Beratungsarbeit nicht viele Mittel zur Verfügung, und er hatte vermutlich nur selten echte Erfolgserlebnisse. Clymene hatte ihm nicht nach dem Munde geredet, wie er das von den anderen Insassinnen gewohnt war. Tatsächlich hatte sie ihn mit ihrer Vorgehensweise überrascht. Dass sie ihm ein – wenn auch kleines – Versprechen machte und dieses dann auch hielt, unterschied sie von den anderen Gefangenen. Darüber hinaus hatte er ja selbst erzählt, dass Clymene bei seinen Kursen kluge Fragen stellte und sich auch selbst einbrachte, was über ihr einfaches Versprechen, ihm vorurteilsfrei zuzuhören, weit hinausging. Das war vielleicht nur eine Kleinigkeit, aber Rivers schien sie viel zu bedeuten. Clymene verstand es anscheinend meisterhaft, herauszufinden, was den Menschen wichtig war.

Ihre Aussage, sie habe Angst und suche einen sicheren Platz zum Arbeiten, war wahrscheinlich sogar richtig. Sie musste an einen Lieblingsspruch ihres Freundes Frank, eines Polizeiermittlers in Betrugsfällen, denken: Wahrheiten lassen die Lügen eines Betrügers glaubhaft erscheinen. Clymene war eine Meisterin in der Kunst, einzelne Wahrheiten zur Vertuschung ihrer Täuschungen zu verwenden.

Diane begriff jetzt auch, was Clymene im Schilde führte und warum sie bisher noch keine Berufung eingelegt hatte. Sie wollte sich zuerst eine Gruppe von Unterstützern schaffen. Der Staatsanwalt hatte Diane erzählt, dass zu ihrem Freundeskreis außerhalb der Gefängnismauern hauptsächlich Mitglieder ihrer

Kirchengemeinde gehörten. Da machte es sich sicherlich nicht schlecht, wenn ihr nun auch der Gefängnispfarrer zur Seite stand.

»Das Gesundheitsamt untersuchte darauf die gesamte Praxis«, sagte Diane. »Dabei wurde nichts gefunden, was diese Infektion hätte erklären können.«

Der Pfarrer rutschte erneut auf seinem unbequemen Stühlchen hin und her, was die Haltbarkeit seiner Knöpfe wieder in Gefahr brachte. Sie konnte bereits sein weißes Unterhemd erkennen. »Hätten sie denn überhaupt etwas finden können? Wer weiß« – Rivers zuckte mit den Achseln –, »vielleicht gab es ja nur eine einzige kontaminierte Nadel.«

»Natürlich bestand diese Möglichkeit«, stimmte Diane zu, um ihm zu zeigen, dass sie seine Einwände ernst nahm. »Allerdings ging die Untersuchung danach noch weiter.«

»Ich glaube, wir sollten uns drüben an den Tisch setzen«, sagte er und deutete auf einen honigfarbenen Holztisch, auf dem eine Vase mit Seidenrosen stand. »Entweder werden die Stühle immer kleiner oder ich immer breiter.« Er ließ ein verlegenes Lachen hören und wand sich aus seinem Stühlchen empor.

Sie rückten sich zwei Holzstühle mit geraden Lehnen und vinylgepolsterten Sitzen an den Tisch und nahmen wieder Platz. Allerdings waren die auch nicht viel bequemer als die Schülerstühlchen, musste Diane denken.

»Ich glaube nicht, dass dieses Gefängnis viel Geld für Möbel ausgibt«, sagte Rivers.

»Oder für Farben«, ergänzte Diane, weil sie wusste, dass ihn das zum Lachen brachte.

Tatsächlich prustete Rivers los. »Ganz bestimmt nicht für Farben.« Dann seufzte er tief auf. »Ich möchte das alles verstehen«, sagte er und legte einen Arm auf den Tisch.

Diane nickte. Sie wusste, dass er mit »das alles« die Beweise gegen Clymene meinte.

»Archer O’Riley stammte aus einer alten Rosewooder Familie, einer alten *reichen* Familie. Viele seiner Freunde stammten aus derselben Schicht.« Diane war ihm einmal auf einer Sponsorenparty im Museum begegnet. Eingeladen hatte ihn Vanessa Van Ross, die größte Förderin des Museums und gute Freundin von Diane. Clymene hatte ihn damals nicht begleitet.

Vanessa war auch die Erste, die die Polizei nach seinem Tod auf Trab brachte. Aus Gründen, die Vanessa selbst nicht erklären konnte, hatte sie Clymene nie gemocht. »Irgendetwas an ihr schien mir nicht echt zu sein«, war alles, was sie Diane darüber sagen konnte.

»Eine Freundin von Archer O’Riley sowie dessen Sohn bestanden darauf, dass die Polizei Untersuchungen anstellte«, fuhr Diane fort. Sie erzählte ihm allerdings nicht, dass Vanessa seinen Sohn damals erst einmal von ihrem Verdacht überzeugen musste.

»O’Rileys Infektion hatte sich schneller ausgebreitet als üblich, was bereits den Verdacht der amtlichen Leichenbeschauerin erregt hatte. Diese fand dann in seiner Armbeuge Spritzeneinstiche, die nichts mit der Blutabnahme seines Hausarztes zu tun haben konnten. Zwei dieser Einstiche gingen nicht in eine Vene, sondern ins Muskelgewebe. Daraufhin bat man uns – mich und mein Tatortteam –, sein Haus zu durchsuchen. Wir begannen im Schlafzimmer.«

Rivers hörte aufmerksam zu, ohne einen Kommentar abzugeben. Sein bohrender Blick zeigte, wie sehr ihn die ganze Sache interessierte.

»Es war bereits einige Tage her, seitdem sich Archer O’Riley zum letzten Mal in seinem Haus aufgehalten hatte. Alle Zimmer

waren inzwischen gründlich gereinigt worden. Wir erwarteten eigentlich nicht, noch etwas zu finden. Aber hinter dem Nachttisch auf seiner Seite des Bettes hatte sich zwischen dem Tischchen und der Wandleiste ein kleiner Wattebausch verfangen. In ihm waren ganz deutlich zwei Rillen zu erkennen, als ob man dort einen nadelförmigen Gegenstand abgewischt hätte.« Diane bemühte sich, ihre Beschreibungen so objektiv wie möglich zu halten.

Rivers öffnete den Mund, um etwas zu sagen, ließ es dann aber bleiben. Stattdessen forderte er Diane mit einer Handbewegung zum Weiterreden auf. Wahrscheinlich hatten ihn die bisherigen Beweise nicht besonders beeindruckt, aber er hörte trotzdem aufmerksam zu.

»Wir analysierten die Substanzen auf diesem Wattebausch«, sagte Diane.

»Und diese Substanzen zeigten Ihnen dann, was tatsächlich geschehen war?«, fragte Rivers.

Diane nickte. »In einer Rille fanden wir winzige Spuren von Maissirup, Maisstärke, Carrageenan, L-Cystein, Kaseinhydrolysat, dazu noch Spuren von Pferdemit und eine gar nicht so geringe Menge von *Clostridium tetani*, Tetanusbakterien. Am interessantesten waren hierbei das Kaseinhydrolysat, der Pferdemit – und natürlich die Bakterien. In der zweiten Rille fanden sich Spuren Mengen derselben Substanzen, zusätzlich aber auch noch Spuren von Archer O'Rileys Blut, Rohypnol und Epithele von Clymene und ihrem Pferd.«

Rivers hatte seine Stirn in Falten gelegt. Diane war sich nicht sicher, ob dies auf sein Bemühen, Dianes Aufzählung all dieser seltsamen Stoffe zu folgen, zurückzuführen war oder ob er jetzt nicht doch an Clymenes Unschuld zu zweifeln begann.

»Können Sie mir im Einzelnen erklären, was alle diese

Substanzen zu bedeuten haben?«, fragte er.

»Maissirup, Maisstärke, Carrageenan, L-Cystein und Kaseinhydrolysat sind Inhaltsstoffe aller Sorten von Babymilchnahrung«, sagte Diane.

Rivers zog die Augenbrauen hoch.

»Kaseinhydrolysat ist ein gutes Medium, wenn man Tetanusbakterien züchten will. Pferdemist ist ein guter Ort, um dieses Bakterium zu finden.«

»Ich verstehe«, sagte Rivers.

Diane setzte ihre Erzählung fort, bevor er noch etwas sagen konnte. Er hätte an dieser Stelle ja fragen können: Wie konnten Sie eine Verbindung zwischen diesen Erkenntnissen und Clymene herstellen?

»Tatsächlich gab es Babynahrung in diesem Haus. O'Rileys Sohn und seine Frau haben ein Baby, aber dessen Mutter gab an, diese bestimmte Marke nicht zu verwenden. Die Epithel – Hautzellen – in den Mistspuren stammten nachweislich von Clymenes eigenem Pferd.«

Rivers schaute Diane ins Gesicht. Er sah müde und überrascht aus. »Wenn ich diese Beweisspuren richtig interpretiere, wollen Sie damit sagen, dass Clymene Tetanusbakterien züchtete, ihrem Mann die Vergewaltigungsdroge Rohypnol verabreichte, um ihn bewusstlos zu machen, damit er sich später nicht mehr daran erinnern konnte, dass sie ihm mit einer Spritze Wundstarrkrampfbakterien injiziert hatte.«

»Genau das«, stimmte Diane zu. »Wenn Sie dem noch hinzufügen, dass sie sich eine gefälschte Familiengeschichte zulegte, uns niemals ihre wahre überprüfbare Identität offenbarte und ihr vorheriger Mann ebenfalls eines unnatürlichen Todes starb, verstehen Sie, warum sie schließlich verurteilt wurde.«

Er atmete einmal tief durch. »Ich gebe zu, dass ich jetzt

äußerst enttäuscht bin.«

Dies war ihm auch deutlich anzusehen. Er tat Diane leid. Er war ein Mann, der den Menschen um sich herum vertrauen wollte, von diesen aber ständig enttäuscht wurde.

»Das geht mir genauso«, sagte sie. »Clymene ist intelligent und begabt. Man mag sich gar nicht ausdenken, was aus ihr hätte werden können, wenn sie einen anderen Lebensweg gewählt hätte.«

»Das werden wir niemals erfahren«, sagte er. »Sie erzählt hier allen Leuten, dass man ihre künstlerischen Erinnerungsalben benutzt habe, um ihr etwas anzuhängen. Von diesem Wattebausch hat sie mir nie erzählt.«

»Sie wissen bestimmt, dass Clymene eine Pferdenärrin ist«, sagte Diane. »Sie setzte nach ihrer Verurteilung Himmel und Hölle in Bewegung, um ihren Pferden ein gutes neues Zuhause zu verschaffen. Trotzdem haben wir kein einziges Erinnerungsalbum mit Bildern von ihren Pferden oder von ihr beim Reiten gefunden.«

Rivers schaute sie jetzt wieder einmal stirnrunzelnd an, als versuche er zu verstehen, was das mit den übrigen Indizien gegen sie zu tun haben könnte.

»Diese Alben waren für sie in Wirklichkeit nur Werkzeuge ihres Doppelspiels, die ihre Täuschungen und Machenschaften befördern sollten. Ihr Pferd und das Reiten lagen ihr tatsächlich am Herzen, deswegen hielt sie sie auch aus diesem Lügengebilde heraus.«

Er nickte und stand auf. »Ich sehe jetzt, was Sie meinen. Vielen Dank, dass Sie mir die Augen geöffnet haben.« Er ergriff ihre Hand und schüttelte sie.

»Ich danke Ihnen, dass Sie mich angehört haben.« Diane wollte ihm eigentlich noch sagen, dass es ihr leidtue, spürte aber, dass ihn jedes weitere Wort in Verlegenheit bringen

würde. Clymene hatte ihn umgarnt, ohne dass er es überhaupt bemerkt hatte. Diane war mehr als je davon überzeugt, dass Archer O'Riley nicht der einzige Mensch war, den Clymene umgebracht hatte. Sie war einfach zu gut in ihrem Job, um dies nur ein einziges Mal zu tun.

Rivers brachte sie noch zum Tor der Hochsicherheitsabteilung. Sie war froh, das Gefängnis endlich verlassen zu können, sie hatte nicht vor, in absehbarer Zeit zurückzukehren. Sie hatte mit der Menschenrechtsarbeit aufgehört, weil sie die vielen Massengräber einfach nicht mehr ertragen konnte. Gefängnisse waren für sie ebenfalls Massengräber – Massengräber für die Lebenden.

Kapitel 6

Diane stellte ihren Wagen auf dem Parkplatz vor dem RiverTrail-Naturkundemuseum ab. Das Gebäude mit seinen massiven Granitsteinen und seiner neugotischen Architektur des 19. Jahrhunderts, die es wie eine mittelalterliche Burg aussehen ließen, begeisterte sie immer wieder. An jedem normalen Tag hätte sie kurz angehalten, um die vielen Autos und Ausflugsbusse zu betrachten, die zeigten, dass das Museum gut besucht war. Heute war das anders.

Auf der Rückfahrt vom Gefängnis hatte Diane an einem kleinen Supermarkt angehalten, um sich ein kaltes Getränk zu kaufen. Da war ihr die Schlagzeile der Rosewooder Zeitung ins Auge gefallen:

SKANDAL IM RIVERTRAIL-MUSEUM

Prominentes Vorstandsmitglied verlangt die Entlassung der
Stellvertretenden Direktorin

Direktorin Diane Fallon für keine Stellungnahme zu erreichen

Diane griff sich die Zeitung und begann, sie mitten im Laden zu lesen, ohne auf die anderen Kunden zu achten, die sich an ihr vorbeidrängen mussten, um zum Ausgang zu gelangen.

»Mistkerl«, murmelte sie leise vor sich hin, bezahlte die Zeitung an der Kasse und ging zu ihrem Wagen zurück. Beim Einsteigen schlug sie voller Wut die Autotür zu.

Diane betrat ihr Museum. Sie hatte die Zeitung zusammengerollt und trug sie jetzt wie eine kleine Keule. In der Eingangshalle hielten sich gerade keine Besucher auf, aber in dem dahinterliegenden Pleistozän-Saal fand eine Führung statt. Die Stimme des Führers, der japanischen Touristen etwas über Mammuts erzählte, war bis in die Lobby zu hören. Eine blonde junge Frau, die ein weißes Richard-III.-T-Shirt trug, saß am Informationstisch und unterhielt sich mit einem schlaksigen

dunkelhaarigen jungen Museumsführer, der das gleiche T-Shirt anhatte. Amber und Hunter, registrierte sie im Geiste. Sie hatte es sich zur Aufgabe gemacht, sich die Namen all ihrer Mitarbeiter zu merken.

»Dr. Fallon«, rief Amber, als Diane an dem Tisch vorbeiging. Diane hielt an. »Ja?«

Amber bemerkte die Zeitung in Dianas Hand. »Ich nehme an, Sie haben das auch schon gesehen«, sagte sie.

Diane sah, dass Amber eine Ausgabe der Zeitung neben ihrem Computer liegen hatte. Zweifellos hatte sie gerade mit Hunter darüber gesprochen. Beide sahen sie ernst und besorgt an.

»Ja, ich habe es gesehen«, bestätigte Diane.

»Es ist doch nicht –«, begann Amber.

»Nein«, sagte Diane. »Es ist nicht wahr.«

»Ich habe es dir ja gesagt«, rief sie Hunter zu, um sich danach wieder Diane zuzuwenden. »Vorhin war ein Mann vom FBI hier, der Sie gesucht hat. Ich habe ihn in Ihr Büro geführt. Ich wusste nicht, was ich sonst mit ihm anfangen sollte.«

Diane bemerkte die Besorgnis auf ihren Gesichtern.

»Hat er seinen Namen genannt?«, fragte Diane.

»Kingsley. Ross Kingsley.« Amber sprach seinen Namen ganz sorgfältig aus. »Er sieht gar nicht wie jemand vom FBI aus. Tragen sie nicht immer ihre Haare ganz kurzgeschnitten?«

»Er hatte sogar einen Bart«, fügte Hunter hinzu, als ob er ihn in Wirklichkeit für einen Hochstapler oder vielleicht sogar einen Reporter halten würde.

»Dabei geht es nicht ums Museum«, beruhigte sie Diane.

Sie merkte, dass sich beide sofort entspannten, als sie begriffen, dass sein Besuch etwas mit dem Kriminallabor im Obergeschoss des Westflügels zu tun hatte. Die Museumsmitarbeiter nannten diesen Teil des Gebäudes die

»dunkle Seite« und alles, was mit dem Kriminallabor zusammenhing, die »dunkle Materie«. Jetzt hatten sie Ross Kingsley dieser dunklen Materie zugeordnet.

»Sollten irgendwelche Reporter auftauchen, rufen Sie Andie an. Und schicken Sie sie keinesfalls in mein Büro«, sagte Diane.

»Oh, das würden wir niemals tun«, versicherte Amber. Die beiden schüttelten fast synchron die Köpfe.

Diane machte sich auf den Weg. Ihre Absätze klickten fast im Takt mit ihrem beschleunigten Herzschlag auf dem glänzenden Granitboden. Das kurze Gespräch mit ihren Mitarbeitern hatte ihre Wut nicht zu besänftigen vermocht, und sie war froh darüber. Im Moment wollte sie wütend sein. Sie ging durch die große Doppeltür und den Gang hinunter ins Vorzimmer ihres Büros.

Mike Seger, ihr Geologiekurator, unterhielt dort gerade ihre Assistentin Andie und Ross Kingsley mit seinen letzten Abenteuern auf der Suche nach Extremophilen. Mike und Andie trugen das gleiche T-Shirt wie Amber und Hunter. Mike begrüßte sie mit einem breiten Grinsen. Andie schaute dagegen düster drein.

Kingsley stand auf und nickte Diane zur Begrüßung zu. Er sah in seinem Anzug mit Weste tatsächlich eher wie ein Geschichtsprofessor als wie ein FBI-Profiler aus. Er wollte gerade anfangen zu reden, aber Andie war schneller.

»Dr. Fallon«, begann sie, hörte aber sofort wieder auf, als sie die Zeitung in Dianas Hand bemerkte. »Sie haben den Artikel also schon gelesen.«

Diane nickte.

»Diane, ich hoffe, Sie hätten etwas Zeit für mich übrig«, mischte sich Kingsley ein.

»Es tut mir leid, Ross. In ein paar Minuten findet eine

Vorstandssitzung statt. Sie müssen leider bis danach warten.« Diane wandte sich an Mike. »Wenn Sie gerade Zeit haben, könnten Sie Agent Kingsley nicht das Museum zeigen?«

»Klar ...«, begann Mike.

In diesem Augenblick klingelte das Telefon. Diane nahm an, dass Andie den ganzen Tag über zu nichts anderem gekommen war, als irgendwelche Anrufe entgegenzunehmen.

»Entschuldigen Sie, Dr. Fallon«, sagte Andie. »Es ist der Bezirksstaatsanwalt. Er hat schon ein paar Mal angerufen. Er besteht darauf, jetzt mit Ihnen zu sprechen.«

»Er besteht darauf? Sagen Sie ihm, wenn er nicht will, dass ich ihm den Arm aus der Schulter reiße und ihm dann dessen blutiges Ende über den Schädel haue, muss er warten, bis ich die Zeit finde, ihn zurückzurufen.«

»Ooookay«, sagte Andie. Sie holte den Staatsanwalt wieder in die Leitung. »Sir, Dr. Fallon ist im Augenblick unabhkömmlich. Sie wird Sie so bald wie möglich zurückrufen.« Andie kritzelte Männchen auf ihren Block, während sie ihm zuhörte. Ihre kastanienbraunen Haarlocken hüpfen auf und ab, als sie in ihren Hörer hineinnickte. »Ich weiß, Sir, aber sie ist gerade auf einer Vorstandssitzung. Die wird wahrscheinlich noch eine ganze Weile dauern, aber sie wird Sie auf jeden Fall zurückrufen.«

Es folgte eine weitere längere Pause, während der Diane die Stimme des Staatsanwalts, aber nicht dessen Worte hören konnte. *Umso besser*, musste sie denken.

»Nein, es tut mir schrecklich leid, aber ich kann ihr jetzt keine Botschaft übermitteln. Das würde die Sitzung stören ... Sie ruft Sie wirklich später an, ich versprech – Er hat doch tatsächlich aufgelegt«, sagte sie und hielt den Hörer hoch.

»Andie, bitten Sie Kendel, in mein Büro zu kommen«, sagte Diane.

»Diese Seite von Ihnen kenne ich ja noch gar nicht«, sagte Kingsley. »Ich warte gerne bis nach Ihrer Sitzung.« Er grinste sie an und rieb sich die Schulter. »Aber können Sie mir nicht wenigstens kurz andeuten, was Clymene von Ihnen wollte?«

Diane war bereits auf dem Weg in ihr Privatbüro, drehte sich aber jetzt noch einmal um. »Sie hat Angst, dass eine ihrer Wärterinnen einen von ihrer Sorte geheiratet haben könnte.« Dann betrat sie ihr Büro, ohne zurückzuschauen.

»Okay, also Sie können doch nicht eine solche Bombe platzenlassen und dann einfach davonlaufen«, rief er ihr nach.

Diane schloss die Bürotür hinter sich. Sie schaltete den Tischbrunnen auf ihrem Schreibtisch ab. Normalerweise mochte sie das Geräusch des über die Steine laufenden Wassers, aber heute regte es sie auf. Sie hätte sofort reagieren müssen, als sie den ersten Artikel gelesen hatte. Aber sie steckte damals knietief in anderen Dingen, und Kendel hatte ihr versichert, dass an der Sache überhaupt nichts dran sei.

Kurz darauf öffnete Kendel die rückwärtige Tür zu Dianas Büro und schlüpfte fast geräuschlos herein. Sie trug ein marineblaues Nadelstreifenkostüm und eine rosa Bluse. Ihr braunes Haar, das sie gewöhnlich leicht eingedreht trug, hing ihr heute fast bis auf die Schultern herab. Ihre Augen waren rot, und sie sah müde aus. Von der knallharten stellvertretenden Direktorin, die sie sonst immer so gut zu verkörpern verstand, war nichts mehr zu sehen. Kendel hatte ganz offensichtlich Angst. Diane forderte sie mit einer Handbewegung auf, sich zu setzen.

»Diane, ich weiß, dass ich Ihnen neulich versichert habe, dass an der Sache nichts dran ist –«

Das Telefon klingelte, und Diane hob den Hörer ab.

»Entschuldigen Sie die Störung«, sagte Andie, »aber hier ist jemand vom *Journal-Constitution*. Wollen Sie mit ihr sprechen?«

»Vielen Dank, Andie. Stellen Sie sie durch.«

Während sie wartete, verdüsterte sich ihr Gesicht. Das war erst der Anfang. Kendel starrte das Foto an der Wand an, das Diane zeigte, wie sie in einer dunklen Höhle am Ende eines langen Seils hing. Diane fragte sich, ob Kendel sich im Moment nicht auch wie jemand fühlte, der am Ende eines dünnen Seils baumelte.

»Diane Fallon?«, sagte die Stimme am anderen Ende der Leitung. »Ich bin Shell Sidney vom *Atlanta Journal-Constitution*.«

Diane fragte sich, ob die Reporterin in Wirklichkeit nicht Sidney Shell hieß und ihren Namen umgedreht hatte, weil dieser dadurch irgendwie bedeutsamer klang.

»Ich versuche Sie jetzt schon einige Zeit zu erreichen, um Sie nach den gestohlenen Altertümern zu fragen.«

»Gestohlene Altertümer?«

Die Reporterin zögerte ganz kurz. »Die gestohlenen Altertümer, über die in den Nachrichten berichtet wurde. Ein Mitglied Ihres eigenen Vorstands hat uns bestätigt, dass Miss Williams, die – äh – stellvertretende Direktorin, entlassen worden sei, weil sie Altertümer gekauft habe, von denen sie wusste, dass sie aus Diebesgut stammten. Was haben Sie dazu zu sagen?«

Kapitel 7

Ihre Informationen sind falsch«, sagte Diane.

»Welcher Teil unseres Artikels, sagen Sie, ist falsch?«, fragte die Reporterin.

»Alles. Der ganze Artikel besteht nur aus Hörensagen, unbegründeten Behauptungen und Gerüchten«, sagte Diane in einem Ton, der, wie sie hoffte, recht ruhig klang.

»Und was ist mit der Aussage Ihres Vorstandsmitglieds?«, bohrte die Reporterin nach.

»Ein Fehlzitat. Ich bin mir sicher, dass diese Dame in Wirklichkeit gesagt hat, dass jeder unserer Mitarbeiter, der nachgewiesenermaßen mit gestohlenen Altertümern handelt, von uns nicht länger beschäftigt werden wird.«

»Wollen Sie damit sagen, dass Miss Williams gar nicht entlassen wurde?«

»Ganz genau. Sie ist immer noch bei uns.«

»Und sie ist immer noch stellvertretende Direktorin des Museums?«

»Ja, das ist sie. Es ist nicht Politik dieses Hauses, Mitarbeiter auf Grund von Gerüchten zu suspendieren oder zu entlassen. Ich nehme an, dass Ihre Zeitung denselben Richtlinien folgt.«

»Das heißt also im Klartext, dass Miss Williams keine Altertümer gekauft hat, die aus ägyptischen Raubgrabungen stammen?«

Jetzt wird es heikel, dachte Diane. Sie musste die Frage beantworten. Aber sie hatte bereits etliche Reporter erlebt, die ihre eigenen Spekulationen veröffentlichten, als ob sie unverbrüchliche Wahrheiten seien. Sie musste also jetzt ihre Antwort genau und unmissverständlich formulieren.

»Bevor wir Altertümer für unser Museum erstehen, untersuchen wir deren Herkunft«, sagte Diane. »Wir richten uns

dabei nach den höchsten internationalen Authentifizierungs- und Zertifizierungsstandards. Wenn ein solcher Gegenstand in unserem Museum eintrifft, prüfen wir erneut dessen Herkunft nach, bevor wir ihn in unsere Sammlung aufnehmen. Diese endgültige Untersuchung wird von Mitarbeitern unseres Museums vorgenommen, die nichts mit dem Erwerb des Objekts zu tun hatten. Im Augenblick durchlaufen einige Neuerwerbungen, die aus unterschiedlichen Herkunftsorten auf der ganzen Welt stammen, diesen Prozess. Bisher haben wir noch keine Unregelmäßigkeiten feststellen können. Ich sende Ihnen gerne per E-Mail eine Kopie unserer Erwerbungsrichtlinien zu.«

»Wollen Sie damit sagen, dass die ganze Geschichte erfunden wurde?«, fragte die Reporterin. »Warum sollte jemand so etwas tun?«

»Ich kann nichts über die Motive oder das Verhalten eines mir Unbekannten sagen«, antwortete Diane. »Ich kann Ihnen nur versichern, dass die entsprechenden Artikel geschrieben wurden, ohne dass der Reporter den Versuch unternommen hätte, diese Informationen von uns verifizieren zu lassen.«

»Hat die ägyptische Regierung oder das FBI bisher Kontakt zu Ihnen aufgenommen?«, fragte die Reporterin.

»Nein«, antwortete Diane, »bisher ist in dieser Frage niemand an uns herangetreten.«

»Sie behaupten also, das Ganze sei nur ein Gerücht?«

»Das ist korrekt. Wenn wir in den Besitz eines gestohlenen oder unredlich erworbenen Ausstellungsstücks gelangen sollten, werden unsere Überprüfungsrichtlinien das aufdecken. Dafür sind sie ja da.«

Die Reporterin gab Diane ihre Telefonnummer und bat sie, sofort anzurufen, wenn sich etwas Neues ergebe. Diane versprach es und legte auf.

Kendel stand mitten im Zimmer und betrachtete die drei Escher-Drucke, die an der Wand gegenüber der Höhlenfotografie hingen: ein Schloss mit endlos hinauf- und hinabführenden Treppen, ein auf irrealer Weise sich selbst speisender Wasserfall und eine mosaikartige Symmetriezeichnung von Engeln und Teufeln. Sie setzte sich wieder hin, als Diane den Hörer auflegte.

»Ich nehme an, dass Sie noch eine Menge solcher Telefonanrufe bekommen werden«, sagte Kendel.

»Andie wird die meisten für mich erledigen«, sagte Diane, während sie auf die Uhr schaute. »In ein paar Minuten treffe ich mich mit dem Vorstand. Bleiben Sie bei Ihrer Einschätzung der Herkunft dieser Antiquitäten?«

»Ja ... nun, ich weiß nicht recht.« Kendel machte sich ganz klein in ihrem Stuhl. »Am Anfang war ich mir ganz sicher. Normalerweise täusche ich mich nie auf diesem Gebiet. Aber jetzt – ich weiß es einfach nicht. Ich verstehe nicht, woher das alles plötzlich kommt.«

»Das sieht Ihnen aber gar nicht ähnlich«, sagte Diane verwundert. »Sie sind doch sonst immer so selbstsicher. Gibt es da etwas, was Sie mir erzählen müssen?«

»Nichts, was uns weiterhelfen könnte.« Kendel fuhr sich mit der Hand durchs Haar. »Seit dieser Artikel erschienen ist, bekomme ich ständig Anrufe und E-Mails, die mir schweren Raub, Diebstahl, Ethnozentrismus und andere Dinge vorwerfen, die so übel sind, dass ich sie hier gar nicht erwähnen möchte.«

»Das ging aber schnell«, wunderte sich Diane. »Er ist doch erst heute erschienen.«

»Es fing vor ein paar Tagen mit diesem ersten Bericht an«, sagte Kendel. »Dabei wurde mein Name darin nicht einmal erwähnt.«

»Der Artikel war tatsächlich sehr vage«, sagte Diane und

runzelte die Stirn.

»Für einige Leute war er anscheinend präzise genug«, sagte Kendel. »Ich fürchte, dass es jetzt eine ganze Flut von Hasspost geben wird.«

»Heben Sie Ihre gesamte Post auf, und löschen Sie nichts, was auf Ihren Anrufbeantworter gesprochen wird. Machen Sie sich Notizen über diejenigen Anrufe, die Sie persönlich entgegennehmen. Gibt es sonst noch was?« Diane spürte, dass es da noch etwas gab.

»Ich habe gerade eine E-Mail erhalten, in der die Einladung, auf einem Seminar der Universität von Pennsylvania zu sprechen, widerrufen wird«, sagte Kendel und ließ dabei den Blick durch Dianas Büro schweifen, als ob sie dort eine Erklärung für diese Vorgänge finden könnte. »Ich habe hart gearbeitet, um mir einen gewissen Ruf aufzubauen«, sagte sie, während sie wieder einmal das Foto anstarrte, auf dem Diane in einer Höhle an einem Seil hing. Sie blinzelte, und Tränen liefen ihr über die Wangen. »Und jetzt das. Es ist, als ob man plötzlich aus heiterem Himmel von einem Blitz getroffen wird.« Diane reichte ihr ein Papiertaschentuch, mit dem sie sich die Augen wischte. »Ich verstehe nicht einmal, wie die Universität so schnell von der ganzen Geschichte erfahren konnte.«

Diane starrte Kendel einen Moment lang an und schaute dann auf ihren Computer. »Es stand auf der Website der Universität von Pennsylvania, dass Sie dort auf einem Seminar auftreten würden«, sagte sie schließlich. »Ich bin mir sicher, dass die Reporterin im Internet nachschaute, was dort über Sie zu finden war, und dabei auf diese Sache gestoßen ist. Danach hat sie wahrscheinlich die Universität über die Vorwürfe gegen Sie informiert.«

»Wenn das stimmt, war das sehr grausam. Was glaubte diese Reporterin denn, was die unternehmen würden? Macht es

diesen Leuten denn gar nichts aus, das Leben eines anderen zu ruinieren?« Sie wischte sich wieder über die Augen. »Ich weiß wirklich nicht, was ich jetzt tun soll.«

»Ich schon«, sagte Diane. Sie hob den Hörer auf und rief Jin an. Er hielt sich wahrscheinlich gerade im Untergeschoss in seinem neuen DNA-Labor auf und streichelte dessen Geräte. »Jin, Sie haben doch gerade ein bisschen Zeit, oder?«

»Klar, Boss, immer zu Diensten«, sagte er in fröhlichem Ton. Das war etwas, was Diane an ihm mochte. Er war immer flexibel. Eigentlich durfte sie niemanden aus ihrem Kriminallabor für Angelegenheiten des Museums einsetzen – außer wenn diese in ihrer Freizeit dazu bereit waren.

»Ich nehme an, Neva macht auch gerade Pause«, sagte Diane.

»Selbstverständlich«, antwortete Jin und lachte. »Was können wir für Sie tun?«

»Ich möchte, dass Sie ins Konservierungslabor gehen und dort die Kisten mit folgenden Nummern öffnen ... Einen Augenblick, bitte.« Sie schaute Kendel an.

»EG 970 bis EG 975«, sagte Kendel. »Es sind insgesamt sechs große Schachteln.«

Diane gab Jin diese Zahlen durch. »Ich möchte, dass Sie die Artefakte, die sich darin befinden, genau untersuchen. Verwenden Sie aber bitte kein Fingerabdruckpulver oder irgendwelche Klebstoffe, es sind wertvolle Altertümer. Benutzen Sie die große Kamera und Hochkontrastfilme für die Latentbilder. Außerdem möchte ich, dass Sie jedes Stück aus allen Winkeln fotografieren, allen Staub und Schmutz, den Sie finden können, einsammeln und eine Probe des Verpackungsmaterials nehmen – alles, was uns ihre Herkunft verraten könnte. Die Außenseite der Kisten können Sie natürlich mit Pulver untersuchen.«

»Endlich darf ich mal Davids Kameras benutzen«, sagte Jin.
»Ich weiß nicht, ob er das mögen wird.«

Diane konnte sich lebhaft vorstellen, wie er am anderen Ende der Leitung vor sich hingrinste. Für Jin war fast alles ein großer Spaß. Vielleicht sollte sie Kendel einmal zu ihm schicken, damit sie sah, dass man die Dinge auch leichter nehmen konnte.
»Vergessen Sie nicht in Ihrem Eifer, Davids Kameras verwenden zu dürfen, das Ganze gut auszuleuchten«, sagte Diane.

»Boss ... Ich kenne mich mit fotografischer Bildverstärkung und Latentbildern aus«, sagte er in gespielt beleidigtem Ton.

»Gut. Ich möchte, dass Sie gründlich und sehr schnell arbeiten.« Die Frage der Reporterin, ob sich das FBI bereits gemeldet habe, hatte Diane beunruhigt. Sie wollte nicht, dass diese Gegenstände konfisziert wurden, bevor sie sie selbst genau untersuchen konnten.

»Gründlich und schnell«, sagte Jin. »Ich verstehe.«

»Bitten Sie Korey, bei Ihren Untersuchungen dabei zu sein. Er als Konservator sollte den ganzen Prozess überwachen. Wenn Sie fertig sind, schauen Sie bitte im Nationalen Kunstdiebstahlregister nach, ob einige unserer Artefakte darin aufgeführt sind.«

»Geht klar«, sagte Jin.

Danach rief Diane David Goldstein an, einen weiteren Mitarbeiter ihres Tatortteams, der heute eigentlich in Urlaub fahren sollte. David hatte bereits mit ihr zusammengearbeitet, als sie noch als forensische Ermittlerin für die Menschenrechtsorganisation World Accord International tätig war. Er war einer ihrer ältesten Freunde. Sie hasste es, ihn in seiner Freizeit zu stören, wusste aber, dass er selbst froh darüber war.

»Diane«, meldete er sich, bevor sie noch etwas sagen konnte,

»du willst sicher, dass ich sofort hinüberkomme und mich mit diesem angeblichen Beschaffungsskandal befasse, über den heute in unserer Zeitung berichtet wird?«

»Du klingst, als ob du neben deinem Telefon gesessen und auf meinen Anruf gewartet hast«, lachte Diane.

»Es ist ein Handy. Aber du rufst doch deshalb an, oder? Ich dachte mir schon, dass du mich brauchen würdest.«

»Es tut mir leid, dich in deinem Urlaub stören zu müssen«, sagte Diane.

»Das ist keine Störung. Du weißt doch, wie ich mich vor diesen Ferien gefürchtet habe. Du rufst doch deshalb an?«, wiederholte er seine Frage.

»Ja, genau. Als Erstes solltest du Kendel befragen.«

»Großartig. Ich bin gleich da. Und vielen Dank. Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie ich mich nach einer solchen Aufgabe gesehnt habe.«

»Ich dachte, du wolltest verreisen?«, fragte Diane.

»Wollte ich auch, aber was mache ich, wenn ich an meinem Urlaubsziel angekommen bin?«

»Dessen Sehenswürdigkeiten anschauen?«

»Wenn ich so etwas sehen will, könnte ich im Museum bleiben und mir das Benzingeld sparen.«

»Ich werde in einer Vorstandssitzung sein, wenn du kommst. Kendel erwartet dich in meinem Büro.«

Nachdem sie aufgelegt hatte, wandte sich Diane wieder Kendel zu, die immer noch dasaß, als ob das Ende der Welt unmittelbar bevorstünde. Normalerweise wirkte sie ausgesprochen souverän. Diane fragte sich nun, ob sie es nur dann war, wenn alles glatt lief, oder ob nicht doch noch etwas anderes dahintersteckte. Sie wirkte, als ob man ihr den Boden unter den Füßen weggezogen hätte.

»Kendel«, sagte Diane etwas schärfer, als sie es eigentlich

gewollt hatte, »David wird die ganze Sache untersuchen. Er ist der Beste für eine solche Aufgabe. Ich habe ihn gebeten, als Erstes mit Ihnen zu sprechen. Ich verlange zwei Dinge von Ihnen. Erstens: Finden Sie Ihr Rückgrat wieder. Danach sollten Sie sich alles ins Gedächtnis zurückrufen, was mit diesen ägyptischen Artefakten zu tun hat, jeden Menschen, mit dem Sie geredet haben, alles, selbst die kleinste Kleinigkeit, alles, was Ihnen während dieser Transaktionen aufgefallen ist, jede Person, die zufällig den Raum durchquerte, während Sie über diese Anschaffung verhandelten. All das könnte uns weiterhelfen.«

Kendel nickte. »Ich bin froh, dass Sie mich unterstützen. Jeder hier im Museum hat sich mir gegenüber großartig verhalten.«

Mit Ausnahme eines gewissen Vorstandsmitglieds, musste Diane denken. »Sie sind unschuldig, bis das Gegenteil bewiesen ist«, sagte sie. »Warten Sie bitte hier in meinem Büro auf David.« Diane stand auf. »Jetzt muss ich mich mit dem Vorstand befassen.« Sie griff energisch nach der zusammengerollten Zeitung auf ihrem Schreibtisch.

Kapitel 8

Andie schaute vom Schreibtisch hoch, als Diane auf dem Weg zur Vorstandssitzung ihr Büro durchquerte.

»Mrs. Van Ross wird heute an der Sitzung teilnehmen«, sagte Andie.

Die Lage musste also kritisch sein, dachte Diane. Mehr als jede andere Person verkörperte Vanessa Van Ross das Museum. Sie und Milo Lorenzo waren die treibenden Kräfte bei dessen Aufbau gewesen. Trotzdem hatte sie sich immer bemüht, Dianas Autorität nicht zu untergraben oder den Eindruck zu vermitteln, dass sie übermäßigen Einfluss auf die Operationen des Museums nehmen würde. Sie nahm nur noch selten an Vorstandssitzungen teil und hatte Diane sogar die Vollmacht erteilt, im Falle ihrer Abwesenheit über ihre Stimme zu verfügen. Wenn also Vanessa persönlich erschien, zeigte das ihre Besorgnis. Sie befürchtete, dass diese Angelegenheit den Ruf des Museums, ihres und Milos Museums, beschädigen könnte.

Milo hatte Diane angestellt, unter ihm als stellvertretende Direktorin zu arbeiten. Dann war er noch vor der Eröffnung des Museums an einem Herzanfall gestorben, woraufhin Diane zur Direktorin aufrückte. Sie konnte dabei die auf ihn zugeschnittene Führungsstruktur übernehmen, die ihr mehr Macht als dem Vorstand verschaffte. Trotzdem konnte dieser sie unter außerordentlichen Umständen aus dem Amt entfernen. Auf jeden Fall würde es eine interessante Sitzung werden.

Als Diane bereits in der Tür stand, blieb sie plötzlich stehen. Clymenes Besorgnis um Grace Noel ließ sie einfach nicht mehr los. Verdammt, als ob sie nicht schon genug am Hals hätte. Sie drehte sich um und übergab Andie das Papier, das ihr Reverend Rivers übergeben hatte, auf dem Grace Noel Tullys

Anschrift und Telefonnummer standen.

»Andie, versuchen Sie, diese Frau für mich ans Telefon zu kriegen. Wenn Sie sie finden, legen Sie bitte das Gespräch ins Büro des Konferenzraums.« Andie nickte. »Ansonsten möchte ich nicht gestört werden.«

»Geht in Ordnung ... FIM ist angesagt ...«, sagte Andie und bewegte den Kopf auf und ab, während sie die Angaben auf der Registerkarte las.

FIM war Andies Abkürzung für »Feuer im Museum«, was bedeutete, dass sie Diane nur im äußersten Notfall stören würde.

Diane zog eine Augenbraue hoch: »Wenn ein Feuer im Museum ausbricht, lassen Sie mich und den Vorstand einfach mit verbrennen.«

Andie kicherte und griff nach dem Telefon. Diane verließ das Büro, wobei sie immer noch die zusammengerollte Zeitung in der Hand hielt.

Die Vorstandsmitglieder warteten im Versammlungsraum im zweiten Stock auf sie. Diane beeilte sich nicht gerade, dorthin zu gelangen. Sie musste ihre innere Balance und Konzentration wiederfinden. Auf dem Weg nach oben las sie noch einmal den Zeitungsartikel durch, um ihre Wut und Empörung wieder anzufachen. Es funktionierte. Was hatte sich Madge Stewart nur dabei gedacht, zu dieser Zeitung Kontakt aufzunehmen?

Diane kannte allerdings die Antwort auf diese Frage. Madge machte sich gerne wichtig und tat so, als ob sie in alle Geheimnisse des Museums eingeweiht sei. Außerdem warf sie gerne anderen ihre eigenen Beurteilungsfehler vor. Wie musste sie sich geschmeichelt gefühlt haben, als jene Reporterin sie um ihre Meinung gebeten hatte. Von ihren Vorstandskollegen tat dies nie jemand.

Es war sicher kein reiner Zufall, der die Reporterin zu dem

einen Vorstandsmitglied geführt hatte, das am ehesten bereit war, ohne Rücksicht auf Verluste aus dem Nähkästchen zu plaudern. Jemand musste ihr einen Tipp gegeben haben, wer das schwächste Glied in der Kette war. Diane schaute noch einmal nach dem Namen der Verfasserin dieses Artikels – Janet Boville. Sie kannte sie nicht. Sie fragte sich, ob David der Reporterin mit seiner ausgefeilten Befragungstechnik nicht vielleicht doch den Namen der Person entlocken könnte, die an diesem ganzen Schlamassel schuld war. Dazu müsste er aber wahrscheinlich seine ganze Raffinesse aufbieten.

Madge Stewart saß im Museumsvorstand, weil ihre Eltern mit der Familie Van Ross befreundet waren und dem Museum eine beträchtliche Summe gespendet hatten. Madge hatte Kunst studiert und danach als Buchillustratorin für einen Verlag in Atlanta gearbeitet. Zusammen mit dem Geld aus dem Stiftungsfonds ihrer Eltern entledigte sie das aller materiellen Sorgen. Aber Madge war jetzt Mitte fünfzig, und Diane spürte, dass sie das Gefühl hatte, das Leben laufe an ihr vorbei.

Diane zögerte nicht eine Sekunde, die Tür zu öffnen, als sie den Versammlungsraum erreichte. Drinnen warteten alle bereits auf sie: Vanessa; die Psychiaterin Laura Hillard, eine von Dianas besten Freundinnen; Harvey Phelps, ein pensionierter CEO; Madge Stewart; Kenneth Meyerson, der Chef einer Computerfirma; und die neuesten Mitglieder: Martin Thormond, Professor für amerikanische Geschichte an der Bartram-Universität; Thomas Barclay, ein Bankpräsident; und Anne Pascal, die kürzlich zur Lehrerin des Jahres des Staates Georgia gewählt worden war.

Schon an der Tischordnung sah man, dass sie in zwei Gruppen gespalten waren. Auf der einen Seite saßen die Mitglieder alter Rosewood-Familien, auf der anderen Leute, die erst kürzlich zugezogen waren, wobei *kürzlich* bedeutete, dass

ihre Großeltern nicht aus Rosewood stammten. Es war seltsam, wie solche sozialen Abgrenzungen ganz unbewusst auch in einem solchen Raum beibehalten wurden.

Alle schauten auf, als Diane eintrat. Laura lächelte sie ganz leicht an. Vanessa lächelte nicht, aber das tat sie auf Vorstandssitzungen nur selten. Ihre Gesichter spiegelten den Ernst der Lage wider. Viele runzelten die Stirn, als sie Diane erblickten. Sie sah wohl so angefressen aus, wie sie sich fühlte.

Thomas Barclay schaute sie mit seinen dunklen ernsten Augen über seine Brille hinweg an, die er ganz vorne auf die Nase geschoben hatte. Seine buschigen Augenbrauen trafen sich in der Mitte, als er sein Gesicht in Falten legte. Sie fragte sich, wie viele Kredite er bereits mit diesem gewichtigen Gesichtsausdruck abgelehnt hatte. Laura hatte ihr erzählt, wie schockiert er war, als er entdeckte, wie viel Macht Diane und wie wenig Einfluss der Vorstand besaß. Er habe sogar schon bei Vanessa angefragt, ob sich das nicht ändern ließe. Wenn diese Führungsstruktur nicht von Milo gestammt hätte, der für Vanessa immer noch ein Heiliger war, hätte sie vielleicht eine solche Änderung sogar in Erwägung gezogen.

Diane musste sich selbst daran erinnern, dass die meisten Leute in diesem Raum ihre Freunde waren. Dabei war sie gar nicht nervös, sie war einfach nur wütend. Wütend auf die Reporterin, auf Madge und auf sie alle, weil sie auf einer Vorstandssitzung bestanden hatten. Sie nahm sich vor, dafür zu sorgen, dass, noch bevor diese Sitzung vorüber war, dieser Was-haben-Sie-zu-dem-zusagen-Ausdruck aus Barclays Gesicht verschwunden war.

Diane ging zu ihrem Platz an der Spitze des langen, polierten Mahagonitischen, rollte ihre Zeitung auf, glättete sie auf der glänzenden Tischplatte und setzte sich. Sie schaute zuerst Madge an, dann die anderen.

»Dieser Artikel hat dem Museum ein großes Problem bereitet«, sagte sie in ruhigem Ton.

»Für mich sieht es so aus, als ob Miss Williams uns dieses Problem bereitet hat«, unterbrach sie Barclay. »Wurde sie inzwischen suspendiert?«

Diane schaute zu ihm hinüber. »Mr. Barclay, wollen Sie wirklich zu Lösungen greifen, bevor Sie überhaupt wissen, was das Problem ist?«

Sie wandte ihre Aufmerksamkeit wieder dem Rest des Vorstands zu. Sie sahen alle verblüfft aus. Waren sie überrascht, dass sie hier nicht demütig mit dem Hut in der Hand aufgetaucht war? Alle runzelten die Stirn, nur Kenneth Meyerson zwinkerte ihr zu. *Bring mich nicht zum Lachen*, dachte sie.

»Der Ruf unseres Museums ist ernsthaft bedroht«, fuhr Barclay fort.

Er sagt das, um Vanessa zu sich herüberzuziehen, dachte Diane. Er wusste, welche Aussagen zu ihr durchdringen würden. Aber Diane wusste, dass Vanessa ihr erst einmal genau zuhören würde ... und Vanessa war keine Närrin. Sie kam aus einer Familie, in der man gewöhnlich über hundert wurde, und konnte selbst auf eine über sechzigjährige Erfahrung zurückgreifen.

Diane erwiderte: »Mr. Barclay, der Ruf eines Museums ist immer in Gefahr. Das ist das Schicksal eines Unternehmens, das davon abhängt, Gegenstände in einem Umfeld zu erwerben, in dem es von Plünderern, Schmugglern, Fälschern, Grabräubern und Betrügern nur so wimmelt. Aus diesem Grund haben wir, was unsere Erwerbspolitik angeht, feste Verfahrensregeln und einen Ethik-Code.«

»Nun, es sieht ganz so aus, als ob Regelwerk und Ethik-Code nicht so recht funktionieren.« Er schlug mit dem Mittelfinger rhythmisch auf den Tisch und griff dann nach der vor ihr

liegenden Zeitung.

»Woher wissen Sie das?«, fragte Diane.

»Was?«, sagte er. Diese Frage schien ihn sichtlich zu überraschen.

»Woher wissen Sie, dass unsere Verfahrensregeln nicht funktionieren?«, wiederholte Diane ihre Frage.

»Schauen Sie sich doch die Nachrichten an.« Dieses Mal hämmerte er mit seinem Finger regelrecht auf den Tisch. »Die Zeitungen ... das Fernsehen ... und jetzt diese verdammte Radio-Talkshow ...«

»Sie halten das alles also für bewiesen? Und woher haben diese Zeitungen ihre Informationen erhalten?«, unterbrach sie ihn.

Er zögerte und schaute die neben ihm sitzende Madge und danach die anderen an.

»Wo Rauch ist, gibt es gewöhnlich auch Feuer«, sagte er, wobei er sein Ich-gewähre-dir-keinen-Kredit-Gesicht aufsetzte.

Diane bemerkte, wie Laura zusammenzuckte. Sie wusste, wie sehr Diane solche schlechten Analogien hasste.

»Nein, Mr. Barclay. Oft gibt es da nur jemanden, der Rauchbomben wirft.«

Seine Augenbrauen trennten sich wieder, als er sie für einen Moment anschaute.

Diane wartete eine Antwort gar nicht erst ab. »Wenn Dr. Williams ein Objekt für unser Museum findet, stellt sie dessen Herkunft fest, bevor sie seinen Kauf autorisiert. Wenn nötig, beauftragt sie damit auswärtige Gutachter. Wenn der Gegenstand bei uns eingetroffen ist, wird seine Herkunft noch einmal von unseren eigenen Mitarbeitern überprüft. Wenn Dr. Williams einen Fehler gemacht haben sollte, wird diese zweite Überprüfung ihn finden. Als diese ägyptischen Artefakte zu uns kamen, wurden sie im Konservierungslabor gelagert, wo sie bis

heute in verschlossenen Kisten aufbewahrt werden, bis diese Zweitüberprüfung ihrer Herkunft abgeschlossen sein wird. *Niemand* weiß bisher, ob es ein Problem mit ihnen gibt.« Diane ließ ihren Blick um den ganzen Tisch von einem zum anderen schweifen.

»Und jetzt möchte ich Ihnen erzählen, was dieser Artikel bereits angerichtet hat.« Sie legte ihre Hand flach auf die Zeitung. »Darin steht, dass eines unserer Vorstandsmitglieder, Madge Stewart, zugibt, dass Dr. Williams wissentlich und willentlich aus Raubgrabungen stammende Artefakte gekauft habe, dass also das RiverTrail-Museum gestohlene Altertümer besitze.« Diane schwieg eine kurze Weile, um das Gesagte sacken zu lassen. »Diese Geschichte wurde danach auch von anderen Presseorganen aufgegriffen.«

»Für Dr. Williams hatte das bereits ernste Folgen. Sie bekommt Hasspost, in der man sie als Diebin und Schlimmeres beschimpft. Die Universität von Pennsylvania hat eine Vortragsreihe, die sie dort hätte halten sollen, abgesagt. Ganz plötzlich wird ihr Ruf erschüttert, ohne dass ein Fehlverhalten ihrerseits bewiesen worden wäre. Was das Museum angeht, so sehen wir im besten Fall inkompetent, im schlimmsten Fall unehrenhaft aus.« Diane machte eine kleine Pause. Die Vorstandsmitglieder schauten sich gegenseitig an.

»Warum haben Sie das alles für wahr gehalten?«, fragte Laura Madge.

»Die Reporterin sagte mir, es sei wahr«, antwortete diese.

»Oh Madge«, murmelte Vanessa.

»Das gibt's doch nicht«, schnaubte Barclay und riss seine Brille herunter.

»Warum sollte sie behaupten, es sei wahr, wenn das nicht stimmt?«, Madge schaute nacheinander alle Anwesenden herausfordernd an, so als ob sie von ihnen eine Antwort

erwartete.

»Wenn es vor allem darum geht, den Ruf des Museums zu bewahren«, sagte Martin Thormond, »sollten wir vielleicht die fraglichen Gegenstände einfach zurückgeben.«

Diane schüttelte den Kopf, bevor er noch geendet hatte. »Zur Bewahrung unseres Rufes genügt es nicht, dass wir keine gestohlenen Altertümer ausstellen. Wir müssen uns auch die Fähigkeit erhalten, neue Ausstellungsstücke zu erwerben. Wenn bekannt wird, dass wir bereits auf Grund einer unbewiesenen Behauptung von einem Erwerb Abstand nehmen, wird das unsere Wettbewerbsfähigkeit dramatisch vermindern. Außerdem möchte ich noch hinzufügen, dass ein wichtiger Teil unserer Reputation auf der Art beruht, wie wir mit unseren Mitarbeitern umgehen. Die Leute, die hier arbeiten, erwarten, dass ich mich für sie einsetze – und das werde ich auch tun.«

Diane stand auf, ging zu einem Bücherregal hinüber und kam mit zwei Zeitschriften zurück, die sie auf das Zeitungsexemplar legte. »Das *Best-Aging*-Magazin hat Rosewood in seine Liste der zehn Orte aufgenommen, an denen man als Ruheständler am besten leben kann. Als einen Grund für diese Einschätzung führen sie das RiverTrail-Naturkundemuseum an.« Sie deutete auf das andere Magazin. »*Good Working* setzt RiverTrail auf seine Liste der hundert besten Arbeitsplätze im Südosten der Vereinigten Staaten, wobei es vor allem die Behandlung der Mitarbeiter lobt.«

Sie schaute sie bedeutungsvoll an, bevor sie weitersprach. »Dies ist ein gutes Museum, in dem man gerne arbeitet. Auf Grund der Anstrengungen von Dr. Williams und Dr. Seger hat unsere Geologieabteilung eine der besten Referenzsammlungen des ganzen Landes. Studenten aus allen wichtigen Universitäten in unserer Gegend kommen hierher, um unsere Musterstücke zu studieren. Ein solcher Ruf war eines der

Ziele, die Milo Lorenzo für dieses Museum formuliert hatte. Ich werde nicht zulassen, dass ein paar üble Gerüchte alles zunichtemachen, was wir bisher erreicht haben.« Diane fragte sich, ob man ihr die innere Erregung ansehen konnte.

»Woher hat eigentlich die Zeitung all diese Gerüchte?«, fragte Harvey Phelps. Er spielte nervös mit einem Exemplar der Zeitung, das auf seinem Schoß lag, und wirkte auf Diane schon die ganze Zeit ein wenig verlegen. Noch ein Freund mit einem schlechten Gewissen wegen der Art, wie man ihr gegenüber aufgetreten war.

Die meisten Vorstandsmitglieder waren ruhig geblieben. Vielleicht wollten sie Barclay als bösen Buben vorschicken, eine Rolle, die er auch zu genießen schien. Diane vermutete, dass sie ruhig geblieben waren, da sie meinten, ihr etwas vorwerfen zu müssen, sie aber trotzdem nicht öffentlich tadeln wollten. Hauptsächlich wollten sie wohl ihre Fragen beantwortet haben.

»Ich weiß nicht, wer die ursprüngliche Quelle war«, sagte Diane. »Aber ich bekomme es heraus. Jemand will uns schaden. Und ich werde herausfinden, wer das ist.«

Harvey lächelte Diane an. Er versuchte, das onkelhafte Lächeln aufzusetzen, das er ihr gewöhnlich gönnte, aber es wollte ihm dieses Mal nicht recht gelingen. »Und wie geht es jetzt weiter?«, fragte er.

»Ich habe unsere Registrare ...« Diane bemerkte, dass die neueren Mitglieder mit diesem Begriff nichts anfangen konnten. »Das sind die Leute in unserem Museum, die unter anderem die Herkunftsnachweise überprüfen«, erklärte sie. »Ich habe sie angewiesen, sofort mit der Überprüfung der Hintergründe dieser ägyptischen Artefakte zu beginnen. Mein bester Ermittler hat sich bereit erklärt, seinen Urlaub zu verkürzen und nach der Quelle dieses Angriffs auf uns zu suchen.«

»Für unsere Bank arbeitet eine gute Detektivagentur, die ich

sehr empfehlen kann«, warf Barclay ein.

Diane nahm an, er wolle einen Teil des verlorenen Bodens zurückgewinnen, indem er sich hilfreich zeigte. Eigentlich hätte sie ihn gerne gefragt, wozu seine Bank ein Detektivbüro benötigte.

»David wird mit dieser Aufgabe problemlos fertig«, sagte Diane.

»Erfahrene Profis werden das sicher besser erledigen können als Museumsleute«, gab er zu bedenken. »Ich bin mir sicher, dass Ihre Leute es gut verstehen, die Herkunft von Artefakten zu erforschen, aber bei dieser Untersuchung haben wir es mit der realen Welt zu tun.«

Diane glaubte nicht, dass er sie beleidigen wollte. Er gehörte nur zu den Menschen, die den Kontakt zu allem verloren hatten, was nicht zu *ihrer* Welt gehörte. Sie verschränkte die Arme und schaute ihn einen Augenblick an.

»Ich glaube, Sie vergessen, dass Diane auch die Direktorin des Kriminallabors drüben im Westflügel ist«, mischte sich jetzt Kenneth Meyerson ein, der Computerchef. »Ihre Leute sind deshalb echte Profis, die sich auch in der realen Welt auskennen.«

»Ach so. Nun, das muss ich vergessen haben. An so etwas denkt man ja auch nicht in einem Museum«, murmelte Barclay.

»Wie geht es Kendel?«, unterbrach jetzt Vanessa diesen Dialog.

Vanessa mochte Dianas Stellvertreterin. Kendel hatte es sogar geschafft, ihr einen schönen Diamanten im Wert von zehntausend Dollar für die Edelsteinsammlung des Museums abzuschwatzen.

»Im Augenblick nicht sehr gut. Das Ganze hat sie schwer mitgenommen, wie Sie sich denken können«, sagte Diane.

Madge, die bisher tief in Gedanken versunken dagesessen

hatte, schreckte plötzlich auf. »Sie wird mich doch nicht verklagen, oder?«, fragte sie.

»Ich würde es tun«, sagte Diane trocken.

Madge sog hörbar den Atem ein, und ihre Augen wurden groß und rund. Sie schien wirklich Angst zu haben. Diane hoffte, dass sie künftig erst einmal nachdachte, bevor sie etwas sagte.

»Aber was hätte ich denen denn sagen sollen?«, stammelte Madge. »Die Frau behauptete doch, Kendel sei schuldig.«

»Künftig sagen Sie *kein Kommentar* und schicken die Leute zu mir. Das gilt im Übrigen für Sie alle. Unsere Charta legt fest, dass der Direktor der offizielle Sprecher des Museums ist. Außerdem verfüge ich immer über die neuesten Informationen. Und wir haben Verfahrensregeln, wie mit solchen Angelegenheiten umzugehen ist.«

Sie nickten und murmelten zustimmend. Nur Barclay saß da und musterte seine Brille. Diane bemerkte befriedigt, dass er nicht mehr so aussah, als wolle er jeden Augenblick Rechenschaft von ihr fordern.

Die Stimmung im Raum war angespannt, was Diane ganz recht war. Der Vorstand hatte eigentlich eine Beraterrolle, aber dieses Mal hatte er ihr bereits Vorwürfe gemacht, bevor sie sich mit ihm beraten konnte. Nur ihre Freundin Laura saß freundlich lächelnd da. Laura war der Meinung, dass jede Sitzung mit einem optimistischen Ton enden sollte. Das war wahrscheinlich die Psychiaterin in ihr. Diane wollte gerade das Ende des Treffens verkünden, als sie das Telefon im Büro nebenan klingeln hörte.

»Entschuldigung, ich muss diesen Anruf unbedingt entgegennehmen«, sagte Diane. Sie ignorierte Barclays Stirnrunzeln und ging in das kleine, schlichte, selten genutzte Büro neben dem Versammlungsraum hinüber. Ein großes Fenster erlaubte es ihr, die Geschehnisse im Konferenzraum

weiterhin zu beobachten.

Sie nahm den Hörer ab. »Hier ist Diane Fallon. Spreche ich mit Grace Noel Tully?«

Kapitel 9

Ja, ich bin Mrs. Grace Tully«, sagte die Stimme am anderen Ende der Leitung. »Die junge Frau gerade eben sagte, Sie seien Museumsdirektorin?« Sie hatte das Wort *Mrs.* besonders betont und kicherte nun leise. Grace' Stimme erinnerte überhaupt an ein Kind, für das man sie am Telefon bestimmt oft erst einmal hielt.

Okay, dachte Diane, sie ist nicht tot. Und was jetzt? Soll ich ihr etwa sagen, dass ich glücklich bin, dass sie noch lebt?

»Ich arbeite mit dem FBI-Agenten Kingsley zusammen, dem Profiler ...«, fing Diane an.

»Oh, den kenne ich ... aber die junge Frau, die mich angerufen hat, sagte, dass Sie für das Museum arbeiten ...«, wiederholte sie.

»Ich bin auch die Direktorin des örtlichen Kriminallabors«, sagte Diane.

»Stimmt, davon habe ich schon einmal gehört. Was kann ich für Sie tun?«

»Ich wollte Ihnen vorschlagen, dass wir uns einmal treffen und über eine Ihrer Insassinnen reden.«

»Nun, ich bin mitten in den Flitterwochen ...« Sie kicherte erneut. Diane konnte selbst hier am Telefon spüren, wie glücklich sie war.

»Man hat mir erzählt, dass Sie gerade erst geheiratet haben. Herzlichen Glückwunsch«, sagte Diane, um die Stimmung zu testen. »Wie gefällt Ihnen das Eheleben?« Diane hoffte, dass sie genügend freundlich und zuvorkommend klang.

Während sie sprach, beobachtete sie gleichzeitig die Vorstandsmitglieder. Madge sah aus, als wolle sie jeden Augenblick die Embryonalstellung einnehmen. Laura lächelte immer noch und versuchte offensichtlich, die Unterhaltung in

leichtere Bahnen zu lenken – Laura, die Friedensstifterin. Barclay putzte schon wieder seine Brille. Wahrscheinlich überlegte er sich, wie er seinen Alphastatus zurückerlangen könnte.

»Ich liebe es, ich liebe es einfach. Eric, mein Mann, hat eine Tochter, Julie, eine richtige lebende Puppe. Ich wurde also gleichzeitig Ehefrau und Mutter. Ich bin so glücklich. Ich muss mich jeden Tag einmal in den Arm kneifen, damit ich das überhaupt glaube.«

»Haben Sie schon eine Hochzeitsreise gemacht?«, fragte Diane.

Grace erzählte ihr, sie und Eric seien gerade aus Gatlinburg zurückgekommen, da sie Julie nicht so lange allein lassen wollten. »In ein paar Tagen fahren wir gemeinsam in so eine Art Familienurlaub«, sagte sie.

»Wohin soll es denn gehen?«, fragte Diane.

Grace lachte schon wieder. »Es ist kaum zu glauben, aber wir haben uns bisher noch nicht entschieden. Eric möchte eine größere Überlandreise unternehmen und die Nationalparks besichtigen. Er wollte schon immer einmal den Grand Canyon sehen. Aber ich glaube, das wäre etwas zu anstrengend für Julie. Ich würde ihr gerne Disney World zeigen. Wir haben auch schon über eine Kreuzfahrt nachgedacht.«

Grace Noel Tully schien glücklich zu sein, und Diane wollte das nicht ruinieren. Ehrlich gesagt, glaubte sie Clymene auch nur zur Hälfte; andererseits gaben ihr der Grand Canyon und die Idee einer Kreuzfahrt doch zu denken. Sie schaute noch einmal auf ihren Vorstand und fasste dann einen Entschluss.

»Agent Kingsley würde gerne mit Ihnen sprechen, bevor Sie abreisen«, sagte Diane. Kingsley hatte sie ja zu Clymene geschickt, dann konnte er sich auch um die Folgen kümmern. Außerdem war er wahrscheinlich eher als sie in der Lage,

einzuschätzen, ob Grace Tully einen Serienmörder geheiratet hatte. Immerhin war das Kingsleys Fachgebiet.

»Ich weiß nicht recht ... Eric hätte es gerne, dass ich meinen Job aufgebe und in Zukunft Hausfrau und Mutter bin, und ich muss zugeben, dass mich das reizen würde ...«

»Kennen Sie Clymene O'Riley?«, fragte Diane.

»Aber sicher, ja. Sie ist eine der interessanteren Insassinnen. Geht es um sie?«, fragte Grace.

»Ja«, sagte Diane und log dabei nur halb, wie sie sich selbst versicherte. »Kingsley erstellt gerade ein Profil von ihr, und es würde dem FBI sehr helfen, wenn Sie mit ihm sprechen würden. Nur ganz kurz«, fügte sie dann noch hinzu.

»Nun ...«

»Ich würde Ihnen und Ihrer Familie auch gerne Freikarten für unser Museum zukommen lassen«, sagte Diane.

»Oh, das wäre nett. Julie wäre begeistert ... Nun, Sie könnten mir Ihre Nummer geben, und ich schaue mal, ob ich das einschieben kann«, sagte Grace. »Ich möchte es Eric lieber nicht sagen. Er will mich immer vor den Ansprüchen der Außenwelt beschützen.«

Diane gab Grace ihre Handynummer und sagte ihr, sie könne sie jederzeit anrufen. Eigentlich hätte sie sie gerne aufgefordert, vorsichtig zu sein, aber sie fürchtete, dass sie sich dann bestimmt nicht mit Kingsley treffen würde.

Diane legte den Hörer auf und schaute zu den Vorstandsmitgliedern hinaus, bevor sie sich in Richtung Tür bewegte. Barclay lächelte inzwischen. Selbst Madge saß wieder fast gerade in ihrem Stuhl. Diane ging zurück und nahm wieder am Kopf des Tisches Platz. Vielleicht konnte sie die gute Laune wieder etwas dämpfen, die Laura überall verbreitet hatte. Sie war nicht der Meinung ihrer Freundin, dass ein solches Treffen immer mit einer positiven Note enden müsse.

Sie glaubte nicht, dass Madge oder Barclay mit sich zufrieden sein sollten, bevor sie nicht einen Teil des Schadens wiedergutmacht hatten, den Kendel und das Museum erlitten hatten. Es ärgerte sie, dass es ihr anscheinend nicht gelungen war, ihnen klarzumachen, was das alles für Kendel bedeutete. Außerdem hatte sie, wenn sie ehrlich war, immer noch Angst um Grace Tully.

»Ich habe eine Frage«, kam es von Laura, bevor Diane etwas sagen konnte. »Warum trägt jeder im Museum eigentlich diese Richard-der-Dritte-T-Shirts? Planst du eine Ausstellung über ihn?«

»Tatsächlich bereiten wir eine für nächstes Jahr vor«, sagte Diane. »Die Planer haben schon eine Menge dieser T-Shirts für die Eröffnung anfertigen lassen. Aber jetzt tragen sie sie, um ihre Solidarität mit Kendel auszudrücken«, sagte Diane.

Die ratlosen Blicke, die sich jetzt auf Diane richteten, wären unter anderen Umständen ein Grund zum Lachen gewesen.

Kenneth grinste sie an und sagte dann mit gespielter Bescheidenheit: »Sie wissen ja, Diane, dass ich nur ein einfacher Computerverkäufer bin. Deshalb müssen Sie mir das Ganze schon erklären.«

»Ich muss zu meiner Schande gestehen, dass ich diese Anspielung auch nicht verstehe«, sagte Martin Thormond, der Geschichtsprofessor.

»War das nicht der, der seine Neffen getötet hat?«, fragte Laura. »Inwiefern hilft das Kendel?«

»Ich kann damit auch nichts anfangen«, sagte Harvey Phelps mit einem leisen, kaum hörbaren Lachen. »Meine Frau und ich haben uns *Richard III.* letztes Jahr im Fox-Theater in Atlanta angesehen. Wie eine solche Gestalt für Kendel irgendeine moralische Unterstützung sein soll, ist mir schleierhaft – wenn das denn das Ziel sein sollte.«

Diane zögerte einen Moment. Sie stand auf und sammelte die Magazine und Zeitungen vom Tisch auf. Sie war Laura für die Gelegenheit dankbar, ihren Vorstandskollegen vielleicht doch noch verständlich machen zu können, worum es ihr eigentlich ging.

»Sie müssen bedenken, dass Shakespeares Stück reine Fiktion und die dahinterliegende Geschichte völlig unklar ist. Es gibt genug historische Anhaltspunkte, die auf Richards Unschuld hindeuten. Viele glauben, dass Henry Tudor, der Sieger über Richard, die Prinzen umbringen ließ. Richard beschuldigte man dieser Tat erst hundert Jahre nach seinem Tod.«

»Gut, ich verstehe, dass es sich dabei um einen bedeutenden ungelösten Fall handelt ... Aber inwiefern unterstützt das Dr. Williams' Sache?«, fragte Kenneth verwundert. »Ich meine, warum gerade ein König, der seit Jahrhunderten tot ist? Das ergibt für mich keinen Sinn.«

»Richard wurde von seinen Untertanen geliebt«, sagte Diane. »Er herrschte nicht sehr lange, aber in dieser kurzen Zeit führte er Rechtsreformen durch, die noch heute für uns bedeutsam sind. So verfügte er, dass nicht nur die Wohlhabenden, sondern jedermann gegen Kautionsfreikommen konnten. Er erklärte es für ungesetzlich, den Besitz von Angeklagten zu beschlagnahmen, bevor diese schuldig gesprochen wurden. Er reformierte das Geschworenensystem, so dass man Urteile nicht mehr kaufen konnte. Und er wies seine Richter an, ohne Rücksicht auf Standesunterschiede Recht zu sprechen. Grundlage seiner Rechtsreformen war das revolutionäre Konzept der *Unschuldsvermutung*, der Vorstellung, dass jeder vor seiner Verurteilung als unschuldig zu gelten hat – ein Prinzip, das man ihm selbst vorenthielt, das aber die Mitarbeiter dieses Museums für Kendel einfordern.«

Diane machte eine kleine Pause. Sie war zufrieden, dass viele ihrer Zuhörer ein betroffenes Gesicht machten. »In unserer Bibliothek gibt es Bücher über seine Herrschaft, wenn Sie Näheres wissen wollen. Jetzt muss ich mich wieder meiner Arbeit widmen. Madge, Sie kommen am besten mit mir mit. David möchte Sie befragen.«

»Mich? Warum?« Madge rutschte auf ihrem Stuhl zurück, als ob sie Angst hätte, Diane wolle ihr einen Schlag versetzen.

»Wir müssen herausfinden, wer hinter dieser Sache steckt«, sagte Diane.

»Aber ... das weiß ich doch nicht. Die Reporterin hat mir das nicht gesagt«, jammerte Madge.

»Vielleicht führt uns die Art und Weise, wie sie Sie befragt hat, auf eine Spur. Es wird nicht lange dauern, aber Sie müssen uns helfen, das alles aufzuklären.«

»Aber ich möchte nicht gerade jetzt Miss Williams über den Weg laufen«, sagte Madge kleinlaut.

»Ach?«, sagte Diane. »Ich hätte gedacht, dass Sie die Möglichkeit begrüßen würden, sich bei Dr. Williams zu entschuldigen.«

Barclay räusperte sich. »Wenn die Möglichkeit besteht, dass Dr. Williams rechtliche Schritte gegen Sie unternimmt«, sagte er zu Madge, »ist es vielleicht keine so gute Idee, sie um Entschuldigung zu bitten. Sie würden damit ihre Vorwürfe anerkennen.«

Diane musterte die beiden kühl. »Nun, das überlasse ich Ihnen und Ihrem Gewissen. Trotzdem bestehe ich darauf, dass Sie jetzt mit David sprechen, Madge.«

»Ich komme mit Ihnen mit«, meldete sich plötzlich Vanessa zu Wort. »Ich muss Kendel unbedingt etwas sagen.« Sie wandte sich Diane zu und ließ fast so etwas wie ein Lächeln erkennen. »Ich hätte gedacht, dass diese Sitzung für Sie sehr schwierig

sein würde, aber ich habe jetzt den Eindruck, dass das gar nicht so war.«

Diane lächelte zurück. »Das ist alles Teil meiner Arbeit.«

Die Vorstandsmitglieder verließen nach und nach den Raum. Diane machte sich auf den Weg zurück in ihr Büro. Vanessa ging mit Madge vor ihr her. Diane hatte das Gefühl, dass Madge sich gerne bei der ersten Gelegenheit davongestohlen hätte.

»Weißt du«, sagte Laura, als Vanessa und Madge außer Hörweite waren, »es ist unsere Schuld. Wir nehmen Madge eben überhaupt nicht ernst. Da ist es kein Wunder, dass sie sich dem ersten Besten anvertraut, der sich angeblich für ihre Meinung interessiert.«

»Sie ist ein erwachsener Mensch«, entgegnete Diane. »Und sie ist nicht dumm. Ich glaube, keiner ihre Freunde oder Verwandten hat sie jemals für irgendetwas verantwortlich gemacht.«

Laura schaute Diane an. »Das ist aber ein ziemlich hartes Urteil. Sie mag ein behütetes Leben geführt haben, aber –«

»Heute hast du in mir keine mitfühlende Zuhörerin«, unterbrach sie Diane. »Vielleicht ein andermal wieder. Ich weiß, dass Madge Stewart kein übler Mensch ist, aber ich habe gerade mit Kendel gesprochen, bevor ich hierhergekommen bin. Sie hat hart gearbeitet, um sich einen wissenschaftlichen Ruf aufzubauen, und wenn dann eine Universität wie die von Pennsylvania ihr Angebot, dort Vorträge zu halten, zurückzieht, ist das ein harter Schlag. Außerdem weiß ich, was es heißt, ständig hasserfüllte Schreiben und Schmähanrufe zu bekommen.«

»Natürlich hast du recht«, sagte Laura. »Ich weiß, dass Vanessa Kendel mag und alles für sie tun wird, was in ihrer Macht steht. Aber du solltest das Ganze auch einmal von

unserer Seite aus betrachten. Wir wissen nicht, ob Kendel nicht doch ganz leicht die Regeln gedehnt hat, um ein paar richtig schöne Ausstellungsstücke zu bekommen. Du solltest dies zumindest in Betracht ziehen. Ich sage ja nicht, dass sie mit gestohlenen Artefakten gehandelt hat, um Geld zu verdienen, ich sage nur, dass auch die Museen miteinander konkurrieren und Kuratoren und stellvertretende Direktoren deshalb vielleicht manchmal ein ganz klein wenig zu weit gehen.«

Sie kamen an den Aufzügen an. Die anderen waren schon hinuntergefahren. Sie und Laura waren jetzt allein. Diane wollte gerade den Aufzugsknopf drücken, tat es dann aber doch nicht. Sie schaute Laura eine ganze Zeitlang an. Anscheinend hatte die Sache mit Richard III. überhaupt keinen Eindruck auf sie gemacht.

»Ich befasse mich nur mit Tatsachen«, sagte Diane. »Und im Augenblick habe ich keine. Anonyme Anschuldigungen, dass es ein ernsthaftes Fehlverhalten gegeben haben soll, verdienen eine genaue Untersuchung, begründen aber allein kein Schuldurteil.«

»Ich weiß, und du hast ja recht.« Laura gestikulierte mit ihren Händen, als ob sie etwas aufzuhalten versuchte. »Ich frage mich nur, ob du darauf gefasst bist, dass doch etwas nicht stimmen könnte. Ich weiß, du magst Kendel. Alle von uns, die sie kennen, mögen sie. Aber sie ist auch bekannt dafür, eine abgebrühte Verhandlungspartnerin zu sein, wenn es um den Erwerb von wichtigen Ausstellungsstücken geht.«

Diane trat einen Schritt von den Aufzügen zurück und atmete einmal tief durch. »Ich versuche schon die ganze Zeit, dir klarzumachen, dass es keine Rolle spielt, was ich fühle oder wen ich mag. Das hier ist ein rein empirisches Problem und muss deshalb mit empirischen Mitteln gelöst werden. In der Zwischenzeit gilt Kendel als unschuldig. Wenn sich ihre Schuld

doch herausstellen sollte, dann nicht auf Grund von Gerüchten oder Anschuldigungen, sondern von konkreten Beweisen.«

Laura nickte. »Okay. Ich wollte nur ein paar Dinge ansprechen. Ich habe den Bericht nicht gesehen, aber Vanessa war wirklich bestürzt, als sie die Mittagsnachrichten im Fernsehen sah. Anfänglich hätten sie zwar nur den Zeitungsartikel wiedergekaut, aber am Ende hätten sie dann behauptet, das RiverTrail-Museum würde den Vorwürfen überhaupt nicht nachgehen. Außerdem habe die Reporterin dich nicht finden können, als sie mit dir sprechen wollte. Du kannst dir vorstellen, wie das klang.«

Diane lachte. »Als ob ich mit der Beute aus der Stadt getürmt sei? Ich bitte dich! Ich dachte, es sei allgemein bekannt, dass ich zwei Jobs habe.«

»Das stimmt schon, aber wir konnten dich auch auf dem Handy nicht erreichen«, sagte Laura.

Diane drückte jetzt auf den Aufzugsknopf. »Ich führte im Inneren eines Gefängnisses eine Befragung durch. Dort sind keine Handys erlaubt.«

Laura zögerte einen Moment. »Diane, ich weiß, dass Thomas Barclay manchmal etwas barsch klingen mag, aber er ist schon in Ordnung. Er respektiert dich wirklich. Er möchte bloß überall seine Hände im Spiel haben. Irgendwie glaubt er, er müsse immer die Kontrolle behalten.«

»Du solltest ihn warnen, in meiner Gegenwart keine schlechten Analogien mehr zu verwenden«, sagte Diane.

Laura lachte. »Wenigstens war es keine Sport-Metapher.«

Die Aufzugstüren öffneten sich, und sie gingen hinein. Also so gibt Vanessa ihre Besorgnis weiter, dachte Diane. Nicht vor dem ganzen Vorstand, sondern privat – von Freund zu Freund. Das bedeutete, dass Thomas Barclay seine inquisitorische Befragung während der Vorstandssitzung wahrscheinlich aus

eigenem Antrieb gestartet hatte. Ihr Handy vibrierte. Sie holte es aus der Tasche. Es war eine SMS von den Leuten, die gerade die Herkunft der ägyptischen Altertümer überprüften. Sie wollten sofort mit ihr sprechen.

Kapitel 10

Diane verabschiedete sich im Erdgeschoss von Laura, nachdem sie deren Einladung abgelehnt hatte, mit ihr und einigen anderen Vorstandsmitgliedern im Museumsrestaurant einen Kaffee zu trinken.

»Sage ihnen, dass ich sonst gerne gekommen wäre, aber ich habe Jin und Neva aufgetragen, die Artefakte zu überprüfen, und muss jetzt schauen, ob sie etwas herausgefunden haben.« Sie wollte die SMS gegenüber Laura nicht erwähnen, bevor sie nicht wusste, worum es dabei ging.

»Alles in Ordnung?«, fragte Laura und legte eine Hand auf Dienes Arm.

»Du meinst, was dieses Vorstandstreffen angeht?« Diane zuckte mit den Achseln. »So etwas wird wahrscheinlich auch künftig wieder passieren. Wir müssen dabei einfach nur die Ruhe bewahren.«

»Du hast recht. Eigentlich leben wir in Rosewood auf einer Insel der Glückseligen«, sagte Laura.

Vielleicht einige von uns, dachte Diane. Als Direktor des Kriminallabors hatte sie diese Insel schon vor längerer Zeit verlassen müssen. Sie fuhr mit dem Aufzug in den ersten Stock hinunter, wo ihre Mitarbeiter im Konservierungslabor auf sie warteten.

Im ersten Augenblick mochte dieses Labor nur als ein Raum voller Tische erscheinen, auf denen die unterschiedlichsten Objekte ihrer Bearbeitung harrten. Bei genauerem Hinsehen bemerkte man dann aber die unterschiedlichsten Mikroskope, eine Abzugshaube, einen Niederdrucktisch, eine Fotoausrüstung und andere Geräte, die dazu bestimmt waren, die vielen Gegenstände, die man in dieses Labor brachte, zu stabilisieren, zu konservieren und zu registrieren.

Korey Jordan, ein großgewachsener Afroamerikaner Anfang dreißig, war Chefkonservator des Museums. Er und seine Mitarbeiter tauschten sich gerade mit Jin und Neva sowie den Registraren Harold und Shirley aus. Vor ihnen lagen die verdächtigen Artefakte. Hätte auf dem Tisch eine Leiche gelegen, hätten die Blicke der Anwesenden nicht ernster sein können.

Verdammt. Sie hatte so sehr auf gute Nachrichten gehofft.

Alle schauten auf, als Diane den Raum betrat. Jeder von ihnen trug ein Richard-III.-T-Shirt mit Ausnahme Harolds, des Registrars, was allerdings nur damit zu tun hatte, dass er Richard für schuldig hielt. Selbst die Mitglieder von Dianas Tatortteam Jin und Neva hatten diese weißen Shirts mit Richards Konterfei angezogen. Diane hoffte, dass Kendel diese Unterstützung etwas tröstete.

»Was haben Sie herausgefunden?«, fragte sie, als sie sich dem Tisch näherte. Sie traten beiseite, um ihr einen Blick auf die Artefakte zu ermöglichen.

Sie sind wirklich schön, dachte sie, während sie sie betrachtete. Vor ihr lag auf einem Stück Tuch ein sogenanntes Pektoral mit dem Bild einer ägyptischen Gottheit, ein Halsschmuck aus Gold, Lapislazuli und Türkis. Daneben lag auf demselben Tuch ein Schmuckgürtel aus Goldperlen, die die Form von Kaurimuscheln hatten. Auf einem zweiten Tuch stand ein einfacher Kanopenkrug mit einem Deckel in Form eines Schakalkopfes. Drei weitere Stücke waren aus Stein: eine etwa fünfzig Zentimeter hohe Büste aus rotem Granit mit abgebrochener Nase sowie ein Quarzitgesicht, dem ebenfalls die Nase fehlte. Auf dem Boden stand, immer noch in ihrer Kiste, eine kleine Granitsphinx, etwa einen Meter lang und ebenso hoch. Ihre Mitarbeiter sagten kein Wort, während Diane die Altertümer musterte.

Nach einiger Zeit lenkte Harold ihre Aufmerksamkeit auf einen zweiten Tisch, auf dem offene Ordner mit Dokumenten und Fotos lagen.

»Wir haben die Papiere genau überprüft, und alles sah ganz großartig aus«, sagte er. »Alles war in Ordnung.«

Shirley, die Rechtsgutachterin, trat heran und nickte mit dem Kopf. »Die Unterlagen sind okay. Sie sind alle echt.«

»Und warum schaut ihr dann so düster drein?«, fragte Diane.

»Als wir die Dokumente mit den realen Gegenständen zu vergleichen begannen ...«

Diane bemerkte es, bevor Harold noch zu Ende gesprochen hatte. Der Ordner direkt vor hier enthielt die angeblichen Unterlagen für den Gürtel. Das beiliegende Foto zeigte einen Rundgürtel aus goldenen Löwenköpfen, die sich mit polierten Amethystperlen abwechselten, und nicht den auf dem Tisch liegenden Gürtel mit seinen goldenen Kaurimuschelperlen.

Sie schaute sich einen anderen Ordner an. Dessen Foto zeigte einen aus Gold und Edelsteinen bestehenden Halsschmuck, der das Bild des Pharaos Sesostri III. enthielt. Er ähnelte zwar dem Pektoral auf dem Tisch, war aber auf keinen Fall identisch.

»Diese Artefakte gehören nicht zu diesen Dokumenten«, schloss Harold seine Ausführungen.

Diane verglich nun alle sechs Gegenstände mit ihren Fotografien. Auf den ersten Blick sahen sie sich sehr ähnlich, bei genauerem Hinsehen zeigten sie doch bedeutende Unterschiede.

Verdammt.

Diane dankte Harold und Shirley für ihre Arbeit, und die beiden wandten sich zum Gehen.

»Soll ich die Unterlagen hierlassen?«, fragte Harold noch.

»Ja, bitte«, sagte Diane. »Ich gebe sie Ihnen noch heute

zurück, damit Sie mit Ihren Untersuchungen fortfahren können.« Sie machte eine kleine Pause. »Bitte denken Sie daran, dass alle Informationen über diese Sache nur von mir weitergegeben werden.«

Alle nickten. Die Registrare verließen den Raum, und Koreys Konservierungsteam widmete sich wieder seinen eigentlichen Aufgaben. Nur Jin, Neva und Korey blieben bei ihr und den undokumentierten ägyptischen Artefakten zurück.

»Haben Sie Ihre Untersuchungen für den Moment beendet?«, fragte Diane Jin und Neva.

Deven Jin, Neva Hurley und David Goldstein waren als ausgebildete Kriminaltechniker ihre Tatortspezialisten. Sie genossen es, sich von Zeit zu Zeit im Museum von ihrer oft recht düsteren Arbeit erholen zu können. Im Moment sahen sie allerdings nicht sehr vergnügt aus.

»Wir haben alles, was wir konnten, fotografiert und nach Spuren abgesucht«, sagte Jin und wischte sich seine glatten schwarzen Haare aus der Stirn. »Ich gehe jetzt in unser Labor hinüber und entwickle den Film. Aber ich kann Ihnen schon jetzt sagen, dass es keine Fingerabdrücke gab.«

Diane überraschte das nicht. Museumsleute würden diese Artefakte nur mit Handschuhen anfassen. Wie im Übrigen auch kluge Diebe.

»Wir haben ein paar Staubproben von den Steinartefakten genommen«, sagte Neva. »Wenn wir Glück haben, können wir vielleicht herausfinden, in welchem Teil der Welt sie schon waren.«

»Tun Sie Ihr Bestes«, sagte Diane. »Aber denken Sie immer daran: Die Kriminallaborarbeit geht vor. Dies hier ist Ihr Freizeitjob ... für den ich mich hier in aller Form bedanke.«

»Keine Ursache«, sagte Jin. Seine dunklen Augen funkelten. »So, das war jetzt wohl meine Kaffeepause, dann kann ich ja

jetzt zur dunklen Seite zurückkehren.«

»Bitten Sie Kendel, ins Konservierungslabor zu kommen«, sagte Diane. »Sie muss in meinem oder ihrem Büro sein.«

Neva nickte. »Wir gleichen die Fotos mit der nationalen Liste gestohlener Kunstgegenstände des FBI ab. Vielleicht kommt dabei etwas heraus.« Sie und Jin packten Davids Kameraausrüstung zusammen und verließen den Raum.

»Ihr könnt eine Pause machen«, sagte Korey zu seinem Konservatorenteam. Sie zogen die Handschuhe aus, ließen ihre Arbeit auf dem Tisch liegen und gingen hinaus. »Macht eine lange Pause«, rief Korey ihnen nach.

»Dann bestellen wir uns eine Pizza«, sagte einer von ihnen.

»Wissen Sie«, sagte Korey, »so dumm wäre Kendel nicht. Sie wäre ja verrückt, wenn sie so etwas versuchen würde ...« Er strich sich mit der Hand über seine Rastalocken. »Tatsächlich weiß ich sowieso nicht, was das Ganze soll. Wenn Kendel darin verwickelt wäre, hätte sie ja die Dokumente fälschen können. Sie kennt doch unsere Verfahrensregeln und weiß deswegen, dass wir die Dokumente immer mit den Artefakten vergleichen.«

»Wir wissen das«, sagte Diane. »Aber ich fürchte, dass die zuständigen Behörden sich mit solchen Feinheiten nicht lange aufhalten werden. Sie sehen, dass Kendels Name auf dem Kaufvertrag steht, und werden dann denken, dass sie mit echten Dokumenten vertuschen wollte, dass diese Altertümer tatsächlich gestohlen sind.«

»Da haben Sie leider recht. Die Behörden samt der Polizei sind tatsächlich oft ziemlich unterbelichtet.«

Korey war immer noch sauer, weil er einmal von der Polizei als Verdächtiger verhört wurde, nur weil er ein männlicher Afroamerikaner mit Rastalocken war.

»Wie ist die Vorstandssitzung verlaufen?«, fragte er. »Es geht

das Gerücht, Sie hätten es denen ganz schön gezeigt. Was ist überhaupt mit dem Vorstand los? Sind das die neuen Mitglieder?»

»Einer von den Neuen kennt die Art und Weise noch nicht, wie wir hier die Dinge regeln«, sagte Diane. »Aber dass ich es ihnen ganz schön gezeigt hätte, ist eine Übertreibung. Nach dem, was sie in der Zeitung gelesen und in den Nachrichten gehört haben, waren sie wohl alle etwas nervös.«

»Nun, da kann ich sie sogar verstehen. Das war auch ganz schön schlimm«, sagte Korey. Er zuckte mit den Achseln und wandte sich wieder den Artefakten zu. »Zu schade, dass wir die nicht behalten können. Es sind wirklich schöne Stücke.«

»Das stimmt. Aber jetzt haben sie keinen Abstammungsnachweis. Ich frage mich wirklich, wer da dahintersteckt. Wer hat der Zeitung einen Tipp gegeben, und wer –« Diane hörte zu reden auf, als sie hörte, wie sich die Tür öffnete.

Es war Kendel. Sie sah besser aus. Sie hatte ihr Make-up aufgefrischt und versuchte sich sogar an einem Lächeln. Wenn er wollte, verstand David es wirklich, Leute aufzuheitern. Angesichts seiner paranoiden und pessimistischen Persönlichkeit hätte man ihm diese Begabung eigentlich kaum zugetraut.

»Neva sagte mir, dass Sie mich sehen möchten.«

Diane nickte.

»Ich bin in meinem Büro«, sagte Korey. Er ging zu Kendel und legte ihr eine Hand auf die Schulter. »Lassen Sie sich nicht unterkriegen.«

Sie legte ihre Hand über die seine. »Danke, Korey. Ich bin euch allen wirklich sehr dankbar.«

»Ich möchte nur, dass Sie mir gewogen sind, wenn ich das nächste Mal eine Anschaffung für mein Labor vorschlage«,

sagte er und lächelte sie an, bevor er zu seinem Büro hinüberging.

»David ist ein Schatz«, sagte Kendel. »Mit seiner Hilfe konnte ich meinen Besuch bei *Golden Antiquities*, dem Antiquitätengeschäft, in dem ich diese Sachen gekauft habe, weitgehend rekonstruieren.«

»Das kann David wirklich gut«, bestätigte Diane.

»Ich habe noch einmal über das Ganze nachgedacht«, sagte Kendel. »Ich kann einfach keinen Fehler entdecken. Ich weiß, wie man die Herkunft von solchen Altertümern überprüft. Außerdem habe ich die meisten zuvor im Pearle-Museum gesehen ...«

Während sie das sagte, musterte sie den Tisch mit den Artefakten, und ihre Augen weiteten sich vor Schreck und Verblüffung.

Kapitel 11

Kendel stand eine ganze Zeitlang still da und starrte zuerst die Gegenstände auf dem Tisch und danach die Sphinx in der Kiste an. Dann schüttelte sie den Kopf und runzelte die Stirn.

»Das sind nicht die Artefakte, die ich gekauft habe.«

Sie nahm jedes Stück in die Hand, um es genau zu untersuchen. »Es gibt zwar eine gewisse Ähnlichkeit, aber das ist auch alles. Außerdem stammen sie aus ganz anderen Dynastien.« Sie blickte Diane an. »Ich war ganz begeistert, als ich herausfand, dass das Pearle-Museum einige seiner besten Stücke an *Golden Antiquities* verkauft hatte. Sie stammten alle aus der 12. Dynastie, genau das, was wir für unseren Ägyptischen Saal brauchen: Schließlich stammt unsere Mumie auch aus der 12. Dynastie.« Sie schaute Diane in die Augen. »Die da habe ich noch nie gesehen.«

»Haben Sie solche wie diese bei *Golden Antiquities* gesehen?«, fragte Diane.

»Nein, bestimmt nicht.« Kendel bemerkte jetzt die auf dem Nachbartisch liegenden Unterlagen. Sie blätterte die Schriftstücke und Fotografien durch. »Das hier sind die korrekten Herkunftsnachweise für die Stücke, die ich gekauft habe. Das sind die Unterlagen, die ich überprüft habe. Glauben Sie, sie haben uns einfach die falschen Gegenstände geschickt?«

»Vielleicht«, sagte Diane. »Jemand könnte nur ... einen Teil des dazugehörigen Etiketts gelesen und dann das entsprechende Objekt irrtümlich geschickt haben. Eines vielleicht, aber alle sechs?« Sie schüttelte den Kopf. »Natürlich werden wir *Golden Antiquities* kontaktieren, um sicherzustellen, dass es keine zufällige Verwechslung gegeben hat. Aber es sieht ganz so aus, als ob jemand absichtlich die echten

Gegenstände ausgetauscht hat.«

»Sie haben recht«, sagte Kendel. »Das riecht nach Absicht.«

»Außerdem müssen wir uns um die Person kümmern, die die Presse auf die ganze Sache aufmerksam gemacht hat«, sagte Diane. »Wer konnte wissen, dass etwas in diesen verschlossenen Kisten nicht stimmt?«

Kendel drehte sich um und schaute Diane ins Gesicht. »Was geht hier vor? Warum hat sich jemand all diese Mühe gemacht?«

»Ich weiß es nicht. Aber wir werden es herausfinden«, sagte Diane.

»Hat sich das FBI schon bei Ihnen gemeldet?«, fragte Kendel. Sie blätterte die Papiere durch, schaute sich noch einmal die Fotos und dann die Artefakte an, als ob sie mit purem Willen alles richtigstellen könnte.

»Nein, aber ich rechne fest damit. Ich glaube, Sie sollten sich schon einmal darauf vorbereiten«, sagte Diane.

Kendel nickte. »Das Gespräch mit David hat mir sehr geholfen. Er konnte mich ziemlich beruhigen.«

»Das versteht er.« Diane schaute auf die Uhr. Ross Kingsley hatte wahrscheinlich inzwischen das Warten sattbekommen und war gegangen. Nein, wahrscheinlich war er noch da, obwohl er das Warten satthatte, dachte sie. »Kendel, ich muss noch mit jemandem sprechen.« Sie gab Kendel mit der Hand ein Zeichen, dass sie ihr folgen solle.

Diese schaute einen Augenblick gedankenverloren und verständnislos drein. »Ich glaube, ich sollte wohl auch gehen.«

»Schon allein deshalb, damit Sie jedem versichern können, dass Sie nach deren Ankunft niemals mit diesen Artefakten allein in einem Raum gewesen sind. Wahrscheinlich spielt das keine Rolle, aber man kann ja nie wissen«, sagte Diane.

Kendel sah sie mit großen Augen an, so als habe sie plötzlich

wieder ihre ganze Selbstsicherheit verloren. »Sie werden doch wohl nicht glauben, dass ich etwas damit zu tun habe. Die Herkunftsnachweise werden doch immer überprüft, nachdem sie bei uns eingetroffen sind, und zwar von jemand anderem als mir«, sagte Kendel.

»Ich werde denen unsere Verfahrensregeln ausführlich erklären«, sagte Diane.

Sie machte sich mit Kendel auf den Weg, hielt aber vor Koreys Büro kurz an. Da dieses rundum verglast war, sah er sie kommen und kam heraus.

»Korey, könnten Sie bitte die Artefakte wieder verpacken?«

»Geht klar, Dr. F.«, antwortete er. »Das mache ich selbst. Andie hat vorhin angerufen und sich nach Ihnen erkundigt. Sie erzählte irgendwas von einem Typen vom FBI.«

Kendel erschrak. »Oh nein. Dazu bin ich noch nicht bereit.«

Diane legte eine Hand auf ihren Arm. »Dieser FBI-Mann ist aus einem völlig anderen Grund hier. Ich habe ihn schon so lange warten lassen, dass er wahrscheinlich denkt, ich sei irgendwo im Museum verlorengegangen. Warum gehen Sie nicht in Ihr Büro und entspannen sich ein wenig? Sie könnten sich auch eine schöne Stelle in unseren Sammlungen suchen und dort etwas meditieren. Ich finde das immer sehr beruhigend.«

»Das ist eine gute Idee«, sagte Korey. »Lassen Sie Dr. F. die ganze Sache aufklären. Dafür ist die dunkle Seite ja da.«

Diane fand Ross Kingsley auf der Terrasse, wo er einen Kaffee trank und die Schwäne auf dem Teich beobachtete. Das Frühjahr hatte gerade erst begonnen, deshalb war es noch recht kühl. Die Knospen an den Bäumen waren noch nicht aufgegangen. Diane verfolgte mit den Augen ein paar Jogger auf dem Naturlehrpfad, bis diese hinter einer Biegung

verschwanden.

»Es tut mir leid«, sagte sie, als sie Platz nahm. »Heute war eine Menge los.«

Er lächelte sie an. »So bin ich wenigstens einmal zum Lesen gekommen.« Er deutete auf die Zeitung, die auf dem Tisch lag. Er stellte seine Tasse ab und drehte seinen Stuhl so, dass er ihr genau ins Gesicht schauen konnte. »Ihr Museum hat mir Spaß gemacht. Normalerweise habe ich für solche Sachen kaum Zeit. Es war sehr entspannend.«

»Das stimmt – meistens«, sagte Diane. Eine Kellnerin kam aus dem Restaurant, und Diane bestellte eine Tasse Tee.

»Mike Segers Führung war höchst interessant«, sagte er und hatte dabei ein wissendes Funkeln in den Augen. »Er ist offensichtlich sehr angetan von Ihnen.«

Diane schüttelte den Kopf. »Er macht nur diesen Eindruck.«

Kingsley lachte. »Ich werde nicht einmal so tun, als ob ich wüsste, was das bedeutet.« Er nahm einen Schluck Kaffee. »Ich brenne darauf, zu erfahren, was um alles in der Welt Clymene von Ihnen wollte. Sie sagten, sie habe Angst, dass eine ihrer Wärterinnen einen Mann wie sie geheiratet haben könnte? Sollte das ein Schuldeingeständnis sein?«

Diane schüttelte den Kopf.

Die Kellnerin brachte eine kleine Kanne Tee und eine Tasse. Sie schenkte Diane etwas Tee ein und verschwand wieder.

»Clymene hat nichts zugegeben, aber ich hatte den Eindruck, dass es ihr egal sei, ob ich sie für schuldig hielt oder nicht.«

Diane erzählte Kingsley den ganzen Ablauf ihres Besuchs. Als sie geendet hatte, lehnte er sich erstaunt in seinem Stuhl zurück.

»Ich muss zugeben, ich wäre nie darauf gekommen, dass es das war, worüber sie mit Ihnen sprechen wollte. Glauben Sie, da ist etwas dran? Wie sagte sie doch gleich – sie glaubt, dass Sie sie für fähig hielten, jemanden wie ihresgleichen zu

erkennen?«

»Ja. Ich glaube, mehr an Schuldeingeständnis werden Sie von ihr nicht bekommen«, sagte Diane.

»Werden Sie nach dieser – wie hieß sie doch gleich? – Grace Noel, jetzt wohl Grace Tully, schauen?«, fragte er.

»Nein«, sagte Diane. »Sie werden das tun.«

»Oh?«, rief er überrascht und stellte die Tasse, aus der er gerade trinken wollte, wieder auf den Tisch zurück.

»Einige Aussagen Grace Tullys lassen mich vermuten, dass Clymene recht haben könnte, so hat sie mir erzählt, ihr Mann wolle sie von ihren Freunden fernhalten.« Diane zuckte die Achseln. »Sie sind besser imstande als ich, zu beurteilen, ob sie einen Mörder geheiratet hat«, sagte Diane.

Die Kellnerin kam aus dem Restaurant, um Kingsley frischen Kaffee nachzuschenken und Diane ein weiteres Könnchen Tee zu bringen.

»Darf es noch etwas sein? Wie wäre es mit einem Schokoladenkuchen? Oder einer Apfelpastete?«

»Für mich gar nichts, danke«, sagte Diane. Kingsley schüttelte den Kopf, und die Kellnerin ließ die beiden wieder allein. »Kein Problem. Ich werde mit Mrs. Tully sprechen«, sagte Kingsley.

»Ich hätte nicht gedacht, Sie so leicht überzeugen zu können«, sagte Diane.

»Was Sie mir erzählt haben, klingt zumindest so verdächtig, dass man einmal nachschauen sollte. Vielleicht will er auch nur einen traditionellen Haushalt haben mit einer Frau, die daheimbleibt; er könnte einfach nur ein Kontrollfreak sein – oder ein Mörder.« Er lachte kurz auf, bevor er noch einen Schluck Kaffee trank. »Eigentlich erstaunlich, wie viel Bedeutung wir beide Clymenes Einschätzung beimessen. Was halten Sie eigentlich von ihr?« Seine Augen glitzerten. »Ich möchte wissen, welchen Eindruck sie auf Sie gemacht hat. Haben Sie sie

gemocht?«

Diane kniff die Augen zusammen. *Sie mögen?* »Ich glaube, dass sie in dem, was sie macht, ausgesprochen gut ist«, sagte sie. »Ich fand sie nicht unsympathisch. Aber ich halte sie für eine Mörderin. Sie weiß auch, dass ich das glaube, aber ...«

»Aber was?« Kingsley beugte sich vor und lächelte.

»Aber das war's. Ich fand sie nicht unsympathisch. Reverend Rivers hat sie allerdings ganz schön eingewickelt, wussten Sie das?«

»Nein, das wusste ich nicht. Haben Sie mit ihm gesprochen?«, fragte Kingsley.

»Es war eine ganz spontane Sache, aber die Unterhaltung war doch sehr interessant. Er schien vor unserem Gespräch gar nicht zu wissen, dass sie ihn auf ihre Seite gezogen hatte.«

»Was meinen Sie damit?«

»Er wollte Näheres über die Beweise wissen, die zu Clymenes Verurteilung geführt hatten. Als ich sie ihm dann darlegte, zeigten seine Kommentare und sein Verhalten, dass er eigentlich an Clymenes Unschuld geglaubt hat.«

Kingsley zog die Augenbrauen zusammen. »Hielt er die Beweise gegen sie für schlüssig?«

»Oh ja. Und er war sichtlich enttäuscht. Ich glaube, er war selbst erstaunt darüber, wie enttäuscht er war. Meiner Meinung nach ist das Interessante an ihr, dass sie nicht nur weiß, was sie sagen, sondern auch, was sie *nicht* sagen sollte. Das ist –«

»Das müssen Sie mir jetzt erklären.« Kingsley beugte sich erneut nach vorne. Diane hatte den Eindruck, dass er am liebsten Notizen über dieses Gespräch gemacht oder es sogar aufgezeichnet hätte.

»Ich habe schon früher mit Schwerverbrechern gesprochen, die ich mit ins Gefängnis gebracht habe. Fast alle von ihnen haben sich darüber beklagt, wie ungerecht sie von mir

behandelt worden seien. Und wenn sie meinen Hintergrund kannten, brachten sie irgendwie das Gespräch auf den Tod meiner Tochter. Es bereitete ihnen großes Vergnügen, mir damit weh zu tun.«

Diane machte eine kleine Pause und fuhr dann fort: »Wie Sie bereits gesagt haben, betont Clymene nicht ständig ihre Unschuld. Mir gegenüber sprach sie sogar über dieses Thema mit einer gewissen Selbstironie. Außerdem ließ sie mich ziemlich am Anfang des Gesprächs wissen, dass ihr Anwalt meinen Hintergrund untersucht habe. Trotzdem spielte sie nicht einmal auf meine persönliche Tragödie an – im Unterbewusstsein habe ich das durchaus mitbekommen.

Laut Reverend Rivers erzählte sie auch ihm nicht explizit, dass sie unschuldig sei. Sie wurde ihm einfach nur eine große Hilfe bei seiner Gefängnisarbeit. Sie half Mitgefangenen in seinen Kursen. Auch behauptete sie nicht, sie habe zu Gott gefunden, was ja, wie Sie wissen, der gebräuchliche Weg ist, wenn man den Gefängnispfarrer für sich gewinnen will. Sie hörte Rivers einfach zu und nahm ihn dadurch für sich ein. Dies ist überhaupt eine ihrer wichtigsten Begabungen. Ihre Methoden sind äußerst subtil und zielen oft auf das Unbewusste ab. Aus diesem Grund halte ich sie für gefährlich und bin mir auch ziemlich sicher, dass sie noch weitere Ehemänner umgebracht hat.«

Während sie sprach, nickte Kingsley einige Male zustimmend. Als sie geendet hatte, schwieg er eine ganze Weile.

»Interessante Analyse«, sagte er schließlich. »Ich stimme Ihnen zu. Allerdings lassen sich solche Subtilitäten Geschworenen nur sehr schwer vermitteln. Wir hatten Glück, dass Sie diesen Wattebausch mit all seinen Beweisspuren gefunden haben.« Er lehnte sich entspannt in seinem Stuhl zurück. »Wissen Sie, die Ausbildung zum Profiler war ziemlich schwer. Selbst jetzt muss ich immer wieder an Seminaren

teilnehmen, um über die neuesten Erkenntnisse auf meinem Gebiet auf dem Laufenden zu bleiben. Clymene ist dagegen ein psychologisches Naturtalent.«

»Da haben Sie wohl recht«, sagte Diane. »Mir ist immer noch nicht ganz klar, worüber sie eigentlich mit mir sprechen wollte. Ich bin mir sicher, dass da noch etwas nachkommt.«

»Möchten Sie, dass ich dem Bezirksstaatsanwalt von Ihrem Besuch bei Clymene berichte?«, fragte Kingsley.

Diane musterte ihn misstrauisch. »Das wäre gut, ich habe im Moment dazu wirklich keine Zeit«, sagte sie. »Vielen Dank. Sie wollen also mit Grace sprechen, ein Profil ihres Mannes erstellen und mir sogar das Gespräch beim Staatsanwalt abnehmen. Ich weiß gar nicht, was ich denken soll. Oder steckt da etwas dahinter?« Diane schaute ihn durchdringend an.

Kingsley wurde rot und grinste. »Tatsächlich möchte ich Sie um einen Gefallen bitten.«

»Einen Gefallen? Etwas, das Ihr Gespräch mit dem Staatsanwalt und mit Grace aufwiegen würde?«, fragte Diane.

»Nein. Ich werde sogar noch etwas drauflegen müssen«, sagte er.

Kapitel 12

Das klingt wie etwas, das ich eigentlich ablehnen sollte«, sagte Diane. Sie hatte ihre Teetasse weggeschoben und ihre Unterarme auf den Tisch gelegt und nahm jetzt Kingsley genau ins Visier. Sie beneidete Clymene für deren Gabe, Menschen so schnell einzuschätzen, als ob sie deren Gedanken lesen könnte.

»Sie werden tatsächlich erst einmal nein sagen. Das weiß ich, weil ich Profiler bin.« Er grinste.

»Okay, worum handelt es sich?«

»Ich arbeite an einem Buch über Clymene und einige andere Fälle«, sagte er.

»Das hat mir Clymene erzählt«, sagte Diane.

Kingsley erstarrte. Er hatte die Kaffeetasse fast an den Mund geführt, vergaß aber nun, daraus zu trinken.

Nach einigen Sekunden sagte er: »Okay, das kam jetzt überraschend. Davon habe ich ihr nie erzählt.«

»Weiß Rivers davon?«, fragte Diane.

»Nein. Außerhalb des FBI sind Sie die Einzige.« Er schüttelte den Kopf und trank nun doch einen Schluck Kaffee. »Es muss die Art gewesen sein, wie ich ihr Fragen stellte.« Er zuckte die Achseln. »Ich habe Ihnen ja bereits gesagt, dass ich sie für ein psychologisches Naturtalent halte. Wie dem auch sei, ich schreibe gerade ein Buch –«

»Ich dachte nicht, dass FBI-Agenten das tun dürfen«, unterbrach ihn Diane. »Gibt es da nicht eine Bestimmung, dass sie aus ihren beruflichen Erkenntnissen keinen privaten Nutzen ziehen dürfen?«

»Das Ganze wird ein Lehrbuch, das der Ausbildung neuer Profiler dient. Es geht um Fallstudien unterschiedlicher Typen von Serienmördern«, erklärte er ihr. »Ich möchte vor allem die

klassischen Mörder, über die wir bereits so viel wissen, mit Mördern wie Clymene vergleichen, die viel schwerer aufzuspüren und zu überführen sind, da ihre Verhaltensmuster nicht so offensichtlich sind.«

»Clymene wird von ihrer Profitgier angetrieben«, sagte Diane. »Passt sie damit wirklich in die Kategorie der Serienmörder, selbst wenn sie mehrere Menschen umgebracht haben sollte?«

Kingsley nickte. »Ich glaube schon, wenngleich es eine Diskussion darüber gibt.«

Plötzlich frischte der Wind auf, und es wurde empfindlich kühl. Dianas Papierserviette wurde vom Tisch geweht. Sie sprang auf und fing sie, bevor sie zwischen den Zierpflanzen vor der Terrasse verschwinden konnte.

»Lassen Sie uns reingehen«, sagte sie.

Kingsley schaute auf die Uhr. »Eigentlich könnten wir fast schon zu Abend essen.«

»Gute Idee«, sagte Diane. Sie hoffte, dass sich so spät am Tag niemand mehr nach den ägyptischen Artefakten erkundigen würde.

Sie nickte der Kellnerin zu, die ihnen folgte, als Diane zu einer etwas abseits gelegenen Nische im hinteren Teil des Restaurants ging. Kingsley bestellte sich ein Prime Rib-Steak und Diane marinierten Lachs. Nachdem sie die Bestellung aufgenommen hatte, brachte die Kellnerin beiden Eistee.

Kingsley nahm einen Schluck, setzte das Glas ab und spitzte dann die Lippen, als ob er sich daran zu erinnern versuchte, worüber er gerade gesprochen hatte.

»Ja, Clymene mordet aus Profitgier, das glaube ich auch. Aber sie zeichnet auch eine ganz spezielle Vorgehensweise aus. Einige Serienmörder morden, um ihre eigenen Tötungsphantasien zu befriedigen. Der typische berechnende Serienmörder bleibt bei einer einzigen Methode wie etwa Gift,

mit der er sich am besten auskennt und die er deshalb für einfach und sicher hält. Clymene dagegen wählte ihre Vorgehensweise je nach den Umständen. Die Art, wie ihre Männer zu Tode kamen, hatte immer etwas mit deren typischen Tätigkeiten zu tun.«

Kingsley stützte die Ellbogen auf den Tisch und legte die Fingerspitzen aneinander. »Wenn Clymene tatsächlich hinter dem Tod von Robert Carthwright steckt, dann hat sie dessen aufgebockten Oldtimer, unter dem er gerade lag, um ihn zu reparieren, auf ihn fallen lassen, so dass er erdrückt wurde. Das ist weder eine einfache noch eine sichere Methode.«

»Was ist mit dem Mord an Archer O'Riley, den einzigen Mord, den wir ihr nachweisen können?«, fragte Diane. »Dachte sie, seine Familie und Freunde würden glauben, dass er sich bei einer Grabung im Ausland mit Tetanus infiziert hatte?«

»Warum nicht? Amerikaner halten es für durchaus glaubhaft, dass jemand an einer bakteriellen Infektion stirbt, die er sich in einem fremden Land eingefangen hat, vor allem wenn das Opfer zuvor in alter, kontaminierter Erde gegraben hat.«

»Da haben Sie wohl recht«, stimmte Diane zu. »Auch sein Sohn hat ja keinen Verdacht geschöpft.«

»Es war Clymenes Pech, dass Archer O'Riley mit Vanessa Van Ross befreundet war. Ich bezweifle, dass die Polizei dem Verdacht einer Kellnerin Vanessa Jones oder selbst einer Bankpräsidentin Vanessa Smith Beachtung geschenkt hätte. Aber die Van Ross' gehören zu den Gründerfamilien von Rosewood, und ihr Name wiegt hier schwer. Es gelang ihr, O'Rileys Sohn davon zu überzeugen, dass mit dem Tod seines Vaters etwas nicht stimmte. Beide konnten dann auch die Polizei zu weiteren Nachforschungen bewegen. Ich muss Ihnen ja nicht erzählen, dass nur im Fernsehen alle unzeitigen Todesfälle eine kriminaltechnische Untersuchung auslösen.

Dass Sie dazugerufen wurden, war völlig ungewöhnlich. Und dann hatte Clymene auch noch das Pech, dass Sie diesen belastenden Wattebausch fanden. Ich bin mir sicher, dass sie dachte, sie habe alles, was sie belasten könnte, entsorgt.«

»Das ist sicher alles richtig, aber was hat das jetzt mit mir zu tun?«, fragte Diane.

Die Kellnerin brachte ihr Essen, und einige Minuten sprach keiner von ihnen ein Wort. Nach einiger Zeit legte Kingsley sein Besteck nieder.

»Bis jetzt beruht der Großteil von Clymenes Profil nur auf ein paar mehr oder weniger begründeten Vermutungen von mir. Ich kann mich ja auch nur auf einen einzigen bewiesenen Mord stützen, nämlich den an Archer O’Riley. Wenn ich Clymene wirklich begreifen will, muss ich wissen, wer sie ist und wer sie war, bevor sie Robert Carthwright heiratete. Ich brauche mehr Hintergrundwissen und weit mehr Informationen – wahrscheinlich auch mehr Opfer. Ich möchte, dass Sie ihre echte Identität für mich herausfinden.«

»Nein«, sagte Diane sofort.

»Sehen Sie, ich hatte Ihnen ja gesagt, Sie würden zuerst einmal ablehnen. Bin ich nicht gut?« Kingsley grinste sie an.

»Ich habe dazu überhaupt keine Zeit. Bedenken Sie, zwei Vollzeitjobs und eine Reihe von Hobbys, denen ich gerne wenigstens von Zeit zu Zeit mal nachgehen würde.« *Ganz zu schweigen von einem Freund, den ich wirklich liebe und den ich gelegentlich einmal sehen möchte*, dachte sie.

»Ja, ich erinnere mich, dass Sie Höhlen erforschen«, sagte Kingsley. »Das gefällt Ihnen, nicht wahr?«

»Ja, das tut es wirklich. Es gibt kaum etwas anderes, was mich so entspannt«, sagte Diane.

»Nun ja ... wenn Sie das so sehen.« Kingsley lächelte und schaute – wie im Übrigen viele ihrer Bekannten –, als ob er es

nicht fassen könne, dass jemand so etwas für beruhigend hielt. »Und wenn ich mich recht erinnere, sind Sie mit einem Detective aus Atlanta, einem Ermittler für Betrugs- und Computerdelikte, befreundet.«

»Stimmt. Wenn ich ihn denn mal sehe«, sagte Diane. »Das möchte ich auch nicht ganz aufgeben. Außerdem hatten Sie recht. Ihr Angebot, dem Staatsanwalt an meiner Stelle über meinen Besuch im Gefängnis zu berichten, wiegt den Gefallen, um den Sie mich gebeten haben, bei weitem nicht auf. Ihnen stehen doch auch die gesamten FBI-Ressourcen zur Verfügung. Warum brauchen Sie mich da überhaupt noch?«

»Das Ganze ist ein abgeschlossener Fall«, sagte er. »Sie sitzt lebenslang im Gefängnis. Sie werden keine weiteren knappen Ressourcen einsetzen, nur um irgendwelche Theorien oder Hypothesen zu überprüfen. Wenn es da draußen noch andere Opfer von Clymene geben sollte, hätte *ich* das gerne gewusst. Dagegen würden sich das FBI und der Staatsanwalt erst wieder für sie interessieren, wenn Indizien auftauchen sollten, die auf weitere Morde hindeuten.«

Er schüttelte den Kopf und gestikulierte, als ob er nach etwas Ungreifbarem greifen wollte. »Gewöhnlich überführen wir Serienmörder, indem wir uns ihre Opfer genau anschauen und die Muster in der Ausführung ihrer Morde aufdecken. Einige Serienmörder schlüpfen uns durch die Finger, weil sie sich die Gefährdetsten und für uns am wenigsten Fassbaren wie jugendliche Ausreißer, Prostituierte oder illegale Ausländer als Opfer aussuchen. In solchen Fällen ist es manchmal nur schwer möglich, Verbindungen zwischen den einzelnen Taten herzustellen. Aber selbst dann haben wir am Schluss erstaunlich oft Erfolg.« Er spießte mit seiner Gabel ein Stück Steak auf.

»Ich glaube allerdings, dass es da draußen noch mehr Menschen wie Clymene gibt, die so klug und umsichtig

vorgehen, dass wir sie niemals mit einem Mord in Verbindung bringen«, fuhr er fort. »In einigen Fällen merken wir wahrscheinlich gar nicht, dass es überhaupt ein Mord war. Mein Ziel ist es, eine Methode zu entwickeln, diese verdeckten Serienmorde zu erkennen. Dazu muss ich alles zusammentragen, was wir über überführte Mörder dieser Art wissen. Ich muss Clymenes Hintergrund kennen und vor allem herausfinden, ob es da noch weitere Ehemänner gegeben hat.« Er machte eine kurze Pause, um von dem aufgespießten Fleischstück abzubeißen.

Diane schüttelte den Kopf. Sie schien nicht ganz überzeugt. »Selbst wenn wir herausfinden, wer sie ist, haben wir sicher noch nicht alle ihre Identitäten aufgedeckt. Sie könnte ja nach jedem ihrer Morde eine neue Persönlichkeit angenommen haben, bevor sie sich einem neuen Opfer zuwandte.«

Er nickte. »Ja, diese Möglichkeit besteht durchaus. Aber je mehr wir uns der echten Clymene nähern, desto mehr werden wir auch über ihre anderen Identitäten herausfinden.« Er nahm einen tiefen Schluck aus seinem Eisteeglas. »Ich weiß, dass Sie eine Menge um die Ohren haben, aber es hätte durchaus auch einige Vorteile, wenn ich Ihnen in irgendeiner Form verpflichtet wäre«, sagte Kingsley.

»Und welche wären das?«, fragte Diane.

Er lächelte und schnitt sich ein weiteres Stück Fleisch ab. »Wenn ich diese Zeitungsartikel und die Reaktionen Ihrer Mitarbeiter richtig verstanden habe, werden Sie bald Besuch vom FBI bekommen. Direkten Einfluss habe ich darauf zwar nicht, aber ich kenne den Beamten hier in unserer Gegend und könnte die Sache für Sie etwas leichter machen.« Er spießte das Fleischstück auf und schob es sich in den Mund.

»Das hört sich gut an. Aber ein Freund würde das in jedem Fall für mich tun«, sagte Diane und grinste ihn an.

»Richtig, und ich mache das natürlich auch. Trotzdem kann ich mir nicht vorstellen, dass Sie mir im Gegenzug nicht einen kleinen Gefallen erweisen würden«, sagte er.

»Ich brauche alle bisher gefundenen Beweismittel, Unterlagen und Indizien«, sagte Diane.

»Ist das ein Ja?«

»Sagen wir, ich werde es versuchen.«

»Ich werde Ihnen alles zukommen lassen, was wir haben.«

»Ich weiß jetzt schon, dass ich das noch schwer bereuen werde«, seufzte Diane und fragte sich, woher sie die Zeit dafür nehmen sollte. Natürlich gab es da noch all die vielen Nachtstunden, in denen sie bisher geschlafen hatte ... »Eigentlich hätte inzwischen jemand aus ihrer Vergangenheit Clymene erkennen und sich melden müssen.«

»Das hätte ich eigentlich auch angenommen«, bestätigte Kingsley. »Diese Sorge muss sie auch gehabt haben. Sie versuchte mit allen Mitteln, Aufnahmen von sich zu vermeiden. In diesen Erinnerungsalben war ihr Gesicht gewöhnlich zur Hälfte von einer Mütze oder etwas Ähnlichem verdeckt. Sie begleitete ihren Mann nirgendwohin, wo sie eventuell jemand fotografieren konnte.« Er griff in seine Jackentasche. »Hat die Kellnerin bereits eine Rechnung geschrieben?«

»Das geht schon in Ordnung«, sagte Diane. »Betrachten Sie es als Entschädigung, dass Sie den ganzen Nachmittag auf mich warten mussten.«

»Sicher?«, fragte er.

Diane nickte.

»Danke. Ich hätte mir ein größeres Steak bestellen sollen.« Er lächelte und steckte seinen Geldbeutel zurück in die Tasche. »Sind Sie ihr schon vor der Untersuchung begegnet? Ich weiß, dass O'Riley einige Museumsveranstaltungen besucht hat«, sagte Kingsley.

»Nein. Als Archer O'Riley einmal hier war, hatte er seinen Sohn und seine Schwiegertochter dabei. Das war das einzige Mal, das ich ihm begegnet bin.« Diane dachte einen Augenblick nach. »Aber da gibt es ja auch noch ihr Polizeifoto. Ich habe sie in Atlantaer und Rosewooder Zeitungen gesehen.«

»Ja, aber anhand derer würde selbst ich sie kaum erkennen«, gab Kingsley zu bedenken. »Sie hatte einen Mundwinkel nach unten gezogen und schien zu schielen oder so. Das war eine schreckliche Aufnahme.«

»Trotzdem, es müsste doch Leute geben, die sie selbst auf derart schlechten Bildern erkennen.«

»Ich weiß nur, dass sich niemand gemeldet hat. Nicht jeder liest Zeitung oder achtet auf die Fernsehnachrichten, außerdem weiß ich nicht, ob der Prozess außerhalb unserer Region überhaupt beachtet wurde. Ihr Anwalt hat zumindest dafür gesorgt, dass er nicht im Gerichtsfernsehsender übertragen wurde«, sagte Kingsley.

»Ihre früheren Identitäten, wenn es sie denn gab, hätten ja auch im Ausland angesiedelt sein können. Ich weiß, dass sie fließend Französisch spricht, und Rivers meint, auch ihr Spanisch sei ziemlich gut.«

»Das wäre eine Möglichkeit. Glauben Sie, dass Englisch ihre Muttersprache ist?«, fragte Kingsley.

Diane nickte. »Ja, aber ich werde einen forensischen Linguisten bitten, sich einmal die Texte in ihren Sammelalben anzusehen. Sie besitzen wohl nicht zufällig Tonbandaufnahmen von ihr?«

»Nein. Sie wollte nicht, dass ich unsere Gespräche mitschneide«, sagte Kingsley.

»Könnten Sie mir eine solche Sprachaufnahme beschaffen?«, fragte Diane.

Er runzelte die Stirn. »Auf legale Weise?«

»Natürlich«, sagte Diane.

»Ich weiß nicht recht. Ich werde darüber nachdenken.«

»Ein Linguist könnte dann ihre Sprechweise analysieren und uns wenigstens mitteilen, ob Englisch ihre Muttersprache ist. Vielleicht fände er auch Anhaltspunkte, in welchem Teil des Landes sie aufgewachsen sein könnte.«

»Ich schau mal, was sich machen lässt«, sagte er. »Vielleicht könnte sich ein forensischer Linguist auch einfach mal mit ihr unterhalten.«

»Haben Sie schon daran gedacht, dass Robert Carthwright tatsächlich ihr erster Mann gewesen sein könnte und dessen Tod wirklich ein Unfall war? Die Vorteile eines verstorbenen Ehemanns haben sie dann vielleicht derart beeindruckt, dass sie beim nächsten Mal ein wenig nachhelf.«

Er nickte. »Das kam mir auch schon in den Sinn, aber ich glaube das eher nicht. Wir haben vorhin davon gesprochen, wie leicht sie Menschen dazu bringt, sie zu mögen. Ich habe einmal einen anderen Mörder länger befragt, jemand, der wie Clymene aus Habgier gemordet hat.« Kingsleys schiefes Lächeln wirkte in diesem Moment eher wie eine Grimasse. Er schüttelte den Kopf. »Der Hundesohn hatte den Ehegatten einer Frau umgebracht, um danach um sie zu werben und sie zu heiraten. Danach tötete er sie wegen ihrer hohen Versicherung. Sie hatte zwei Kinder. Er ermordete zwei Menschen und zerstörte eine Familie für ein paar hunderttausend Dollar und hatte nicht die geringsten Gewissensbisse, ein totaler Soziopath. Ich hasste diesen Burschen. Es fiel mir schwer, während der Befragung objektiv zu bleiben. Selbst jetzt überkommen mich noch Hassgefühle, wenn ich über ihn rede.«

Kingsley beugte sich leicht nach vorne. »Clymene hat ihren Mann auf schreckliche Weise umgebracht. An Tetanus zu sterben, ist ein fürchterlich schmerzhafter Tod. Auch sie zeigt

darüber nicht das geringste Bedauern. Trotzdem sind meine Gefühle ihr gegenüber ganz anders – ich fühle keinerlei Abneigung gegen sie. Meist bin ich neutral, aber wenn wir miteinander reden, mag ich sie manchmal sogar. Wie Sie gesagt haben, versteht sie es, unbewusst an einen heranzukommen. Das ist nicht nur eine Begabung, das erfordert viel Übung und Raffinesse. Ihr gelingt das perfekt. Meiner Meinung nach hat sie bereits oft getötet und begann damit früher, als wir uns das bisher vorstellen können. Sie ist wohl auch kein Einzelfall. Ich glaube, dass es da draußen noch etliche andere wie sie gibt, nur sind sie einfach noch nicht aufgefallen.«

Die Kellnerin kam und fragte, ob sie zum Abschluss Kaffee haben wollten. Kingsley nickte und schob ihr seine Tasse zu. Diane deckte die ihre mit der Hand ab. »Habe ich Ihnen schon erzählt, dass sie leugnet, eine Soziopathin zu sein?«, sagte Diane, nachdem die Kellnerin wieder gegangen war. »Sie sei keine, aber Tully sei einer. Er habe es nicht nur auf Grace Noel, sondern auch auf seine eigene Tochter abgesehen. Dabei schien sie sich überhaupt nicht verteidigen zu wollen. Es wirkte, als ob sie eine allgemein bekannte Tatsache aussprechen würde.«

Kingsley saß einen Moment lang gedankenverloren da. »Vielleicht wirkt sie deshalb so überzeugend«, sagte er schließlich. »Sie muss bestimmte Gefühle gar nicht vortäuschen. Viele Soziopathen haben das Problem, gar nicht zu wissen, wie normale Menschen fühlen. Deshalb verstehen sie auch nicht die üblichen Verhaltensweisen, die solche Gefühle hervorrufen. Sie können zwar viele Menschen eine ganze Zeitlang hinters Licht führen, aber schließlich kommt ihnen deswegen doch jemand auf die Schliche. Sehr oft schöpfen Familienangehörige des jeweiligen Opfers als Erste Verdacht.

O'Rileys Sohn und Schwiegertochter waren dagegen total von Clymene eingenommen.«

Er machte eine kleine Pause und nippte an seinem Kaffee. Er schüttete ein weiteres Tütchen Zucker hinein und nippte erneut. »Ich mag viel Zucker in meinem Kaffee«, sagte er lächelnd. »Was hat eigentlich Vanessa Van Ross an Clymene nicht gemocht?«

»Sie wusste eigentlich gar nicht genau, was ihren Verdacht erregt hat«, antwortete Diane. »Deshalb dauerte es auch so lange, bis sein Sohn der Polizei ihre Befürchtungen mitgeteilt hat. Irgendetwas an Clymenes Verhalten schien ihr einstudiert. Außerdem bemerkte Vanessa bei ihr in einem unbeobachteten Augenblick einen Gesichtsausdruck, bei dem es ihr nach eigenen Angaben kalt über den Rücken lief. Das ist nicht sehr viel, ich weiß. Das zeigt nur, wie groß ihr Einfluss bei den Behörden in unserer Stadt immer noch ist.«

»Nein, das ist wirklich nicht viel, aber es zeigt auch, dass Clymene einfach nur Pech hatte, erwischt zu werden. Viktimologische Methoden, wie sie in mein Fachgebiet fallen, spielten dabei überhaupt keine Rolle«, sagte Kingsley.

Plötzlich trat jemand hinter Dianas Rücken so unerwartet an den Tisch heran, dass sie von ihrem Sitz aufschoss. Kingsley schaute beide etwas verdutzt an.

»Das ist David Goldstein, ein Mitglied meines Tatortteams. Eigentlich sollte er in Urlaub sein, aber ich habe ihn gebeten, das Problem mit den ausgetauschten Artefakten zu untersuchen«, erklärte Diane. »David, das ist Ross Kingsley.«

»Der Profiler«, sagte David. »Ich erinnere mich.«

»Hast du deinen Charme bei Madge spielenlassen?«, fragte ihn Diane.

»Klar, ich glaube, sie denkt jetzt, dass wir ein Verhältnis haben«, lachte David. »Aber ich bin wegen *Golden Antiquities*

hier.«

»Das ist das Geschäft, bei dem Kendel diese Altertümer gekauft hat«, erklärte Diane Kingsley.

»Es ist letzte Nacht abgebrannt«, sagte David. »Der Eigentümer, Randal Cunningham, kam im Feuer um.«

Diane starrte ihn einige Augenblicke fassungslos an. »Das ist nicht dein Ernst, oder?«, sagte sie.

David nickte. »Leider doch.«

»Weiß man schon, was genau passiert ist?«, fragte Kingsley.

David schüttelte den Kopf. »Soweit ich weiß, nicht.«

Diane wollte gerade etwas sagen, als sie zwei weitere Männer in dunklen Anzügen bemerkte, die sich ihrem Tisch näherten. Kingsley und David folgten ihrem Blick.

»Kein FBI«, flüsterte Kingsley. »Ich erkenne meine Leute.«

David schien sich auf seinem Stuhl ganz klein machen zu wollen.

»Diane Fallon?«, fragte einer der Männer. Er war etwa Ende dreißig und wirkte wie ein austrainierter Gewichtheber ohne einen Funken Humor.

»Ja«, setzte Diane an.

»Sind Sie Agent Kingsley?«, unterbrach sie der Mann. »Mit Ihnen müssen wir uns ebenfalls unterhalten.«

Kingsley runzelte die Stirn.

»Wir sind Bundesmarshals ...«

Bundesmarshals kümmern sich nicht um gestohlene Altertümer, dachte Diane. Sie kümmern sich um entlaufene Gefangene.

Verdammt, das kann doch nicht wahr sein ...

Kapitel 13

Diane, Kingsley und die beiden gutgekleideten Deputy Marshals saßen an dem runden Eichenholztisch im Konferenzraum von Dianas Museumsbüro. Deputy Marshal Chad Merrick war der Größere der beiden. Diane schätzte ihn auf fast einen Meter neunzig. Er hatte akkurat geschnittene hellbraune Haare, bernsteinfarbene Augen, ein breites, offenes Gesicht und eine makellose Haut, um die ihn jede Frau beneidet hätte. Deputy Marshal Dylan Drew war gute fünfzehn Zentimeter kleiner als sein Partner. Damit war er immer noch größer als Kingsley und Diane. Drew hatte einen kahlgeschorenen Kopf, scharfe Gesichtszüge, eine oliv getönte Haut und haselnussbraune Augen, alles in allem ein höchst interessantes Gesicht. Beide Männer waren hochkonzentriert.

»Clymene O'Riley entkam kurz nach Ihrem Besuch aus dem Greysfort-Gefängnis«, sagte Dylan Drew. Trotz seiner versteinerten Miene konnte man immer noch den Eindruck bekommen, er glaube, Diane habe etwas damit zu tun.

Diane und Kingsley verschlug es erst einmal die Sprache, obwohl Diane bereits eine leichte Ahnung gehabt hatte, als sie sich als Bundesmarshals vorgestellt hatten. Kingsley fand als Erster seine Sprache wieder. »Wie konnte sie entfliehen?«

Drew schaute kurz zu Merrick hinüber. Als dieser nickte, wandte er sich wieder Kingsley zu. »Soweit wir beim jetzigen Stand der Ermittlungen sagen können, täuschte sie eine Krankheit vor, woraufhin sie in die Krankenstation gebracht wurde, die außerhalb des Hochsicherheitsbereichs liegt. Von da an wird das Bild etwas unklar. Die Leute im Gefängnis glauben, sie sei von dort in einem Lieferwagen entkommen.«

»Das klingt plausibel«, sagte Kingsley. »Ich hätte allerdings angenommen, dass Gefängnisse inzwischen geeignete

Maßnahmen gegen diesen beliebten Fluchtweg ergriffen hätten. Wieso wurde sie nicht entdeckt?«

»Das konnten sie bisher noch nicht herausfinden«, sagte Drew. Er richtete sein Augenmerk jetzt auf Diane. »Laut den Gefängnisunterlagen waren Sie ihr letzter Besucher. Warum waren Sie dort?«

»Sie bat mich, sie zu besuchen«, sagte Diane.

»Und Sie ließen alles stehen und liegen und folgten ihrer Aufforderung?«, fragte Drew.

»Nein, das kann man nicht sagen.«

»Ich habe sie darum gebeten«, mischte sich Kingsley ein.

»Sie sind der FBI-Profiler?«, sagte Merrick. Sein Ton ließ vermuten, dass er Profiler für eine seltsame Spezies der Strafverfolgungswelt hielt, bei der man nie genau wusste, auf welche dummen Gedanken sie als Nächstes kommen würde.

Kingsley nickte.

»Weswegen wollte sie Sie sehen?«, fragte Merrick Diane.

Diane erzählte ihnen von dem Brief und gab dann zum zweiten Mal an diesem Tag ihr Gespräch mit Clymene wieder. Die Marshals machten sich Notizen und hörten aufmerksam, aber offensichtlich mit einem gehörigen Maß an Skepsis zu.

»Und Sie hielten ihre Behauptung nicht für verdächtig, sie mache sich um eine ihrer Wärterinnen Sorgen?«, fragte Merrick. Der Ausdruck seines breiten, glatten Gesichts machte deutlich, dass er dies nicht für ihr wirkliches Motiv hielt.

»Das machte keinen Unterschied«, sagte Diane. »Wenn sie mir erzählt hätte, die Wärterin sei von Außerirdischen besessen, wäre das auch egal gewesen. Es war einfach die seltene Gelegenheit, einmal zu hören, was sie mir zu sagen hatte.«

»Warum war das so wichtig?«, fragte Drew Agent Kingsley.

»Weil es Hinweise darauf gibt, dass sie eine Serienmörderin sein könnte, über die wir bisher allerdings fast nichts wissen.

Sie tauchte scheinbar aus dem Nichts auf und beging auf sehr berechnende Weise einen Mord. Wir kennen nicht einmal ihre wahre Identität. Deshalb sind wir für jeden Hinweis dankbar.«

»Was meinen Sie damit?«, fragte Merrick nach. »Sie ist nicht Clymene O'Riley?«

»Wir wissen nicht, wer sie ist. Bei der Morduntersuchung konnten keinerlei Hinweise auf ihr Leben vor ihrer Ehe mit Robert Carthwright gefunden werden, der bei einem tragischen Unfall starb, wonach sie dann Archer O'Riley heiratete«, erklärte Kingsley.

Die beiden Deputy Marshals tauschten besorgte Blicke aus. Diane konnte sie verstehen. Sie hatten gerade begriffen, dass das Objekt ihrer Jagd sehr viel raffinierter und ausgebuffter war, als sie bisher angenommen hatten. Ihr Job würde wohl etwas schwieriger werden als erwartet.

»Ihre Fingerabdrücke waren auch nicht registriert, nehme ich an«, sagte Merrick.

»Wir haben nichts gefunden«, sagte Diane, »obwohl wir sie mit jeder uns verfügbaren einschlägigen Datenbank abgeglichen haben.«

»Ich verstehe«, sagte Merrick. Er ließ den Blick durch den ganzen Raum schweifen, bevor er wieder Diane ansah. »Ganz etwas anderes. Ich weiß, dass das Tatortteam in diesem Gebäude sitzt und Sie dessen Leiterin sind. Warum sitzen wir dann hier im Hauptbüro des Museums? Haben die Ihnen einen Schlüssel gegeben?«

»Haben sie«, sagte Diane. »Ich bin auch deren Direktorin.«

Merrick hob die Augenbrauen. »Ich dachte, Sie essen hier nur zu Abend.« Zum ersten Mal zeigte er ein Lächeln. »Können Sie uns irgendetwas sagen, das uns helfen könnte, Clymene O'Riley aufzuspüren? Einen Ort, den sie erwähnt hat, wo wir nach ihr suchen könnten? Eine Person, an die sie sich vielleicht wendet?

Glauben Sie, sie wird zu dieser Wärterin« – er schaute in seine Notizen –, »dieser Grace Tully Kontakt aufnehmen?« Er schien diese Frage an beide zu richten.

»Ich weiß es nicht«, sagte Diane.

Kingsley schüttelte den Kopf. »Nein. Das glaube ich nicht.«

»Warum nicht?«, fragte Drew.

»Weil sie weiß, dass Sie dort nach ihr suchen werden. Clymene plant jeden ihrer Schritte voraus. Sie plant diese Flucht wahrscheinlich, seitdem sie eingesperrt wurde, und hat deren Aussichten bestimmt genau überdacht. Sie wird deswegen auch an einen Ort fliehen, von dem wir höchstwahrscheinlich überhaupt nichts wissen.«

»Sie halten sie also für ausgesprochen klug«, sagte Merrick.

Kingsley nickte. »Ja. Sie hat einen äußerst hohen IQ. Und sie denkt an jedes kleine Detail. Das macht sie auch so gefährlich.«

»Und sie spricht fließend Französisch und Spanisch«, fügte Diane hinzu.

»Das erhöht natürlich ihre Möglichkeiten«, sagte Drew. »Noch etwas?«

»Ja«, sagte Kingsley. »Ich glaube, sie ist auch eine Meisterin der Verstellung.«

»Sie glauben?«, hakte Drew nach.

»Was sie angeht, bin ich mir über wenig wirklich sicher. Das wollte ich ... wollten wir auch herausfinden. Wir nehmen beide an, dass Archer O'Riley nicht ihr erstes Opfer war.«

Die beiden Marshals schwiegen einen Moment. Diane nahm an, dass sie diese Informationen erst einmal verarbeiten mussten, bevor sie über ihre nächsten Schritte nachdachten.

»Sie haben uns einige wertvolle Hinweise gegeben«, sagte Merrick schließlich. »Danke, dass Sie sich für uns so viel Zeit genommen haben.« Er legte zwei Visitenkarten auf den Tisch.

»Wenn Ihnen noch etwas Hilfreiches einfallen sollte, rufen Sie uns bitte an.«

Sie waren bereits am Gehen, als sich Drew noch einmal umdrehte und fragte: »Was macht sie Ihrer Meinung nach, wenn sie in die Ecke getrieben wird?«

»Sie gibt für den Moment auf, um hinterher auf eine neue Chance zu warten«, sagte Kingsley.

»Sie glauben nicht, dass sie sich den Weg freischießen würde?«, sagte Merrick.

»Nein. Aber sie würde sich sofort auf einen weiteren Fluchtversuch vorbereiten. Clymene ist sehr pragmatisch«, sagte Kingsley. »Wenn Sie sie finden, wird es Ihr größtes Problem sein, sich nicht von ihr einwickeln zu lassen.«

»Was?«, sagte Drew. Die beiden Männer brachen in ein spöttisches Lachen aus. »Was halten Sie eigentlich von uns? Ich habe doch ihr Polizeifoto gesehen. Nicht gerade eine Schönheit, wenn Sie mich fragen.«

»In Wirklichkeit sieht sie ganz anders aus. Aber es ist nicht nur ihr Aussehen. Sie hat eine ganz besondere Begabung«, sagte Kingsley. »Sie versteht es, ihre Mitmenschen um den Finger zu wickeln.«

»Was machen Sie denn dagegen?«, fragte Merrick. »Setzen Sie sich einen Stanniolhut auf, wenn Sie sie besuchen?«

Diane musste lachen. Deputy Marshal Chad Merrick hatte doch Sinn für Humor.

Kingsley lächelte und kratzte sich am Kopf. »Wir bekommen eine Spezialausbildung«, sagte er.

»Wenn Sie bisher nur diese Polizeifotos haben«, mischte sich Diane ein, »sollten Sie sich bei unserer Lokalzeitung Bilder aus ihrem Prozess besorgen.«

»Haben Sie eigentlich schon mit dem Gefängnispfarrer Reverend Rivers gesprochen?«, fragte Kingsley.

»Er war an diesem Tag schon gegangen«, sagte Drew.

Diane und Kingsley schauten sich an. »So hat sie das also gemacht«, sagte Kingsley.

»Was?«, rief Merrick. »Wollen Sie etwa behaupten, der Gefängnispfarrer habe ihr bei der Flucht geholfen?«

»Das ist gut möglich«, sagte Kingsley. »Ich würde zumindest einmal nach ihm schauen.«

Die beiden Bundesmarshals gingen jetzt endgültig. Zuvor hatten sie Dianes Angebot abgelehnt, sie zur Tür zu bringen, da sie den Weg zum Museumsausgang kennen würden. Diane blieb mit Kingsley in ihrem Büro zurück.

»Das hatte ich nicht erwartet«, sagte Diane.

»Ich auch nicht. Jetzt müssen wir erst recht herausfinden, wer sie ist. Ich weiß, dass die US-Marshals eine Menge Erfahrung haben, aber in diesem Katz-und-Maus-Spiel würde ich mein Geld doch auf Clymene setzen«, sagte er.

»Und ich dachte, sie bereite sich auf ihre Berufung vor«, sagte Diane. »Wir sollten schauen, ob wir nicht irgendwelche Familienvideos von ihr auftreiben können. Vielleicht besitzt Archers Sohn so etwas. Ich würde vor allem gern eine Sprachaufzeichnung von ihr haben.«

»Wenn Sie einen guten forensischen Linguisten brauchen«, sagte Kingsley, »wir haben einen. Michael macht das Analysieren von Stimmen einen Riesenspaß.«

»Das wäre ein guter Anfang. Ich habe noch ein paar andere Ideen, die meinem Jin bestimmt gut gefallen werden. Jin ist ein weiteres Mitglied meines Tatortteams. Er hat hier in unserer kriminaltechnischen Abteilung gerade ein DNA-Labor eingerichtet.«

»Inwiefern könnte uns ihre DNA helfen?«, fragte Kingsley leicht verwundert. »Ich sehe nicht, wie wir sie mit deren Hilfe aufspüren oder ihren Herkunftsort feststellen könnten.«

»Ich will nicht nach *ihr* suchen. Ich suche nach jemandem, der mit ihr verwandt ist.«

Kapitel 14

Ross Kingsley schaute Diane einen Moment verständnislos an, dann lächelte er.

»Leute, deren DNA der ihren ähnelt«, sagte er. »Wie etwa Geschwister, Cousins oder Cousinen?«

»Genau. Ich hoffe, dass wir in einer der vielen Datenbanken, die uns zur Verfügung stehen, das DNA-Profil eines oder einer Verwandten von Clymene finden. Das würde uns Hinweise auf sie oder ihren Herkunftsort geben. Die Marshals könnten diese Angaben überprüfen und uns die Familiengeschichte liefern, die wir brauchen.«

»Das gefällt mir. Haben Sie sonst noch Ideen?«, fragte Kingsley.

»Ein paar. Eine Analyse ihrer Sprechweise könnte uns weitere Anhaltspunkte geben. Außerdem muss ich mit David reden. Er ist ein absoluter Könner, was Datenbanken angeht. Vielleicht liefert uns unsere Gesichtererkennungssoftware weitere Erkenntnisse. Sie hat zwar versucht, ihr Gesicht auf diesem Polizeifoto etwas zu verzerren, aber das konnte natürlich die Erkennungsmerkmale, auf die unser Computerprogramm achtet, nicht verändern. Wir sollten uns auch die Aufnahmen beschaffen, die die Medien während ihres Prozesses gemacht haben.«

»Da gibt es gar nicht so viele. Sie hat ihr Gesicht beim Betreten und Verlassen des Gerichtssaals immer zu verhüllen versucht«, sagte Kingsley.

»Ein einziges gutes Bild würde uns schon für einen Datenbankabgleich genügen«, sagte Diane. »Notfalls langt dafür vielleicht sogar das schlechte Polizeifoto.«

»Sie glauben, sie wurde zuvor schon einmal verhaftet, und es gibt irgendwo in einer Datenbank ein Bild von ihr, vielleicht unter

einem anderen Namen?«

»Das könnte durchaus sein. Vielleicht haben sie die Fingerabdrücke in diesen alten Unterlagen noch nicht digitalisiert. Aber wir können auch noch eine Menge anderer Datenbanken durchkämmen, die über vermisste Personen zum Beispiel oder das Führerscheinregister.«

»Sehen Sie, ich wusste doch, dass es eine gute Idee war, Sie um die Aufdeckung ihrer wahren Identität zu bitten«, sagte Kingsley mit einem breiten Grinsen.

Ich bin froh, dass wenigstens du das für eine gute Idee hältst, musste sie denken. Sie selbst wusste nicht, ob sie überhaupt genug Zeit dafür haben würde. Immerhin musste sie sich jetzt erst einmal mit dem Skandal in ihrem Museum befassen. Sie stand auf, streckte sich und knetete ihr Kreuz.

»Warum wollte mich Clymene sehen?«, fragte sie. Seitdem sie von Clymenes Flucht erfahren hatte, zermartete sie sich den Kopf, was diese in Wirklichkeit von ihr gewollt hatte.

Kingsley zuckte die Achseln. »Sie wusste damals wohl bereits, dass sie bald entfliehen würde. Vielleicht war das Ganze ein Ablenkungsmanöver. Vielleicht macht sie sich aber wirklich um Grace Noel Sorgen und wollte vor ihrer Flucht sicherstellen, dass sich jemand um sie kümmert. Vielleicht war dieser Besuch auch Teil ihrer Fluchtvorbereitung. Immerhin musste sie an diesem Tag nicht ihren normalen Gefängnisverpflichtungen nachkommen. Ich habe keine Ahnung, aber es ist eine interessante Frage. Wir werden sie um eine Antwort bitten, wenn wir sie erwischt haben.«

»Glauben Sie, dass die Marshals sie finden werden?«, fragte Diane.

Kingsley schüttelte den Kopf. »Aber wir.«

»Sie haben ja großes Vertrauen in meine Fähigkeiten«, sagte Diane.

»Das habe ich tatsächlich. Sie haben doch sicher den Ausdruck auf Merricks und Drews Gesichtern gesehen. Sie können sich überhaupt nicht vorstellen, dass jemand sie austricksen könnte. Wie die meisten Polizisten halten sie alle Gefängnisinsassen für dumm. Sonst säßen sie ja gar nicht erst im Gefängnis. Natürlich sind viele dieser Häftlinge, gelinde gesagt, unterdurchschnittlich begabt. Aber es gibt auch solche wie Clymene, deren Klugheit und Verschlagenheit man auf keinen Fall unterschätzen sollte.«

Diane stand auf. »Ich muss mich jetzt mal meinem zweiten Job widmen. David fragt sich wahrscheinlich bereits, ob mich die US-Marshals vielleicht in Ketten gelegt und weggeschleppt haben.«

Sie schaute auf die Uhr an der Wand. Eigentlich war das Museum bereits geschlossen, aber Andie würde sicherlich noch in ihrem Büro auf sie warten. Diane musste erst einmal mit ihr sprechen, damit auch sie heimgehen konnte. Diane hatte während der Befragung durch die Marshals immer wieder leise Andies Telefon klingeln hören. Wahrscheinlich hatte sie sich den ganzen Tag mit besorgten oder wütenden Museumsspendern und aufdringlichen Presseleuten herumschlagen müssen.

»Haben Sie etwa auch ein Tatortteam für nächtliche Einsätze?«, sagte Kingsley, während er aufstand und sein Jackett glatt strich.

Diane grinste. »Selbstverständlich. Das gleiche wie das Tagesteam. Die ganze Nacht nimmt eine Telefonistin alle Einsatzanforderungen entgegen und alarmiert dann denjenigen, der gerade Bereitschaft hat. Wir wechseln uns ab. Bisher war die Verbrechensrate in unserer Stadt nicht so hoch, als dass wir ständig auf unseren Schlaf verzichten müssten.« Diane gähnte. »Schlaf war das richtige Stichwort. Der Staatsanwalt hat sich

beim Warten auf meinen Anruf inzwischen wohl vor Ungeduld schon die Sohlen durchgelaufen. Werden Sie ihn noch heute Abend anrufen?«

»Ja. Er wird wohl uns beiden die Schuld an Clymenes Ausbruch geben«, sagte Kingsley. »Ich werde das arrogante Gehabe annehmen müssen, das man uns FBI-Agenten nachsagt.«

Diane begleitete Kingsley beim Hinausgehen noch bis zu Andies Büro.

»Ich rufe Sie morgen an«, sagte er und winkte ihr noch einmal zu.

Diane wandte sich Andie zu. »Ich habe gehört, dass Ihr Telefon ständig geläutet hat. Ich hoffe, der heutige Tag war trotzdem nicht allzu schlimm für Sie.«

»Für mich?«, sagte Andie. »Was sollen dann erst Sie sagen? Mich haben keine US-Marshals in die Mangel genommen. Worum ging es dabei eigentlich?« Mit ihren großen runden Augen sah sie in diesem Moment mehr denn je wie die kleine Waise Annie aus der gleichnamigen Comicserie aus.

»Es ging dabei nicht ums Museum«, sagte Diane.

»Oh, dunkle Materie«, sagte Andie. »Das ist eine Beruhigung.«

Nicht wirklich, dachte Diane. »Und was ist hier passiert? Worum ging es bei diesen Telefonaten?«

»Dieser Staatsanwalt kann einem wirklich auf den Wecker gehen. Eines weiß ich, bei der nächsten Wahl bekommt der meine Stimme nicht. Dann haben sich einige Leute nach dem Skandal erkundigt. Ich habe ihnen gesagt, dass wir das Ganze gerade untersuchen. Einige meinten, sie hätten für das Museum gespendet, und wollten jetzt wissen, was wir zu unternehmen gedächten. Ich sagte ihnen nur, dass Sie alles Nötige unternehmen würden. Natürlich wollten sie dann sofort mit Ihnen

sprechen, und ich musste ihnen erklären, dass Sie gerade deshalb im Moment schrecklich beschäftigt seien. Manche wollten Kendel den Marsch blasen. Also wirklich, die Leute können manchmal richtiggehend gemein sein. Das hätte ich ihnen auch gerne einmal gesagt.« Andie machte eine Pause, um Luft zu holen.

»Ich schreibe morgen eine E-Mail, die wir dann an alle Spender schicken«, sagte Diane. *Wenn ich nur schon wüsste, was ich ihnen erzählen soll*, dachte sie. »Sie sollten jetzt heimgehen, Andie. Ich sehe Sie dann morgen.«

Andie griff nach ihrer Tasche. »Morgen wird ein besserer Tag, da bin ich mir sicher«, sagte sie. »Sie kriegen das schon wieder auf die Reihe, wie immer.«

»Hoffentlich«, sagte Diane. Sie hatte nicht den Eindruck, als ob sie im Moment irgendetwas auf die Reihe bekommen könnte. Sie fühlte sich völlig ausgelaugt.

Diane begab sich zu den Aufzügen im Zentrum des Museums und fuhr in den zweiten Stock hinauf. Dort ging sie zum Westflügel hinüber. Sie winkte dem Nachtwächter zu, als sie ihren Code in das Tastenfeld eingab und die Tür zum Kriminallabor öffnete.

Erst dachte sie, es sei niemand mehr da. Dann bemerkte sie Neva und Jin in der Nähe des Aufzugs. Sie trugen beide Tatortkoffer und wollten offensichtlich gerade gehen. Als sie Diane sahen, stellten sie ihre Koffer ab und kamen zu ihr herüber. Gleichzeitig tauchte Davids Gesicht hinter einem Computerbildschirm auf. Er stand auf und schloss sich den anderen an.

»Sie müssen einen Tatort untersuchen?«, fragte Diane Jin und Neva.

Neva nickte. »Im White County. Und wie stehen die Dinge bei Ihnen?«

»Yeah«, sagte Jin, »David hat uns erzählt, dass die US-Marshals Sie und diesen FBI-Typen mitgenommen hätten.«

»So habe ich das nicht gesagt«, protestierte David und schaute Jin böse an. »Ich sagte, sie hätten das Restaurant zusammen verlassen.«

»Clymene ist heute aus dem Gefängnis ausgebrochen, kurz nachdem ich sie dort besucht hatte«, sagte Diane.

Sie gingen alle zum Konferenztisch in der Ecke des Raums hinüber und setzten sich. Sie schienen noch erstaunlich frisch zu sein. *Ich werde allmählich alt*, dachte Diane mit etwas Neid. Aber dann fiel ihr auf, dass David ebenso munter aussah – und der war eher älter als sie.

»Ich möchte Sie nicht aufhalten«, sagte Diane. »Sie beide müssen zu Ihrem Tatort.«

»Dorthin kommen wir noch früh genug. Zuerst wollen wir alles über Clymene wissen. Sie ist ausgebrochen? Wie?«, fragte Jin.

»Das weiß ich nicht«, sagte Diane. »Das scheint im Augenblick noch völlig unklar zu sein. Jin, ich möchte, dass Sie in den DNA-Datenbanken nach irgendwelchen Verwandten von Clymene suchen.«

»Wir suchen nach ihr?«, fragte Jin. »Sie meinen, wir helfen diesen Marshals?« Er schaute so skeptisch drein, dass Neva laut lachen musste.

»Das FBI möchte, dass wir sie finden«, sagte Diane.

»Du meinst Kingsley«, sagte David.

»Das ist dasselbe«, sagte Diane. »Jin, können Sie das nun machen oder nicht?«

Jin schaute sie leicht gekränkt an. »Klar, Boss. Ich fange morgen damit an.«

Diane schüttelte den Kopf und presste die Hände an die Schläfen. »Es tut mir leid. Ich wollte Sie nicht anblaffen.«

»Du siehst müde aus«, sagte David.

»Bin ich auch. Es war ein harter Tag. Statt morgens joggen gehen zu können, musste ich Clymene besuchen. Diese Frau macht einem nur Schwierigkeiten. Also, Neva und Jin, ihr solltet jetzt zu eurem Tatort fahren. David, erzähle mir bitte von deinen Gesprächen mit Kendel und Madge – und dem Brand bei *Golden Antiquities*.«

Kapitel 15

Ich beginne am besten mit Madge«, sagte David. Er streckte kurz die Beine aus, um sich danach wieder kerzengerade aufzusetzen. »Wollen wir nicht in dein Osteologie-Labor gehen? Es ist bequemer, und es gibt dort diesen kleinen Kühlschrank mit kühlen Getränken. Du solltest dir auch eine Bar einrichten.«

In ihrer Eigenschaft als forensische Anthropologin stand Diane im Westflügel ein Osteologie-Labor mit angeschlossenem Büro zur Verfügung. Sie tippte ihre Code-Zahl ein, trat ein und machte das Licht an. Auf einem glänzenden Metalltisch stand eine frisch aus Ohio eingetroffene Schachtel, in der die Knochen eines seit Langem ungelösten Falls darauf warteten, von ihr untersucht zu werden. Wenn sie nicht so müde gewesen wäre, hätte sie sie ausgepackt und angefangen, die Knochen in die richtige Position zu legen, während sie David zuhörte. So aber ging sie direkt weiter in ihr Büro.

Mit seinem grünen Schieferboden, den Büromöbeln aus dunklem Walnussholz und einem Ledersessel war es kleiner als das im Museum. An den cremefarbenen Wänden hing nur das Aquarell eines Wolfes. Auf einer Seite stand eine lange burgunderrote Ledercouch, die David gleich in Beschlag nahm. Er streckte sich in voller Länge auf ihr aus und faltete die Hände hinter dem Kopf.

»So, das nenne ich bequem«, sagte er in zufriedenem Ton.

Diane ging zu dem kleinen Kühlschrank in einer Ecke, auf dem eine künstliche Grünpflanze stand, da echte bei ihr grundsätzlich nie lange überlebten. Außerdem gab es in diesem Raum sowieso kein Sonnenlicht. Sie holte für sich und David zwei Coladosen heraus. Sie warf eine David zu, öffnete die andere und setzte sich in den Ledersessel neben dem Sofa.

»Konntest du von Madge irgendetwas Nützliches erfahren?«,

fragte sie ihn.

»Ich musste sie erst einmal beruhigen, bevor ich überhaupt etwas aus ihr herausbekam«, sagte er. »Sie meinte, du hättest ihr gesagt, Kendel werde sie verklagen.«

»Ganz so war das nicht. Sie fragte mich, ob Kendel sie wohl verklagen werde, und ich sagte ihr, dass ich an ihrer Stelle dies tun würde«, sagte Diane.

»Nun, zumindest hat es ihr Angst gemacht«, sagte David.

»Madge Stewart wurde in ihrem Leben viel zu oft mit Samthandschuhen angefasst«, sagte Diane. »Es ist Zeit, dass sie für ihr Verhalten die Verantwortung übernimmt.«

David zog die Augenbrauen zusammen. »Du bist also jetzt ihre Mutter?«

»Nein. Ich bin die Direktorin dieses Museums, und sie hat gegenüber der Presse einige törichte Äußerungen abgegeben, mit deren Auswirkungen ich mich jetzt herumschlagen muss.«

»So ist das also«, sagte David. Wenn man ihn in Jeans und T-Shirt so bequem und zufrieden auf dem Sofa liegen sah, konnte man direkt neidisch werden. Diane wünschte sich jetzt, sie hätte auf dem Platz auf der Couch bestanden.

»Hast du von ihr dann doch noch ein paar einigermaßen stimmige Antworten erhalten?«, fragte Diane, während sie an ihrem Getränk nippte. Danach presste sie die eiskalte Dose an ihre Stirn.

»Mehr oder weniger. Die Reporterin der *Rosewood Review* habe sie angerufen und ihr erzählt, dass Kendel Williams wissentlich für das Museum geplünderte ägyptische Altertümer gekauft habe. Sie wollte dann wissen, was Madge dazu zu sagen hätte. Diese erzählte ihr, dass Kendel gefeuert werden würde«, sagte David.

Diane verdrehte die Augen. »Das war's? Hat die Reporterin nicht noch etwas anderes gefragt?«

»Sie wollte dann von Madge noch einige persönliche Angaben haben. Ich glaube, die Reporterin versuchte nur, ihrem Ego zu schmeicheln. Sie merkte wohl, wie unsicher sie war. Am Schluss fragte sie sie noch, wie du das Museum leiten würdest«, sagte David.

Diane runzelte die Stirn. In der Vorstandssitzung hatte sie es bewusst vermieden, den Teil des Artikels anzusprechen, der ihr eigenes Museumsmanagement in Frage stellte. Die Vorstandsmitglieder sollten sich auf den Schaden konzentrieren, den dieser Bericht dem Museum verursacht hatte, und nicht glauben, ihr Ärger habe mit Madges Aussagen über ihre eigene Person zu tun.

Tatsächlich war es ihr egal, dass Madge ihren Führungsstil für zu lasch hielt oder glaubte, sie widme dem Kriminallabor zu viel Zeit. Auch der Vorwurf, sie habe Kendel zu viel Verantwortung übertragen, ließ sie kalt. Wütend war sie, dass Madge die Anschuldigungen der Reporterin über irgendwelche gestohlenen Altertümer bestätigt hatte, ohne etwas darüber zu wissen oder an die schädlichen Konsequenzen für das Museum und Kendel zu denken.

»Was ist mit der Reporterin?«, fragte Diane weiter. »Ich nehme an, du hattest noch keine Gelegenheit, mit ihr zu sprechen.«

David schüttelte den Kopf. »Ich habe es nicht einmal versucht. Ich habe einen Freund bei einer anderen Zeitung angerufen und ihn nach dieser Janet Boville gefragt. Er meinte, sie sei eine sehr aggressive Journalistin, die immer nach irgendwelchen Skandalen suche und dabei keinerlei Skrupel zeige. Ich wollte daraufhin nicht riskieren, dass ihr nächster Artikel eine Überschrift trägt wie: ›In Panik geratene Museumsdirektorin drangsaliert Reporterin‹.«

Diane nickte. »Das hätte gerade noch gefehlt. Hast du von

Madge noch etwas erfahren?»

»Nicht direkt, aber diese Boville muss einen Informanten gehabt haben. Ich glaube, dieser Informant hat auch ihre Fragen vorformuliert«, sagte David.

Diane setzte sich kerzengerade auf und lehnte sich mit den Unterarmen auf den Knien nach vorne. »Wie kommst du darauf?«

»Wegen der Fragen, die sie Madge stellte. Es ging dabei um die UNESCO-Konventionen und die Erwerbsrichtlinien des Museums. Außerdem fragte sie, ob die Herkunftsnachweise tatsächlich mit den betreffenden Artefakten übereinstimmen würden. Das fand ich besonders interessant.«

»Das *ist* interessant. Der Informant wusste anscheinend, dass sie *nicht* übereinstimmen«, sagte Diane.

»Ja«, bestätigte David. »Madge hatte keine Ahnung, worum es bei diesen Fragen ging, und konnte sie noch viel weniger beantworten.«

»Was war mit Kendel?«, wechselte Diane das Thema. »Waren ihre Informationen hilfreich?«

»Ja. Sie verschaffte mir einen Ansatzpunkt, von dem aus ich meine Untersuchungen jetzt weiterführen kann.« Er nippte an seinem Getränk. »Das Pearle-Museum in Virginia besaß eine schöne Sammlung von ägyptischen Artefakten aus der 12. Dynastie, die Kendel gerne für unser Museum gehabt hätte. Sie hatte sie schon vor ein paar Jahren gesehen. Als ihr dann diese Mumie aus der 12. Dynastie geerbt habt, fragte Kendel die Leute von Pearle, ob sie ihr diese Altertümer nicht verkaufen wollten. Die Antwort war nein.« David machte eine Pause, setzte sich auf und nahm einen weiteren großen Schluck aus seiner Coladose.

Diane kannte das Pearle-Museum recht gut. Sie gehörten beide der gleichen Vereinigung kleiner Museen an. Obwohl ihre

Sammlungen ungefähr gleich groß waren, verfügte RiverTrail allerdings über ein viel größeres Gebäude.

»Sie haben ihre Meinung dann doch noch geändert?«, fragte Diane.

»Kendel bat sie, sie zu benachrichtigen, wenn sie diese Stücke doch noch verkaufen wollten, was ihr der Direktor auch versprach. In der Zwischenzeit nahm er dann einen Job bei den Vereinten Nationen an.«

»Ich erinnere mich«, sagte Diane. »Noah hat dort eine sehr gute Stellung bekommen.«

»Die neue Direktorin, Brenda McCaffrey, wusste nichts von dieser Abmachung mit Kendel. Sie verkaufte deshalb die Stücke an *Golden Antiquities*, als sie Platz und Geld für eine Ausstellung brauchte, die sie zusammen mit der griechischen Regierung ausgearbeitet hatte«, sagte David. Er machte eine kurze Pause. »Du willst bestimmt nicht die gesamte Vorgeschichte dieser Artefakte hören, aus der Zeit, bevor sie ins Pearle-Museum kamen, oder?«

»Ich habe die Herkunftsbeschreibungen durchgelesen. Mach nur weiter«, sagte Diane.

»Gut, na ja, du weißt ja, wenn Kendel einmal anfängt, einem etwas genau auseinanderzusetzen ... Wie auch immer, Kendel fand das mit dem Verkauf an *Golden Antiquities* heraus und begann sofort, mit denen zu verhandeln. Dieses Antiquitätengeschäft gibt es bereits seit über dreißig Jahren. Es wurde von einem Mann namens Randal Cunningham senior gegründet. Dieser hat vor einiger Zeit begonnen, die Geschäfte seinem Sohn Randal Cunningham junior zu übertragen«, sagte David.

»Welcher von beiden kam in diesem Feuer um?«, fragte Diane.

»Das weiß ich noch nicht. Ich werde mich morgen danach

erkundigen. Kendel hat jedenfalls mit beiden Cunninghams verhandelt. Sie sagte, sie habe die Stücke genau untersucht und auch zugeschaut, wie diese eingepackt wurden. Während dieser ganzen Transaktion sei ihr überhaupt nichts Verdächtiges oder Zweifelhafes aufgefallen. Alles sei ganz routinemäßig und normal verlaufen.«

»Wirklich überhaupt nichts Ungewöhnliches?«, fragte Diane nach.

»Ich ließ sie die Augen schließen und bat sie, im Geiste noch einmal alle Treffen durchzugehen, ob sie sich nicht doch noch an etwas erinnern könnte, was uns weiterhelfen würde. Das Einzige, was ich recht interessant fand, war ihre Bemerkung, dass sie jedes Mal den Duft von Jean Patous Joy gerochen habe. Das ist ein äußerst teures Parfüm«, sagte David. »Allerdings hat sie die Trägerin nie gesehen.«

»Wie teuer?«

»So um die fünfhundert Dollar pro dreißig Milliliter«, sagte David.

»Wow!«, rief Diane aus. »Es ist also sehr selten?«

»Nein. Es ist das bisher am zweithäufigsten verkaufte echte Parfüm der Welt«, sagte David.

»Du machst Witze. Ich habe noch nie davon gehört. Können sich tatsächlich so viele Leute so etwas Teures leisten?«, fragte Diane.

»Nun, es ist wohl deswegen das insgesamt am zweithäufigsten verkaufte, weil es seit den dreißiger Jahren auf dem Markt ist. Kendel meint, es sei immer noch sehr beliebt. Man muss ja nicht gleich dreißig Milliliter kaufen. Kleinere Mengen kosten dann so etwa hundert Dollar«, erklärte David. »Soll ich Frank einen kleinen Tipp geben?«

»Nein. Ich schaue mal selbst danach, wenn ich im Sommer in Paris bin«, sagte Diane.

Um Franks Adoptivtochter Star zu einem Collegestudium zu bewegen, hatte Diane ihr angeboten, mit ihr eine Reise nach Paris zu unternehmen und sie dort neu einzukleiden, wenn sie in ihrem ersten Studienjahr eine Durchschnittsnote von mindestens Zwei minus erreichen würde. Diane freute sich schon auf diese Reise. Sie war vor allem stolz, dass Star, ein ehemaliges Problemkind, dessen Eltern vor einiger Zeit ermordet worden waren, neuen Lebensmut gefunden hatte.

»Also wird Star den geforderten Notenschnitt erreichen?«, fragte David. »Das wäre wirklich großartig.«

»Bisher sieht es ganz so aus. Sie muss allerdings noch den Rest des Frühjahrssemesters hinter sich bringen. Du kennst ja den Brauch, während der kurzen Frühlingsferien mit seinen Studienkameraden runter nach Florida zu fahren und dort eine ganze Woche einen draufzumachen. Frank möchte deshalb in dieser Zeit mit ihr eine kleine Reise unternehmen.«

»Dieser Frühlingsausflug ist aber doch eine alte Tradition«, lachte David.

»Das stimmt schon, aber ich glaube, Frank hat recht. Sie kann ja nächstes Jahr fahren, da ist sie dann schon reifer. Jetzt ist das noch alles ganz neu für sie«, sagte Diane.

»Neu? Sie ist doch früher schon mit diesem Typen, den sie damals für ihren Freund hielt, durch die Lande gezogen«, sagte David.

»Das waren andere Zeiten. Gott sei Dank sind die vorbei. Konnte sich Kendel noch an etwas anderes erinnern?«

»Die ganze Sache ging völlig glatt über die Bühne. Es gab nicht einmal ein großes Gefeilsche um den Preis«, sagte David. »Beim letzten Treffen versprachen sie, die Stücke innerhalb einer Woche zu liefern. Das haben sie dann auch getan, wenn man davon absieht, dass es offensichtlich nicht die richtigen Artefakte waren.«

»Vielleicht fällt ihr später noch etwas ein«, sagte Diane.
»Meinst du, du kannst etwas von dem zuständigen
Brandermittler erfahren?«

»Ich glaube schon«, sagte David.

»Gut. Dann lass uns jetzt heimgehen. Eigentlich ist es ja noch gar nicht so spät, aber ich bin heute rechtschaffen müde. Es war ein harter Tag. Morgen früh sieht die Welt vielleicht schon wieder ganz anders aus.«

Diane schloss Büro und Labor ab, und die beiden gingen hinunter in die Eingangshalle. Sie winkte dem wachhabenden Sicherheitsmann noch einmal zu, bevor sie das Gebäude in Richtung des Parkplatzes verließen. Die Sonne war gerade untergegangen, aber der Vollmond tauchte das massige Museumsgebäude in ein fast magisches Licht. Auf dem Parkplatz standen noch zahlreiche Wagen von Museumsangestellten. In diesem Moment wurde in dem Gebäude auf Nachtbeleuchtung umgeschaltet. Sie liebte ihr Museum und nahm sich wieder einmal vor, es vor jedem Skandal zu beschützen. Sie verabschiedete sich von David, stieg in ihr Auto und fuhr nach Hause.

Diane öffnete die Augen, als sie jemanden an ihre Tür klopfen hörte. Träumte sie noch? Sie stieg aus dem Bett. *Wie spät ist es eigentlich?* Sie schaute auf die Uhr: vier Uhr vierzehn, mitten in der Nacht. Wieder klopfte jemand an die Tür.

Sie zog sich einen Morgenrock über und betätigte den Lichtschalter. Nichts passierte. *Großartig, ein Stromausfall. Was ist es diesmal? Ein Eichhörnchen, das einen Kurzschluss verursacht hat?*

Sie ging im Dunkeln durch den kurzen Gang in Richtung ihres Wohnzimmers. Als sie an der Küche vorbeikam, trat sie in etwas Feuchtes und Glitschiges. Sie kam ins Rutschen, verlor

das Gleichgewicht und knallte auf den Boden. Bei dem Sturz schlug sie sich auch noch den Kopf an der Wand an.

Jetzt lag sie benommen da. Sie merkte, dass sie in einer Art Lache lag. Der leichte Geruch nach Kupfer und Eisen war unverkennbar.

Kapitel 16

Diane versuchte gerade, wieder auf die Beine zu kommen, als die Tür aufgebrochen wurde.

»Hier ist die Polizei«, rief eine laute Männerstimme, die ihr bekannt vorkam. Sie verspürte ein Gefühl der Erleichterung.

»Dr. Fallon?«, hörte sie ihn rufen.

»Ich bin hier«, sagte Diane. Er schaltete das Wohnzimmerlicht an.

Es funktionierte. Was ist mit dem Strom los? Die Beleuchtung offenbarte, was sie bereits gerochen hatte: Blut. Die Lache in ihrem Gang erstreckte sich bis in die Küche und den Essbereich. Auch Diane war von oben bis unten damit besudelt.

»Lieber Gott«, sagte der Polizist und ließ seinen Revolver sinken. »Was ist passiert, Dr. Fallon? Wo sind Sie verletzt? Nicht bewegen!«

»Ich bin in Ordnung. Das ist nicht mein Blut«, sagte sie. *Wessen Blut ist es dann?*

»Ist noch jemand anderer hier?«, fragte er. »Wir haben einen anonymen Anruf erhalten, dass hier jemand umgebracht werden würde. Liegt hier irgendwo eine Leiche?« Er blickte sich im ganzen Zimmer um und schaute sogar unter dem Sofa nach.

»Nein – ich weiß es nicht ...«, sagte Diane.

Bevor sie ihren Satz beendet hatte, begann der Streifenpolizist, ihre Wohnung abzusuchen, wobei er versuchte, nicht in das Blut zu treten, was allerdings unmöglich war. Seine blutigen Fußabdrücke ließen sich bald bis in ihr Schlafzimmer hinein verfolgen.

Diane versuchte immer noch, aufzustehen. Ein zweiter Polizist, der bisher an der Tür gestanden hatte, kam herein, um ihr zu helfen.

»Sind Sie verletzt? Sie sagen, das hier ist nicht Ihr Blut? Wissen Sie, wessen Blut es ist?«

»Nein«, antwortete Diane. »Nein, das weiß ich nicht.«

Er rückte einen Esszimmerstuhl heran, zu dem sie ganz langsam hinüberging, wobei sie sich bemühte, nicht in das Blut zu treten. Als sie sich gerade hinsetzen wollte, erstarrte sie plötzlich. Sie triefte vor Blut. Es tropfte aus ihrem Nachthemd und Morgenmantel. Der Polizist bemerkte ihr Zögern.

»Sie müssen sich hinsetzen«, sagte er. »Sie haben eine Prellung am Kopf. Hat Sie jemand angegriffen?«

Diane wollte sich mit der Hand an den Kopf greifen, bemerkte aber, dass auch diese voller Blut war. Sie setzte sich wieder auf den Boden.

»Ist hier irgendwo eine Leiche?«, fragte sie der Polizist.

»Was? Nein, ich habe keine gesehen.« *Das klang dumm.*
»Ich meine, ich bin gerade erst aufgewacht.« *Denk nach, bevor du etwas sagst, verdammt.*

»Keine Gefahr mehr«, sagte in diesem Moment der erste Polizist. Als er zu ihnen zurückkam, hinterließ er auf dem ganzen Boden blutige Fußspuren. »Die Glühbirne in Ihrer Schlafzimmerlampe ist kaputt.«

»Sie sind gerade erst aufgewacht und haben dann all dieses Blut in Ihrer Wohnung vorgefunden?« Der Beamte klang ziemlich skeptisch. Diane konnte es ihm nicht verdenken.

»Wir müssen Chief Garnett anrufen«, sagte der erste Polizist. »Er möchte über alles informiert werden, was mit Dr. Fallon, dem Museum und dem Kriminallabor zu tun hat.«

»Wir sollten auch die Sanitäter rufen. Sie hat eine Riesenbeule am Kopf«, sagte der andere Beamte.

»Bitte informieren Sie auch mein Kriminallabor ...« Sie dachte einen Augenblick nach, bis ihr Jins private Telefonnummer wieder einfiel, die sie dann den Polizisten gab.

Während diese ihre Anrufe tätigten, betrachtete Diane das Muster der Blutspuren. Im Gang befand sich die größte Lache, von der aus ziemlich viel Blut in die Küche und ins Esszimmer geflossen war. Unter dem Esszimmertisch befand sich eine kleinere Lache. Eine breite Blutspur führte von der Hauptlache zur Eingangstür. Etwas – jemand war dort über den Boden geschleift worden. Sie schaute an die Decke. Dort waren drei Reihen von Blutspritzern zu sehen. Dies wies auf vier Messerstiche hin. Der erste Stich drang tief ins Opfer ein, bei jedem der folgenden Stiche spritzte das Blut an die Decke. An der Wand gegenüber des Tisches war wie ein leichter Schleier eine breite Blutspur zu erkennen, als ob sich jemand mit den Händen dort abgestützt hätte und dann langsam zu Boden gesunken war. Blutige Fußabdrücke musste es viele gegeben haben. Diane konnte aber inzwischen die ursprünglichen nicht mehr von denen unterscheiden, die sie und die Polizisten hinterlassen hatten.

»Sind Sie verletzt?«, fragte sie einer der Polizisten noch einmal.

Diane fasste sich an den Kopf. »Nur eine kleine Beule.«

»Wie haben Sie die bekommen? Hat man Sie geschlagen?«, fragte er weiter.

»Geschlagen? Nein. Ich bin hingefallen, in diesem Blut ausgerutscht«, sagte sie.

»Sie haben überhaupt nichts gehört?« Sie schaute auf sein Namensschild. Officer Ellison. Der andere war Officer Lange. Dem war sie schon einmal begegnet.

»Nein, ich habe nichts gehört«, antwortete sie schließlich.

»Schlafen Sie immer so tief?«, fragte Lange.

Diane schüttelte den Kopf. »Nein. Eigentlich habe ich einen leichten Schlaf.« Das stimmte tatsächlich. Warum hatte sie dann nichts gehört? Und warum war sie jetzt immer noch so

benommen? *Hat man mir Drogen gegeben? Aber wann soll das gewesen sein?*

Sie schaute auf ihre Arme und ihre Kleider hinunter. Alles war voller Blut. Von dem Geruch wurde ihr allmählich übel. Sie stand kurz davor, sich zu übergeben. Sie musste dieses Blut endlich loswerden.

»Sie sollten nicht aufstehen, bevor die Sanitäter hier sind«, sagte Officer Ellison.

Diane hatte gar nicht mitbekommen, dass sie versucht hatte, aufzustehen. »Es tut mir leid. Mir ist schlecht. Es ist der Geruch.«

»Die Sanitäter sind bestimmt bald da. Am besten legen Sie den Kopf auf die Arme«, sagte er, während er ihr zunickte und selbst den Kopf auf seine erhobenen verschränkten Arme legte, als ob sie ihn nicht verstehen könnte.

Sie legte die Unterarme auf die Knie, beugte den Kopf, schloss die Augen und versuchte, ganz regelmäßig zu atmen.

Plötzlich wurde es lauter. Diane begriff, dass weitere Leute eingetroffen waren. Sie dachte an ihre Nachbarn. Die waren es inzwischen bereits gewohnt, dass in ihrer Wohnung oder in der Nähe ihres Hauses Gewalttaten begangen wurden. Sie war sich sicher, dass die Mieter auf der anderen Seite des Hausflurs bereits ihre Tür einen Spaltbreit geöffnet hatten, um nachzuschauen, was hier eigentlich vor sich ging. Hoffentlich hatten sie auch etwas gehört, das zur Aufhellung dieser Geschehnisse beitragen konnte.

Zwei Sanitäter traten an sie heran, um ihren Blutdruck zu messen. Gleichzeitig versuchten sie, durch ihre Fragen festzustellen, ob sie ganz bei sich war.

»Ihr Puls ist sehr niedrig«, bemerkte die Sanitäterin.

»Ich jogge«, sagte Diane. »Mein normaler Puls beträgt fünfzig Schläge in der Minute, oft sogar noch weniger.«

»Dann gibt es da ja keine Probleme. Tut Ihr Kopf weh?«

»Ja«, antwortete Diane.

Sie stellten ihr weitere Fragen, die Diane alle beantwortete. Sie hörte, wie Garnett, der Chef der Rosewooder Kriminalpolizei, zusammen mit ihrem eigenen Tatortteam eintraf.

»Oh mein Gott«, rief Neva. Sie, Jin und David standen fassungslos da und schauten abwechselnd Diane und die Blutlachen an. »Was ist passiert?«

»Deshalb seid ihr ja da«, sagte Diane.

»Was meinst du damit?«, fragte David.

»Ich will damit nur sagen, dass ich es auch nicht weiß«, sagte Diane in einem betont gleichmütigen Ton. »David, du hast überhaupt keine Bereitschaft. Du solltest eigentlich im Urlaub sein.«

»Ich mache Urlaub. Dies hier ist eine der Sehenswürdigkeiten«, sagte er. »Soll ich daheimbleiben, wenn Jin und Neva zu einem Tatort gerufen werden, der zufällig auch noch deine Wohnung ist?«

»Sind Sie in Ordnung?«, fragte Neva.

»Ja«, sagte Diane.

»Sie haben eine große Beule am Kopf«, mischte sich Chief Garnett ein. »Man hat Sie wohl angegriffen.« Garnett sah wie üblich aus, als ob er direkt aus dem Theater oder einem Konzert käme. Gut angezogen, groß, Mitte vierzig, wirkte er ausgesprochen elegant, wozu vor allem sein volles graumeliertes Haar beitrug.

Diane wollte ihm gerade erklären, dass sie in der Blutlache ausgerutscht und gefallen sei, als ihre Stimme von einem der Polizisten übertönt wurde, der jemandem laut und deutlich erklärte, dass er auf keinen Fall eintreten dürfe.

»Was geht hier vor?«, hörte man eine Frauenstimme. »Ist hier

etwas passiert? Wenn es immer noch eine Gefahr gibt, muss man uns informieren.«

Es war Veda Odell, ihre exzentrische, ältere Nachbarin, die auf der anderen Seite der Etage mit ihrem Mann wohnte. Ihr gemeinsames Hobby war der Besuch von Beerdigungen.

»Kehren Sie bitte wieder in Ihre Wohnung zurück«, sagte Officer Ellison.

»Ich rede mit ihr«, sagte Garnett.

Er wollte zeigen, dass er hier die Leitung hatte, dachte Diane, und sicherstellen, dass alle Informationen bei ihm zusammenliefen.

»Lassen Sie David das machen«, sagte Diane. Garnett nickte. Wahrscheinlich erinnerte er sich daran, dass David eine ganz besondere Beziehung zu diesen Odells hatte, seitdem er ihnen bei einem früheren Fall einen längeren Besuch abgestattet hatte.

David warf ihr einen Du-schuldest-mir-jetzt-was-Blick zu, bevor er sich Veda Odell zuwandte.

»Ja. Ich erinnere mich noch gut an Sie«, sagte Veda. »Ihr Vorname ist David, nicht wahr? Wir haben ein paar neue Fotos in unserer Sammlung, die Ihnen ganz bestimmt gefallen werden.«

»Da bin ich mir ganz sicher, Mrs. Odell. Darf ich Ihnen und Ihrem Mann einige Fragen stellen? Ich weiß, dass es früh am Morgen ist.«

Neva kicherte in sich hinein und schüttelte den Kopf. »Ich glaube, das zahlt er Ihnen irgendwann heim«, sagte sie zu Diane.

»Ist auch etwas von Ihrem Blut darunter?«, fragte Jin und starrte auf die rote Lache.

»Nein«, sagte Diane. »Ich glaube nicht.«

»Um Himmels willen.«

Diane erkannte die Stimme von Lynn Webber, der amtlichen Leichenbeschauerin des nördlich von Rosewood gelegenen Hall County. Wie Garnett tauchte sie selbst an einem solchen Tatort immer wie aus dem Ei gepellt auf. Heute trug sie Designerjeans, eine blaue Seidenbluse, die perfekt zu ihren kurzen, glänzenden schwarzen Haaren passte, und eine leichte, braune bestickte Jacke. Sie achtete sorgfältig darauf, wo sie mit ihren Ferragamo-Schuhen hintrat.

»Sind Sie in Ordnung?« Sie wandte sich an die Sanitäter.
»Lassen Sie mich ihre Vitaldaten sehen.«

Die beiden schauten sich kurz an und reichten Lynn ein Klemmbrett.

»Was machen Sie denn hier, Lynn?«, fragte Chief Garnett.
»Das hier gehört ja nicht gerade zu Ihrem Amtsbezirk, oder?«

»Ich habe auf meinem Polizeiscanner gehört, dass man Sanitäter in Dianas Wohnung beordert hat ...«

Garnett nestelte sein Handy aus der Tasche. Er sah sich kurz um, wo er ungestört ein Gespräch führen konnte, und ging dann hinaus auf den Hausflur. Lynn schaute Diane fragend an.

»Das ist eine lange Geschichte. Es hat mit der hiesigen Lokalpolitik zu tun«, sagte Diane.

Um die Interessen der Stadt und des Museums zu wahren, hatte Garnett angeordnet, dass alle Polizeiangelegenheiten, die mit Diane, dem Museum oder dem Kriminallabor zu tun hatten, nicht über den Polizeifunk gemeldet werden durften. Diese Informationen sollten nur noch telefonisch weitergegeben werden. Das bezog sich auch auf Notrufe und die Anforderung von Sanitätern.

Lynn nickte. Ihr Gesichtsausdruck zeigte, dass sie die Hintergründe kannte. Als Garnett ins Zimmer zurückkam, blickte er finster drein. Plötzlich starrte Lynn auf die Blutlachen, als ob sie sie gerade erst bemerkt hätte.

»Was ist passiert?«, fragte sie. »Ist jemand in Ihre Wohnung eingebrochen? Wo ist die Leiche?«

Dann sah sie die blutige Schleifspur in Richtung Eingangstür. Sie hob die Augenbrauen. Diane wusste, was sie dachte und was Jin gedacht hatte, als er all dieses Blut gesehen hatte.

Kapitel 17

Die Blutmenge eines Menschen beträgt etwa fünf bis sechs Liter. Bei einem Blutverlust von ungefähr zwei Litern tritt der Tod ein. Das hier waren weit mehr als zwei Liter. Es musste also einen Toten gegeben haben. Jin wusste das, ebenso wie Lynn, Diane und die Sanitäter. Diane nahm an, dass auch Garnett und die Polizisten dies wussten.

Das galt natürlich nur, wenn das ganze Blut von einer einzigen Person stammte. Diane hoffte, dass dies nicht so war. *Was auch immer passiert sein mag, warum habe ich es nicht gehört?*

Garnett schickte die Sanitäter nach draußen. Diane konnte nicht hören, was er zu ihnen sagte. Als sie gegangen waren, zog er sich einen Stuhl heran und setzte sich.

»War das ein gewaltsamer Einbruch?«, fragte er.

»Wenn es das war, habe ich nichts davon mitbekommen«, sagte Diane.

»Sie haben das Ganze verschlafen?« Wenn schon Garnett jetzt so skeptisch dreinblickte, der ihr aus fachlichen und persönlichen Gründen im Allgemeinen glaubte, stand ihr in nächster Zeit einiges bevor.

»Offensichtlich«, sagte Diane.

»Sie wissen ja, wenn jemand in Ihre Wohnung einbricht und Sie tätlich angreift, dürfen Sie sich nach Recht und Gesetz selbst verteidigen«, sagte Garnett. »Sie sollten sich also zu erinnern versuchen. Wir wollen doch nicht, dass jemand denkt, Sie hätten das aus irgendeinem anderen Grund getan.« Er machte eine Pause, als ob er auf eine Antwort warten würde.

»Oh, machen Sie sich doch nicht lächerlich«, sagte Lynn in ihrem weichen Südstaatenakzent. »Wenn sie jemanden umbringen wollte, würde sie doch nicht hier ihren schönen

Parkettboden ruinieren. Außerdem ist es bei Diane wie bei mir. Wir beide kennen ein Dutzend Methoden, jemanden um die Ecke zu bringen, ohne eine solche Sauerei zu hinterlassen – und ohne erwischt zu werden, wenn ich das noch hinzufügen darf.«

»So etwas würde ich ihr nie unterstellen. Ich meinte es nicht so, wie es klang«, sagte Garnett. »Ich habe nur Angst, dass andere das Ganze auf höchst negative Weise interpretieren könnten. Sie wissen doch, wie die Zeitungen sind.«

Das wusste Diane tatsächlich. »Ich weiß, dass das seltsam klingt. Ich verstehe es doch auch nicht ...«

Die Sanitäter rollten eine fahrbare Trage herein.

»Was soll das?«, protestierte Diane. »Ich muss nicht ins Krankenhaus. Neva wird mich jetzt kriminaltechnisch untersuchen, dann nehme ich eine Dusche und ziehe etwas anderes an. Ich weiß nicht, ob Sie jemals längere Zeit vor Blut triefende Kleider tragen mussten, aber ich kann Ihnen versichern, dass das nicht sehr angenehm ist.«

»Man kann Sie auch im Krankenhaus untersuchen«, sagte Garnett. »Ich kümmere mich hier um –«

»Neva muss hierbleiben, um bei der Untersuchung des Tatorts zu helfen.« Diane sprach das Wort *Tatort* aus, als ob es sich dabei nicht um ihre eigene Wohnung handeln würde.

»Ich komme mit Ihnen mit«, sagte Lynn. »Ich untersuche ja auch andauernd Körper, obgleich sie normalerweise bereits tot sind. Aber ich kann das jetzt auch bei Ihnen erledigen, kein Problem. Sie müssen ins Krankenhaus. Ein paar Ihrer Werte mag ich gar nicht. Mit solch einem Schlag seitlich gegen den Kopf ist nicht zu spaßen. Auch die Übelkeit, die Sie verspüren, finde ich etwas bedenklich.«

Am Ende gewannen sie die Oberhand. Diane wies Neva noch an, die Umgebung ihrer Wohnung zu untersuchen, während Jin

sich um deren Inneres kümmern sollte. Neva überließ ihm gerne den Umgang mit dem vielen Blut. Diane erwartete, dass Neva irgendwo in der Umgebung des Apartmenthauses auf eine Leiche stoßen würde. Es war immer noch früher Morgen. Mit ein wenig Glück würde sie ein Mitglied ihres Teams und nicht einer ihrer Nachbarn finden.

Als Diane auf der Trage hinausgeschoben wurde, war sie sich sicher, dass Garnett diesen Abtransport für den Fall angeordnet hatte, dass draußen irgendwelche Reporter lauern würden. Glücklicherweise war das aber nicht der Fall. Diane schämte sich fast für den ganzen Aufwand, den sie hier verursachte. Eigentlich ging es ihr ja ganz gut. Garnett wollte sie aber für alle Außenstehenden als Opfer erscheinen lassen. Eigentlich war sie das ja auch, aber nicht in dem Sinne, wie er es jetzt hier inszenierte. Sie fragte sich, wie er wohl der Presse das ganze Blut ohne einen Leichnam erklären würde.

Lynn spielte Garnetts Spiel offensichtlich mit. Sie kannte solche politischen Sachzwänge selber recht gut und war deshalb gerne bereit, Garnett zu helfen. Diane bezweifelte, dass sie sie sonst ins Krankenhaus begleitet hätte. Aber vielleicht tat sie ihr da sogar unrecht. Lynn war bestimmt keine Intrigantin, sie wusste nur, was in diesem Fall zu tun war. Trotzdem hätte sich Diane besser gefühlt, wenn es hier hauptsächlich um ihr eigenes Wohlergehen gegangen wäre. Das war aber nicht der Fall. Es ging hier um das Kriminallabor und dessen Ruf.

Die Fahrt ins Krankenhaus verlief ohne Komplikationen. Gott sei Dank hatten sie die Sirene nicht eingeschaltet. Nach der Ankunft schob man sie direkt ins Untersuchungszimmer. Sie zog sich aus und steckte ihre gesamte Kleidung in einen Plastiksack, der dann versiegelt wurde. Ihr Kriminallabor würde den Inhalt später untersuchen. Sie war froh, endlich aus den blutgetränkten Kleidern herauszukommen, auch wenn sie jetzt

eines dieser hässlichen Krankenhaushemden anziehen musste.

Lynn Webber verstand es wirklich, einen menschlichen Körper forensisch zu untersuchen. Sie achtete auf Prellungen, Abwehrverletzungen und Blutspritzermuster und machte dabei unzählige Fotos.

»Bei dieser Menge von Blut hätten Sie unmöglich jemanden erstechen können, ohne sich dabei selbst in die Hände zu schneiden. Das Messer wäre viel zu klitschig gewesen, als dass Sie es die ganze Zeit hätten festhalten können«, sagte Lynn.

Sie hatte recht. Der Messergriff wäre abgerutscht, und die Klinge hätte ihr dabei die Handfläche zerschnitten. Dies setzte allerdings voraus, dass es sich wirklich um ein Messer gehandelt hatte. Es hätte auch ein Schlag mit so etwas wie einem Wagenheber sein können. Auch dabei wäre viel Blut geflossen, und es wären solche Abprallspritzer entstanden. Diane musste sich unbedingt die Spritzermuster noch einmal aus der Nähe ansehen. Jetzt erinnerte sie sich, dass diese Spritzer größere Bögen über die ganze Decke gebildet hatten, als man es bei Messerstichen eigentlich erwartet hätte. Das Ganze wirkte eher wie die Folge von heftigen Schlägen.

Lynn nahm eine Blutprobe und ließ Diane noch einen Urinbecher füllen.

»Wir müssen unbedingt herausfinden, warum Sie ein solches Massaker in der eigenen Wohnung verschlafen haben«, sagte sie zur Erklärung.

»Ich weiß nicht, wann man mir ein solches Mittel hätte geben können«, sagte Diane.

»Es muss jemand gewesen sein, der Zutritt zu Ihrer Wohnung hatte. Haben Sie etwas gegessen oder getrunken, bevor Sie ins Bett gingen?«

»Ich habe eine Flasche kalten Grünen Tee getrunken.«

Sie konnte sich noch daran erinnern, wie sie sie aus dem Kühlschrank geholt hatte. Hatte vielleicht jemand zuvor etwas hineingeschüttet? Sie wusste allerdings noch, dass der Deckel fest auf der Flasche saß. Hatte sie das leise Klicken gehört, das das Aufbrechen der Perforation beim Aufschrauben immer verursachte? Daran konnte sie sich beim besten Willen nicht mehr erinnern.

»Wie hätte irgendjemand wissen können, dass ich gerade diese Flasche vor dem Zubettgehen trinken würde?«, sagte Diane. »Außerdem – warum sollte jemand ausgerechnet meine winzige Wohnung für ein solches Blutbad nutzen wollen? Konnte er etwa sonst nichts Geeigneteres finden?«

Lynn lachte. »Wir werden wohl erst eine Leiche finden müssen, bevor wir das beantworten können. Woran können Sie sich eigentlich noch erinnern? Entsinnen Sie sich noch, wie Sie ins Bett gegangen sind?«

Diane nickte. »Ja, ich weiß noch, dass ich mein Nachthemd angezogen habe und mich dann ins Bett legte. Ich erinnere mich auch an alles, was davor geschah. Beim Einschlafen dachte ich noch über die ägyptischen Altertümer nach. Danach weiß ich erst wieder, dass die Polizei an meine Wohnungstür klopfte.«

»Als Sie aufstanden, um die Tür zu öffnen, haben Sie da irgendwo Schmerzen gespürt?«, fragte Lynn.

»Nein. Ich war nur ziemlich benommen.«

»Wenn wir etwas in Ihrem Blut finden«, sagte Lynn, »kann das Labor alles überprüfen, womit Sie zuvor in Kontakt gekommen sind, bis wir herausfinden, wie dieser Stoff in Sie gelangt ist.«

Nach Lynns Untersuchung stand fest, dass Diane außer der Beule am Kopf keinerlei Verletzungen erlitten hatte. Die Blutmuster auf ihrem Körper und ihrer Kleidung ließen sich alle durch ihren Sturz erklären. Zumindest das war eine Erleichterung. Eine Krankenschwester führte Diane in einen

Duschraum, wo sie sich endlich gründlich reinigen konnte.

»Okay«, sagte Lynn, als Diane wieder herauskam. »Jetzt röntgen wir noch Ihren Kopf.«

Für Dianas Empfinden genoss Lynn die ganze Sache etwas zu sehr. Nach dem Röntgen saß Diane auf einem Untersuchungstisch und wartete, bis der Arzt und Lynn mit den Aufnahmen zurückkamen. Sie wusste jetzt schon, was diese zeigen würden. Nichts. Sie war bei ihrem Sturz mit dem Kopf an die Gipswand geschlagen. Danach war sie etwas benommen, aber das war auch alles.

Während sie in diesem grässlichen Krankenhaushemd dasaß, wurde ihr bewusst, dass sie keinerlei Kleidung mitgebracht hatte. *Warum habe ich mich überreden lassen, in dieses Krankenhaus zu gehen?* Das war doch alles absurd. Sie hatte nicht einmal ihre Handtasche dabei.

Ich kann auch im Museum übernachten, dachte sie. In ihrer Bürosuite gab es ein Badezimmer, eine Dusche und eine bequeme Couch. Sie hatte dort schon oft die Nacht verbracht. Sie hatte dort sogar Kleidung zum Wechseln hängen. Sie beschloss, nach einem Telefon zu suchen, auch wenn dies bedeutete, in einem dünnen Baumwollhemdchen im Hospital herumzulaufen. Diane glitt vom Untersuchungstisch herunter und begann, nach einer Schwester Ausschau zu halten.

Sie befand sich in einem großen Raum. Auf beiden Seiten gab es eine Reihe von kleineren Kabinen, die durch Stellwände voneinander abgetrennt waren. In einer davon war sie gewesen. Einige andere waren offensichtlich ebenfalls belegt. Sie tapste leicht unsicher in Richtung Ausgang. Es war äußerst unangenehm, barfuß auf diesem kalten Boden gehen zu müssen. Am anderen Ende des Raumes lag eine leere Schwesternstation. Weit und breit keine Krankenschwester. *Und wenn es jetzt hier einen Notfall gibt?*, musste sie denken.

Als sie die Schwesternstation erreichte, hielt sie nach einer Rufklingel Ausschau, konnte aber keine finden. Sie ging hinter den Schalter, um zu telefonieren. Ihre Hand berührte gerade den Telefonhörer, als sie jemand um die Taille fasste, den Mund zuhielt und sie in eine der Kabinen zerzte.

Kapitel 18

Sie trat ihrem Angreifer ans Schienbein, aber ihr nackter Fuß erzielte kaum Wirkung. Sie versuchte, sich seinem festen Griff zu entwinden, und biss ihm gleichzeitig in die Hand, die er ihr auf den Mund presste. Auch dies hatte zuerst wenig Erfolg, da er dick gepolsterte Lederhandschuhe trug, für diese Jahreszeit völlig übertrieben. Trotzdem biss sie noch einmal herzhafte zu.

»Hör bloß auf, oder ich breche dir das Genick.« Seine Stimme war nur ein heiseres Flüstern.

Du wirst mich nicht kriegen, dachte sie. Das lasse ich nicht zu.

Nach einem erneuten Biss stieß sie ihm einen Ellbogen in die Rippen, merkte aber, dass dieser Stoß seitlich abglitt. Sie langte nach hinten über den Kopf und suchte nach Augen, in die sie stoßen, oder Haaren, an denen sie reißen konnte. Ihre Finger fühlten plötzlich einen dicken, straffen Stoff. Eine Skimaske verdeckte sein Gesicht. Als sie sich an dieser festkrallen wollte, riss er ruckartig den Kopf nach hinten. Beide verloren das Gleichgewicht und stießen an einen Vitalfunktionsmonitor, der krachend zu Boden fiel, wobei sämtliche Kabel und Zuführungen aus der Wand gerissen wurden. Ihr Mund war plötzlich frei, und sie schrie aus Leibeskräften. Am Rande ihres Gesichtsfeldes sah sie ein Messer. *Du kriegst mich bestimmt nicht.*

Sie wickelte ihr Bein um das seine, um ihn zu Fall zu bringen. Beinahe wäre es ihr gelungen. Er stolperte gegen das Bett, wobei er dieses gegen den Vorhang schob. Diane bückte sich blitzschnell und umfasste einen seiner Knöchel. Sie zog daran, während sie sich gleichzeitig mit aller Kraft, die sie in den Beinen hatte, von ihm wegdrückte. Tatsächlich kam er jetzt endgültig zu Fall, riss sie dabei aber mit zu Boden. Er griff nach

ihr, drehte sie um und presste ihr ein Knie ins Kreuz. Mit der Hand packte er sie am Hinterkopf und drückte ihr Gesicht auf den Boden.

»Du schmutzige Geschäftemacherin«, flüsterte er. »Jeder denkt, du wärst so gut, dabei bist du nur ein Haufen Dreck.«

Diane griff nach einem Kabel, das vom Monitor herabhing, in der Hoffnung, dass dieser auf ihn stürzen würde oder ihn zumindest so weit ablenkte, dass sie sich befreien konnte. Sie hörte, wie eine Stimme in einer der nächsten Kabinen nach der Nachtschwester rief. Sie schrie laut um Hilfe, als der Monitor, an dem sie gezogen hatte, tatsächlich auf ihren Angreifer herunterfiel. Dieser stand leicht torkelnd auf und verschwand so schnell, wie er gekommen war. Diane rappelte sich ebenfalls hoch, um ihm zu folgen.

Die Tür neben der Schwesternstation stand leicht offen. Durch diese musste er entkommen sein. Diane eilte hindurch und stand in einem großen Lagerraum, an dessen anderem Ende sich eine weitere Tür befand, die sich auf einen langen Gang hin öffnete. Als Diane diesen erreichte, war er vollkommen leer. Sie war zu langsam gewesen. Sie rannte zurück ins Untersuchungszimmer. Dort saß eine Schwester oder vielleicht auch Schwesternhelferin.

»Eigentlich sollten Sie sich zu dieser Zeit überhaupt nicht in diesem Teil des Krankenhauses aufhalten«, sagte diese. Die blonde Frau hatte etwa das gleiche Alter wie Diane. Ihr Krankenhauskittel war über und über mit Comic-Figuren bedruckt. Anscheinend arbeitete sie sonst in der Kinderstation. Jetzt aber starrte sie Diane völlig verwirrt an.

»Eigentlich sollten zu dieser Zeit auch keine Verrückten in diesem Teil des Krankenhauses Patienten überfallen. Das ist mir nämlich gerade passiert. Rufen Sie bitte die Sicherheit.«

Die Schwester rührte sich nicht, sondern lächelte sie immer

noch ziemlich konfus an.

»Was ist los mit Ihnen? Alarmieren Sie den Sicherheitsdienst, bevor er endgültig entkommt«, sagte Diane.

»Wenn Sie sich hinsetzen, rufe ich einen Arzt«, sagte die Schwester.

»Verdammt, ich weiß, dass man in diesen idiotischen Krankenhaushemden nicht sehr glaubwürdig wirkt, aber ich kann nur wiederholen, dass ich gerade in diesem Untersuchungsraum überfallen wurde – was Sie im Übrigen an dem Chaos, das hier herrscht, auch sehen können. Rufen Sie jetzt endlich den Sicherheitsdienst an.«

»Ich glaube, Sie sollten sich einfach nur ganz ruhig hinsetzen. Wir finden dann schon noch ein Bett für Sie.«

»Ich habe schon eines, und zwar da drüben.« Diane deutete in Richtung ihrer eigenen Kabine. »Ich werde später dorthin zurückkehren.« Sie machte eine Pause und schaute sich ihr Gegenüber genau an. Sie fragte sich, ob sie etwa eine ehrenamtliche Helferin war oder vielleicht sogar eine andere Patientin, die gerne in Krankenhauskitteln nachts durch die Klinik wanderte. »Arbeiten Sie eigentlich hier?«

»Ich bin hier Schwesternhelferin«, antwortete die Frau und drückte die Schultern durch.

»Mein Angreifer ist wahrscheinlich schon lange über alle Berge, aber eine Sache möchte ich jetzt klarstellen. Dieser Raum« – Diane deutete auf die Kabine, in die sie der Aggressor vorhin gezogen hatte – »darf von niemandem betreten werden, bevor ihn mein Tatortteam nicht nach Spuren abgesucht hat. Ich heiße Diane Fallon und bin die Leiterin des Kriminallabors der Stadt Rosewood. Haben Sie das jetzt verstanden?«

Die Frau schaute leicht besorgt. »Ja. Ich habe eben gedacht, Sie seien von einer Behandlung noch etwas verwirrt. Das

passiert öfter«, sagte sie.

»Ich bin hier überhaupt nicht behandelt worden. Ich habe nur noch auf die Ergebnisse meiner Röntgenaufnahmen gewartet«, sagte Diane.

»Diane, schauen Sie einmal, wen ich Ihnen mitbringe«, erklang plötzlich Lynn Webbers Stimme.

Als sich Diane umdrehte, erkannte sie Frank, der einen großen Koffer trug.

»Frank«, rief Diane überrascht und lächelte ihn an. Plötzlich überkam sie ein großes Gefühl der Erleichterung. »Wie –«

»Neva hat mich angerufen«, sagte er. »Sie hat ein paar Sachen für dich zusammengepackt und mir gesagt, du brauchtest einen Ort zum Übernachten.«

»Ich bin so froh, dass du hier bist –«, sagte sie.

»Bist du in Ordnung?«, unterbrach er sie. »Dein Gesicht ist ganz rot.« Er setzte den Koffer ab und packte sie an den Schultern.

»Ist hier etwas passiert?« Auch Lynn schaute sie jetzt etwas genauer an.

Diane erzählte in aller Kürze von ihrem Angreifer, wie sie diesen abgewehrt hatte und ihn danach verfolgen wollte. Die Schwesternhelferin hörte mit offenem Mund zu.

»Ich muss nachschauen, ob Sie verletzt sind«, sagte Lynn.

»Mir geht es gut«, sagte Diane. Tatsächlich tat ihr alles weh, und auch ihr Gesicht schmerzte, aber sie wollte auf keinen Fall noch einmal untersucht werden.

»Hast du den Sicherheitsdienst des Krankenhauses angerufen?«, fragte Frank.

»Er ist bestimmt schon über alle Berge«, antwortete Diane, ohne die Schwesternhelferin anzuschauen. »Ich lasse Neva oder Jin hierherkommen, um den Tatort zu überprüfen. Vielleicht finden sie ja etwas.«

Sie wandte sich wieder der Schwesternhelferin zu. »Ich brauche ein Behältnis, in das ich meine Kleider legen kann. Ich muss sie mitnehmen, um sie im Labor untersuchen zu können.« Diane schaute zu einer Untersuchungsliege hinüber. »Haben Sie auch etwas weißes Papier, in das ich sie einwickeln könnte?«

»Ja. Dort drüben. Ich hole Ihnen etwas.« Sie ging in den Untersuchungsraum und kam mit einem langen Stück Papier zurück, das sie Diane überreichte.

»Danke.« Sie wandte sich an Lynn. »Ich nehme an, auf den Röntgenaufnahmen war alles in Ordnung?«

»Ja, keine –«, begann sie.

Diane hörte sie nicht einmal fertig an, sondern ging in die nächste Untersuchungskabine und zog die Vorhänge zu. Sie legte den kleinen Koffer aufs Bett und öffnete ihn. Neva hatte ihr alles Notwendige eingepackt. Sie holte sich einen Slip, einen BH und ein Paar Jeans heraus und zog sie an. Danach griff sie nach einem sauber gefalteten blauen Oxford-Hemd. Ihre Finger zitterten, als sie es zuzuknöpfen versuchte. Sie drückte sich ganz fest auf die Augen, um nicht in Tränen auszubrechen, bog ihre Finger durch, um danach die letzten Knöpfe zu schließen.

Nach dem Anziehen blieb sie noch eine volle Minute ganz ruhig hinter dem Vorhang stehen, bevor sie hinaustrat. In der einen Hand trug sie den Koffer und unter dem Arm das sorgfältig zusammengerollte Krankenhaushemd. Sie versuchte, ein Zittern zu unterdrücken.

»Geben Sie mir das Hemd. Ich bringe es Ihren Leuten«, sagte Lynn, als Diane wieder auftauchte. »Warum nehmen Sie sich nicht ein paar Stunden frei, bevor Sie ins Museum gehen? Ich weiß, dass ich Sie nicht dazu bewegen kann, den ganzen Tag zu Hause zu bleiben.«

»Gute Idee«, sagte Frank. Er musterte Diane forschend, als er

ihr einen Arm um die Schulter legte und diese ganz leicht drückte. »Am besten kommst du jetzt mit zu mir und bleibst dort eine Weile.«

»Ein paar Stunden vielleicht«, sagte Diane. Ihr fiel auf, dass niemand sie bat, noch etwas hierzubleiben und der Polizei von dem Überfall zu berichten. Sie sah wohl tatsächlich so schlecht aus, wie sie sich fühlte.

»Warum bist du nicht bei der Arbeit?«, fragte Diane Frank, während er sie in seinem neuen Chevy Camaro zu sich nach Hause fuhr.

»Eine Viertelstunde, nachdem ich ins Büro aufbrach, hat mich Neva telefonisch informiert«, sagte Frank. »Warum hast du mich nicht angerufen?«

»Ich dachte, du seiest bei der Arbeit. Garnett und Lynn bestanden darauf, dass ich mich im Krankenhaus untersuchen lasse. Das war allerdings reine Schau. Sie wollten sicherstellen, dass die Medien mich als Opfer betrachten. Ich wünschte, ich hätte mich geweigert.«

Als er an einer Ampel anhalten musste, schaute er sie an und ergriff ihre Hand.

Dianes Lippen zitterten. »Ich dachte, der Typ im Krankenhaus würde mich gleich vergewaltigen«, sagte sie. Dies laut auszusprechen, trieb ihr wieder die Tränen in die Augen.

Frank drückte ihre Hand. Diane sah, wie sich seine Kiefermuskeln anspannten. In diesem Augenblick wurde es grün, und er fuhr weiter.

»Ich hätte das nicht zugelassen«, sagte sie, obwohl sie wusste, dass das Opfer einen entschlossenen Vergewaltiger meist nicht stoppen kann. Sie schüttelte den Kopf, als ob sich in ihrem Schädel etwas nicht an der rechten Stelle befände. »Ich weiß nicht, was über mich kam. Mir war die Bedrohung plötzlich

völlig egal. Ich wollte es nur nicht geschehen lassen.« Sie atmete einmal tief durch. »Und dann war da noch diese idiotische Schwester. Sie wollte mir partout nicht glauben und grinste mich einfach an, als ich sie aufforderte, die Sicherheitsleute zu rufen. Sie sollten diesen Hemden schreiende Power-Farben geben.«

»Du wolltest die Sicherheit rufen? Warum hast du dich danach nicht beschwert?«, fragte Frank.

»Weil eine solche Schwesternhelferin nicht sehr viel verdient und wahrscheinlich von ihrem kleinen Gehalt fünf Kinder, einen arbeitslosen Ehemann sowie fünf Schwäger samt deren Familien ernähren muss!«

Sie sah, wie sich Franks Kiefermuskeln zu einem ganz leichten Lächeln entspannten. Sie schwiegen, bis sie in seine Einfahrt einbogen. Diane schaute auf die Uhr.

»Du wirst zu spät ins Büro kommen«, sagte sie.

»Das ist schon okay. Ich bleibe noch eine Weile hier. Du kannst mir währenddessen erzählen, was bei dir daheim und im Krankenhaus nun eigentlich genau passiert ist. Du sagtest vorhin, du *dachtest*, er werde dich gleich vergewaltigen. Das war also gar nicht seine Absicht?«

Diane schüttelte den Kopf. »Nein, er wollte mich umbringen.«

Kapitel 19

Franks neoklassizistisches Haus lag etwas zurückgesetzt von der Hauptstraße inmitten einiger riesiger Eichen. Trotz seines Alters war es immer noch gut in Schuss. Seine Parkettböden waren blitzblank poliert. Die leicht gelbbraun gestrichenen Innenwände machten die Zimmer hell und freundlich. Frank hatte eine Vorliebe für bequeme Sessel und Sofas sowie Eichen- und Nussholzmöbel, die gut zu dem etwas altväterlichen Charakter des Hauses passten. Diane erinnerte es immer an seinen Besitzer: Wie er war es für sie ein vertrauenswürdiger, zuverlässiger Zufluchtsort.

Sie saßen im Wohnzimmer auf dem Polstersofa vor dem Kamin. Da er nicht brannte, sah er wie der dunkel gähnende Eingang zu einer Höhle aus. Diane mochte diesen Anblick. Sie hatte bereits seit Monaten keine Höhle mehr betreten. Gerade jetzt wäre sie gern in einer dunklen, kühlen Felsengrotte gewesen. Es gab nichts Besseres, als in den Schoß der Erde zu kriechen, wenn man seine Alltagsprobleme vergessen wollte. Sie lehnte sich an Frank, der sie fest umschlungen hielt, als ob seine Arme ihr Zittern beenden könnten.

Nach einigen Minuten machte sie sich ganz sanft los und setzte sich auf.

»Ich bin okay, wirklich«, sagte sie und rieb sich mit den Fingerspitzen die Augen. Sie wollte auf keinen Fall die Fassung verlieren. Sie konnte unmöglich in einem solch aufgelösten Zustand im Museum erscheinen – nicht jetzt, wo sämtliche Mitarbeiter gerade von ihr Stärke und Zuversicht erwarteten.

Frank schaute sie einen Moment lang aufmerksam an und zeigte dann das Lächeln, das sie so sehr an ihm mochte, bei dem seine Augen leicht zu zwinkern begannen. In solchen Augenblicken schien plötzlich die Welt wieder in Ordnung zu

sein.

»Gut. Ich hole uns etwas Kaffee, und du erzählst mir dann alles, was dir heute passiert ist.«

Frank stand auf, beugte sich über sie und küsste sie kurz. Während seiner Abwesenheit schaute sich Diane wieder einmal die Fotos auf dem Kaminsims an. Frank hatte eine nette Familie: seine Eltern, die immer noch lebten und immer noch miteinander verheiratet waren, zwei Brüder und eine Schwester sowie etliche Neffen und Nichten. In der Mitte standen das Foto seines Sohnes Kevin aus einer früheren Ehe und das seiner Adoptivtochter Star, um die er sich kümmerte, seit ihre Eltern ermordet worden waren. Diane nahm deren Bild in die Hand und lächelte es an. Star, die jetzt die Bartram-Universität besuchte, hatte eine Menge durchgemacht, sich in letzter Zeit aber zu einer optimistischen jungen Frau entwickelt.

Frank kam mit zwei Tassen Cappuccino aus der Küche zurück. Normalerweise waren ihr die immer viel zu stark, aber heute konnte sie einen Koffeinschub gut gebrauchen. Sie stellte Stars Foto auf den Sims zurück.

»Muss ich das im Sitzen trinken?«, sagte sie.

»Das wäre sicher besser.« Er setzte sich mit seiner eigenen Tasse in der Hand neben sie.

Diane blies auf ihr Getränk, um es etwas abzukühlen, und nahm dann einen kleinen Schluck. Der Cappuccino war heiß, stark und gut.

Als Erstes erzählte sie ihm, wie sie das Klopfen an der Tür aufgeweckt hatte und sie danach in diesem Blut ausgerutscht war. Den Überfall im Krankenhaus schilderte sie ihm sehr viel ausführlicher, als sie es in Gegenwart von Lynn Webber und der Schwesternhelferin getan hatte.

»Hast du die Stimme erkannt?«, fragte Frank. Während ihres Gesprächs nippte er an seinem Kaffee und rieb ihr ganz leicht

den Nacken.

»Nein, habe ich nicht. Aber er hat mich eine schmutzige Geschäftemacherin genannt ... Es muss also etwas mit diesen Artefakten zu tun haben. Jemand glaubt, dass ich mit gestohlenen Altertümern handle. Das ist das Einzige, was einen Sinn ergibt.«

An Franks verblüfftem Blick und gerunzelter Stirn erkannte sie, dass er von der Sache mit diesen ägyptischen Antiquitäten noch gar nichts wusste. Gewöhnlich las er die Lokalzeitungen erst an den Wochenenden. Er arbeitete in Atlanta, und dort hatte es die Angelegenheit zumindest noch nicht auf die Titelseiten geschafft. Das würde nach den heutigen Ereignissen wahrscheinlich anders werden. Noch etwas, auf das sie sich »freuen« konnte.

»In unserem Museum gibt es gerade einen ziemlichen Skandal«, sagte sie. Sie erzählte ihm von den kompromittierenden Zeitungsartikeln und der eilig einberufenen Vorstandssitzung.

»Bist du dir sicher, dass Kendel nichts damit zu tun hat?«, fragte Frank. »Nur um einmal den Advocatus Diaboli zu spielen: Könnte sie nicht das RiverTrail-Museum dazu benutzen, aus Raubgrabungen stammende Altertümer zu »waschen« oder zumindest mit unlauteren Mitteln dem Museum solche ägyptischen Artefakte zu verschaffen?«

Diane schüttelte den Kopf. »Wir suchen im Moment nur nach Stücken aus der 12. Dynastie, da auch unsere Mumie aus dieser Zeit stammt. Die Artefakte, die man uns geliefert hat, stammen dagegen aus verschiedenen anderen Dynastien.«

»Könnte sie nicht geplant haben, die Fotos in den Dokumenten auszutauschen und die Altertümer auf diese Weise zu legalisieren?«

»Die Fotos würden dann immer noch den Beschreibungen

widersprechen«, sagte Diane. »Sie hätte gewusst, dass sie solche Stücke in unserem Museum nicht ›waschen‹ kann.«

»Warum?«, ließ Frank nicht locker. Wenn er sich einmal entschieden hatte, den Advocatus Diaboli zu spielen, war er wie ein Hund, der seinen Knochen nicht hergeben will. »Ich hätte gedacht, ein Museum sei ein idealer Ort, wenn man solches Diebesgut legalisieren möchte.«

»Nicht das unsere«, entgegnete Diane. »Wir sind nur ein kleines Museum, und wir hatten bisher nur einen einzigen Direktor – mich.«

»Na und?«, fragte Frank nach.

»Große Museen zeigen jeweils nur einen Teil ihrer Besitztümer. Das Bickford-Museum stellt zum Beispiel nur ein Drittel seines Gesamtbestands aus. Der Rest bleibt im Magazin. Nur ab und zu tauscht man einige Stücke aus oder holt sie für ganz bestimmte Ausstellungen aus dem Depot, wenn man zum Beispiel die weltweite Entwicklung der Steinwerkzeuge darstellen oder Heilpflanzen aus unterschiedlichen Kulturen vergleichen möchte.«

»Das Bickford-Museum? Woher kenne ich den Namen?«, fragte Frank.

»Dort haben wir die Abgüsse unserer Dinosaurier aus der Jurazeit gekauft«, sagte Diane. »Sie haben dann extra Mitarbeiter mitgeschickt, die uns beim Zusammensetzen der Modelle geholfen haben.«

»Stimmt, jetzt erinnere ich mich wieder«, sagte er. »Zurück zum Thema. Du wolltest mir gerade erzählen, warum solche Altertümer in deinem Museum nicht ›gewaschen‹ werden können.«

»In großen Museen wie dem Bickford wäre es viel leichter, gestohlene Artefakte in den Bestand einzugliedern, vor allem wenn es dann noch einen Wechsel in der Museumsführung gibt.

Tatsächlich verlässt der gegenwärtige Direktor dort bald das Museum. Hier in RiverTrail stellen wir praktisch unsere gesamten Bestände aus. Ich kenne alle Artefakte, und alles geht über meinen Schreibtisch. Wenn Kendel tatsächlich bei uns Artefakte »säubern« wollte, müsste sie alle, von den Leuten an der Laderampe bis zu den Registraren, die die Herkunftsnachweise überprüfen – nicht zu vergessen, mich –, an ihren Machenschaften beteiligen. Das ist unmöglich. Das ergibt keinen Sinn.«

»Könnten nicht doch diese Registrare mit ihr unter einer Decke stecken?«

»Gerade die haben doch die Unstimmigkeiten aufgedeckt!«

»Aber jemand denkt doch anscheinend, dass du daran beteiligt bist«, sagte Frank.

»Es sieht so aus. Und was immer dahintersteckt, ist es wert, mich dafür umzubringen«, sagte Diane.

Frank setzte seine Tasse ab, stand auf und gab ihr einen Kuss. Diane liebte den Geschmack seiner Lippen und den Geruch seines Rasierwassers. »Er hat dich aber nicht umgebracht«, flüsterte er ihr zu, »und er wird es auch nicht.« Er küsste sie noch einmal, bevor er sich wieder hinsetzte und an seinem Cappuccino nippte.

»Wer immer der Presse diesen Tipp gab, wusste, was in diesen Schachteln war, schon bevor sie geöffnet wurden«, sagte Frank. »Also müssen die Gegenstände vorher ausgetauscht worden sein, und zwar in diesem Geschäft ... wie hieß es noch gleich?«

»*Golden Antiquities*«, sagte Diane.

»Entweder wurden sie noch dort oder irgendwo zwischen diesem Geschäft und deinem Museum ausgetauscht.«

»Es war sicher kein Zufall, dass *Golden Antiquities* abgebrannt ist«, sagte Diane.

»Das meine ich auch. Sie sind irgendwie darin verwickelt.« Er schien noch einige Sekunden über Dianas Antworten nachzudenken, dann wechselte er das Thema. »Ich habe das RiverTrail nie für ein kleines Museum gehalten«, sagte er.

»Das Gebäude ist tatsächlich ziemlich groß. Außerdem versuchen wir aus dem, was wir haben, das Beste zu machen. Nehmen wir zum Beispiel unsere Ägyptenabteilung. Eigentlich besitzen wir nur diese eine Mumie, ihren Behälter und eine Reihe von Amuletten, die wahrscheinlich in ihre Mumientücher eingewickelt waren. Die Abteilung sieht nur größer aus, weil wir zahlreiche Ausstellungsteile hinzugefügt haben. Dazu gehören die mit gekreuzten Beinen mitten im Raum sitzende lebensgroße Rekonstruktion der Mumie, die Neva angefertigt hat, die Dioramen mit den Modellen von ägyptischen Häusern und Pyramiden, die dreidimensionalen Computergrafiken von Gräbern und Tempeln sowie die kleinen Kabinen, in denen man sich interaktive Computerlehrprogramme über das alte Ägypten anschauen kann. Es gibt also eine Menge zu sehen, obwohl wir nur sehr wenige echte Stücke besitzen.«

»Es ist schon eigenartig«, sagte Frank nachdenklich. »Weder die Sache mit den Altertümern noch das Blutbad in deiner Wohnung ergeben irgendeinen Sinn.«

»Nein. Deshalb muss ich jetzt auch ins Museum und in mein Kriminallabor zurückkehren. Vielleicht hat mein Team schon etwas herausgefunden«, sagte sie.

Frank stand auf und zog Diane mit sich hoch. »Es schadet dir bestimmt nicht, wenn du noch einige Stunden wartest. Leg dich aufs Ohr. Du kannst wieder besser denken, wenn du ausgeruht bist – und etwas gegessen hast. Ich wette, du hast den ganzen Tag noch nichts zu essen bekommen.«

Er hatte recht. Sie hatte bisher gar nicht bemerkt, wie hungrig sie war. Sie gingen in die Küche, und Frank machte

Sandwiches mit gebratenem Speck, grünem Salat und Tomaten. Niemand konnte das so gut wie er. Sein Speck war immer knusprig, sein Salat frisch und seine Tomaten einmalig saftig.

»Musst du nicht zur Arbeit?«, fragte Diane nach ihrem letzten Bissen.

»Ich schaue gerade Computerdateien in einem Betrugsfall durch. Das kann ich auch von hier aus erledigen. Neva hat dir ein paar Kleider und Frauensachen gebracht. Ich habe sie ins Gästezimmer gelegt. Nicht, dass ich dich ins Gästezimmer verbannen möchte«, sagte er mit einem breiten Lächeln. »Dort gab es einfach nur genug Platz. Und jetzt solltest du eine Weile schlafen. Wer weiß, vielleicht hat sich die ganze Sache von selbst aufgeklärt, wenn du wieder aufwachst.«

Diane nahm eine Dusche, die zweite innerhalb von nur ein paar Stunden. Das Gästebad besaß einen großen Duschkopf, der einem das Gefühl vermittelte, in einem starken Regen zu stehen. Sie ließ das warme Wasser eine lange Zeit über sich laufen. Nach dem Abtrocknen zog sie ein Nachthemd an und machte es sich auf der Daunenmatratze bequem. Frank hatte recht gehabt. Essen und Schlafen waren genau das gewesen, was sie jetzt brauchte. Die Welt sah nach einem kleinen Nickerchen bestimmt wieder besser aus.

Als Diane aufwachte, hörte sie Franks Telefon in einem anderen Teil des Hauses klingeln. Sie stand auf, zog sich an und legte ein ganz klein wenig Make-up auf. Sie sollte Neva bei der nächsten Gehaltszahlung einen Sonderbonus gewähren, dachte sie, als sie sich im Spiegel betrachtete.

Frank stand im Wohnzimmer am Kamin, als sie eintrat. Er küsste sie auf die Wange und ergriff ihre Hand. Dabei blieb er allerdings ganz ernst.

»Neva hat angerufen«, sagte er. »Die Marshals wollen unbedingt mit dir sprechen. Das Blut in deiner Wohnung war das von Clymene O'Riley.«

Kapitel 20

Diane starrte Frank ungläubig an. Sie merkte gar nicht, wie fest er ihre Hand hielt.

»Das Blut in meiner Wohnung stammte von Clymene ... Wie? ...«, stieß sie hervor.

»Ich weiß es nicht. Garnett hat die Marshals ins Kriminallabor gebracht. Dort warten sie auf dich, um mit dir zu sprechen.«

»Warum die Marshals? Wenn Clymene in Rosewood umgekommen ist, fällt das allein in Garnetts Zuständigkeitsbereich«, sagte Diane.

»Er wird ja auch da sein. Und der Bezirksstaatsanwalt. Ich nehme an, die Marshals wollen nur noch ein paar letzte Dinge klären, bevor sie wieder abreisen«, sagte Frank. Er streichelte ihr mit dem Daumen über den Handrücken.

Ein paar letzte Dinge klären – *zum Beispiel, wo ihre Leiche ist*, musste sie denken. Sie sah schon die Schlagzeilen vor sich: KRIMINALLABORDIREKTORIN ZUM VERHÖR IN EINEM MYSTERIÖSEN TODESFALL VORGELADEN. Sie schauderte und dankte im Stillen Garnett, dass dieses Treffen im Kriminallabor stattfand.

»Ich frage mich, was der Staatsanwalt dort will«, sagte Diane.

Frank schüttelte den Kopf. »Ich habe keine Ahnung. Ich würde mir deshalb keine Sorgen machen. Wie man es auch dreht und wendet, Clymene O’Riley war eine flüchtige verurteilte Mörderin, die mitten in der Nacht in deiner Wohnung aufgetaucht ist.«

»Solange mir niemand unterstellt, ich hätte sie dorthin eingeladen und wir wären dann in Streit geraten«, sagte Diane.

Frank winkte ab. »Das wäre etwas zu weit hergeholt.« Er schaute auf die Uhr. »Ich fahre dich hinüber. Neva meinte, ich solle dich an der Laderampe am Seiteneingang des Museums aussteigen lassen. Dann sollst du zuerst in Mikes Büro in der

Geologieabteilung gehen«, sagte Frank. »Und ich nehme an, dass du dich dabei möglichst nicht sehen lassen solltest, wogegen sie das nicht ausdrücklich gesagt hat.«

»Was? Hat sie dir nicht den Grund für diese Heimlichtuerei genannt?«

»Nein, aber anscheinend ist das Ganze äußerst wichtig«, sagte Frank. Er grinste. »Ich dachte immer, ich hätte einen ziemlich aufregenden Job, aber einem Vergleich mit deinem hält er tatsächlich nicht stand.«

Beim Aussteigen nahm er ihr noch das Versprechen ab, ihn so bald wie möglich anzurufen. Für Dianas Geschmack glich das Ganze etwas zu sehr einem Mantel-und-Degen-Stück. Trotzdem schlüpfte sie ins Gebäude, nahm die Hintertreppe und ging dann über den Service-Flur zu Mike Segers Büro.

Mike war nicht nur Chefkurator der Geologieabteilung, sondern auch ein guter Freund und Höhlenkamerad von Diane. Außerdem arbeitete er als freier Mitarbeiter für ein Unternehmen, das auf der ganzen Welt Extremophile, Organismen, die unter den ungewöhnlichsten und extremsten Lebensbedingungen leben können, suchte und sammelte. Dabei war er für diese Firma nicht nur auf Grund seiner geologischen Kenntnisse, sondern auch seiner Fähigkeiten als Höhlensportler und Bergsteiger äußerst wertvoll. Erst kürzlich war er von einer Expedition zurückgekehrt. Mike war mit Neva liiert. Er, Diane, Neva und Jin hatten schon öfter zusammen die eine oder andere Höhle erforscht.

Diane klopfte an, er öffnete sofort, und sie schlüpfte hinein.

»Gott, ich liebe es, hier zu arbeiten«, sagte er mit einem breiten Grinsen, nachdem er die Tür wieder geschlossen hatte. »Immer geht hier etwas Spannendes vor sich.« Er umarmte sie kurz und trat dann einen Schritt zurück, um sie genau zu

betrachten. »Sind Sie in Ordnung, Doc? Seit meiner Ankunft bin ich noch gar nicht dazu gekommen, mit Ihnen zu sprechen.«

»Wie üblich wurstel ich mich so durch«, sagte sie.

Überall im Büro standen Kisten voller Steine, die offensichtlich vulkanischen Ursprungs waren. Von jeder seiner Expeditionen brachte er Gesteinsproben für das Museum mit. An den Wänden hingen riesige Poster von Felsformationen und Höhlen aus der ganzen Welt. Auf einem Regal voller Geologiebücher stand auch ein Foto, auf dem sie alle vor dem Eingang einer Höhle posierten.

Mike hatte den Körper eines geübten Bergsteigers, schlank, mit keinem Gramm Fett zwischen der Haut und seinen festen Muskeln. Sein immer noch jungenhaftes Gesicht war durch die häufigen Aufenthalte in extremen Klimazonen schon leicht wettergegerbt. Er trug Jeans und ein blendend weißes Richard-III.-T-Shirt. Er zog sich und ihr einen Stuhl heran.

»Was soll das Ganze hier, Mike?«, fragte Diane.

Er griff nach einigen Unterlagen auf seinem Schreibtisch.

»Neva hat mir erzählt, dass der Staatsanwalt sie und die anderen angewiesen hätte, nicht mit Ihnen zu reden und Ihnen auf keinen Fall den Tatortbericht zu zeigen.« Er grinste. »Natürlich hat er ihr nicht verboten, mit mir zu reden, oder mir, Ihnen deren Notizen zu zeigen.«

Das sah Dianas Team ähnlich. Bei solchen Gelegenheiten musste man ihnen ganz genau erklären, was sie nicht tun sollten, sonst fanden sie immer ein Hintertürchen, wenn sie ihr dadurch einen Gefallen tun konnten. Sie griff grinsend nach den Papieren. »Mein Team kann ja manchmal ganz schön raffiniert sein.«

»Das kann man wohl sagen. Sie machten sich diese Notizen und gaben sie mir, bevor sie mit dem Staatsanwalt sprachen. David war sich sicher, dass er ihnen verbieten würde, Sie zu

informieren. Er hatte recht.«

Diane musste lachen. »David sollte ein Handbuch für Paranoiker verfassen.«

»Jin wollte Sie noch wissen lassen, dass er Garnett nur äußerst ungern informiert hat«, sagte Mike.

»Er musste das tun«, sagte Diane. »Es blieb ihm gar nichts anderes übrig, als er das Blut identifiziert hatte.«

»Trotzdem macht ihm das schwer zu schaffen«, sagte Mike. »Er meint, Sie hätten ihm doch dieses DNA-Labor eingerichtet, und der erste Mensch, der dadurch in Schwierigkeiten gerate, seien jetzt ausgerechnet Sie.«

Diane schüttelte den Kopf und lächelte. »Er hat richtig gehandelt.«

Sie überflog die erste Seite. David hatte darauf in seiner klaren Handschrift aufgelistet, was man in ihrem Apartment gefunden hatte. Da war als Erstes das Blut. Es war eindeutig das von Clymene. Jin hatte die gesamte Lache untersucht und auch Proben von Dianas Kleidung genommen. Das gesamte Blut gehörte Clymene – und es war frisch. Die Blutspur führte aus Dianas Wohnung über die Hintertreppe nach draußen zu Dianas Wagen. Auch in dessen Kofferraum hatte man ihr Blut samt einem von Dianas gezackten Küchenmessern gefunden. Dieses war mit Kerosin gesäubert worden.

Darüber hinaus hatten sie bisher keine verwertbaren Spuren entdeckt. Die Polizei war mit dem Handy von einem Mann alarmiert worden, der angab, ein Nachbar zu sein. Dagegen behaupteten alle Nachbarn, dass sie vor der Ankunft der Polizei nichts gehört hätten. Außerdem befanden sich in Dianas Blutprobe Spuren eines Schlafmittels. Die Dosis war nicht sehr hoch, genügte aber, um sie gut schlafen zu lassen. Allerdings hatte man in ihrer Wohnung kein Behältnis mit Barbiturat Spuren und auch keine Pillen gefunden.

Als Diane die nächste Seite anschaute, stockte ihr der Atem. Es war der Bericht über den Tatort im White County, den Neva und Jin am Tag zuvor untersucht hatten. Die Leiche dort war Reverend William Rivers.

»Oh nein!«, rief Diane aus. »Sie hat ihn umgebracht.«

Diane las Nevas Notizen aufmerksam durch. Rivers war in seiner Garage neben seinem Auto gefunden worden. Stumpfe Gewalteinwirkung auf den Hinterkopf. Ein einziger Schlag. Am Tatort wurde sonst nichts gefunden. Keine ungeklärten Spuren auf dem Körper. Kein Anzeichen dafür, dass Clymene ihn getötet hatte. Trotzdem war sich Diane dessen sicher. Immerhin war er am Tag ihrer Flucht umgebracht worden. Eine Sache war interessant: Neva hatte herausgefunden, dass jemand das Auto mit dem Staubsauger gereinigt hatte. Der Staubsaugerbeutel fehlte.

Diane hatte bei all der Aufregung das Verbrechen im White County völlig vergessen gehabt. Ihr wurde erst jetzt bewusst, dass Jin und Neva die ganze Nacht kein Auge zugemacht haben konnten.

»Also gut«, sagte Diane, als sie alles durchgelesen hatte. »Dann hole ich mir mal meine Abreibung ab.« Sie stand auf und reichte Mike die Papiere. »Die sollten Sie besser verbrennen.«

Mike lachte. »Ich esse sie auf, nachdem Sie gegangen sind.« Er hörte zu lächeln auf. Die Falte zwischen seinen Augenbrauen vertiefte sich. »Kann ich noch etwas tun?«

»Was schwebt Ihnen vor?«, fragte Diane und lächelte ihn an.

»Wir könnten zusammen weglaufen. Ich kenne einige wunderbare exotische Plätze.« Er grinste wieder.

Mike tat immer so, als ob er ihr ernsthaft den Hof machen wollte. Diane glaubte das allerdings nicht. Sie hielt es eher für einen freundschaftlichen Flirt. Sie ging niemals darauf ein, und er beließ es bei eher spaßigen Bemerkungen. Darüber war sie

ausgesprochen froh, da sie weder Neva verletzen noch Mike als Höhlenkameraden verlieren wollte.

»Die Marshals würden uns aufspüren – ganz zu schweigen von Neva und Frank«, sagte sie.

»Da haben Sie wahrscheinlich recht, Doc.« Er begleitete sie den kurzen Weg bis zur Tür. »Viel Glück.«

»Danke, Mike. Ich weiß, dass Intrigieren und Täuschen nicht in Ihrer Jobbeschreibung stehen.«

»Tatsächlich? Ich bin davon ausgegangen.« Er öffnete die Tür.

»Sollte es wohl auch, bei allem, was hier vorgeht«, sagte Diane.

»Ich habe die heutige Zeitung gelesen. Wie hat Kendel das aufgenommen?«

»Die heutige Zeitung? Dort steht wieder etwas über das Museum drin? Verdammt. Haben Sie eine hier?«

Er fischte eine Zeitung aus dem Papierkorb und reichte sie ihr. »Tut mir leid, Doc. Ich hätte es bei allem, was Sie gerade um die Ohren haben, nicht erwähnen sollen.«

»Das ist schon in Ordnung, Mike. Ich muss das wissen.«

Sie faltete die Zeitung auseinander. Es war die *Atlanta Journal-Constitution*, und sie hatten es immerhin auf die Titelseite geschafft.

GESTOHLENE ALTERTÜMER IM RIVERTRAIL-MUSEUM:
MACHT DIE DIREKTORIN EINEN RÜCKZIEHER?

Diane überflog den Artikel. Er war zwar nicht so schlimm wie der in der Rosewooder Lokalzeitung, aber immer noch schlimm genug. Nun, für den Moment entschied sie sich für »nicht so schlimm«.

»Es kommt alles wieder in Ordnung«, sagte Diane, als sie Mikes Büro verließ. »Dafür werde ich sorgen.«

Kapitel 21

Bezirksstaatsanwalt Curtis Riddmann, die Deputy Marshals Chad Merrick und Dylan Drew sowie Douglas Garnett saßen bereits am runden Tisch im Kriminallabor, als Diane eintrat. Ihr Team war nirgends zu sehen. Sie warteten wahrscheinlich im DNA-Labor im Keller, bis alles vorüber war, dachte Diana. David biss sich bestimmt selbst in den Hintern, dass er nicht daran gedacht hatte, das Kriminallabor zu verwanzen, um mithören zu können. Bei dem Gedanken musste sie innerlich lächeln.

Das Labor war nicht gerade ein gemütlicher Ort. Mit seinen von Glaswänden unterteilten Räumen, den weißen Wänden und Metalltüren besaß es eine eisige Ausstrahlung. Diane setzte sich zu ihnen an den Tisch. Sie trug einen cremefarbenen Hosenanzug und eine eisblaue Bluse. Als sie in der Glaswand im Hintergrund ihr undeutliches Spiegelbild erkannte, erschien sie sich selbst so kalt und steril wie das ganze Labor. Seltsamerweise gefiel ihr im Moment dieser Gedanke.

Die vier Herren sahen düster drein. Sie saßen so eng beieinander, dass sie Diane ein geballtes Gegenüber boten. Alle schwiegen.

Die Marshals trugen heute Jeans, marineblaue T-Shirts und Jacketts. Riddmann und Garnett trugen Anzüge. Garnett wirkte sogar noch eleganter als sonst. Der Staatsanwalt war sichtlich bemüht, es ihm gleichzutun. Tatsächlich standen Riddmann Anzüge nicht besonders. Seine Schultern und seine Brust waren zu schwächlich, seine Hüften zu breit und seine Beine zu dünn. Seine vollen braunen Haare schienen sein schmales Gesicht zu erdrücken.

Ich hätte meinen Anwalt mitbringen sollen, dachte sie. Allerdings wäre das ihrem guten Ruf und dem des

Kriminallabors nicht gerade förderlich gewesen.

Bevor sie hier ankam, hatte sie David angerufen und ihm die Verantwortung für das Labor übertragen, solange sie unter Verdacht stand. Sie mochte den Klang dieser Wörter überhaupt nicht — *unter Verdacht stehen. Verdammt. Na ja, das passiert eben, wenn in deinem Wohnzimmer literweise fremdes Blut schwimmt.*

»Meine Herren«, brach Diane das Schweigen, »wie kann ich Ihnen helfen?«

Deputy Marshal Chad Merrick sprach als Erster. »Wir hätten gerne gewusst, ob Sie uns nicht noch etwas über Ihr Treffen mit Clymene O'Riley erzählen können.« Sein Lächeln wirkte tatsächlich echt.

»Nein. Ich habe Ihnen alles erzählt, worüber wir gesprochen haben. Es war ein recht kurzer Besuch«, sagte Diane. »Ich bemerkte keinerlei Anzeichen, dass sie eine Flucht planen könnte.«

»Haben Sie danach das Gefängnis sofort verlassen?«, fragte Deputy Marshal Dylan Drew.

»Nein. Ich schaute noch beim Gefängnispfarrer Reverend William Rivers vorbei.«

»Warum?«, fragte Drew.

»Ich wollte seine Meinung über Clymene O'Riley hören. Er erzählte mir dann eine seltsame Geschichte«, sagte Diane. »Niemand hatte im Gefängnis so viel Kontakt zu Clymene wie er.«

Die Marshals blinzelten nicht einmal mit den Augen. Der Staatsanwalt schaute auf den Tisch hinunter. Garnett verzog keine Miene.

»Und was dachte er über sie?«, fragte Drew.

Er saß entspannt zurückgelehnt mit verschränkten Armen auf seinem Stuhl. Merrick hatte sich leicht nach vorne gebeugt. Sie

schaute sich während dieser Unterhaltung direkt in die Augen. Das Ganze erinnerte sie an ihren Besuch bei Clymene. Jeder versuchte, sich von den anderen nicht in die Karten schauen zu lassen.

»Rivers wollte wissen, welche Beweise zu Clymenes Verurteilung geführt hatten. Ich habe sie ihm dann genau erklärt«, sagte Diane.

»Und warum wollte er das wissen?«, hakte Merrick nach.

»Das hat er mir nicht gesagt. Allerdings war Clymene laut Rivers eine vorbildliche Gefangene, die ihren Mithäftlingen oft eine große Hilfe war. Er hatte von ihr oder vielleicht auch von anderen Insassen gehört, dass die Beweise gegen sie nicht besonders stichhaltig gewesen seien. Ich glaube sogar, dass er begonnen hatte, an ihrer Schuld zu zweifeln. Da bin ich mir aber nicht sicher.«

»Glauben Sie, er hat ihr bei der Flucht geholfen?«, fragte Drew.

»Ich weiß es nicht. Clymene war allerdings sehr begabt, wenn es darum ging, andere um den Finger zu wickeln.«

Die beiden Marshals machten ein skeptisches Gesicht. Sie glaubten wohl, dass Diane Clymene O'Rileys Fähigkeiten weit überschätzte. Diane lächelte freundlich zurück.

»Und wie ist es mit Ihnen?«, fragte Merrick. »Mögen Sie sie?«

»Ich habe zumindest nichts gegen sie. Es wäre allerdings übertrieben, zu behaupten, dass ich sie mag«, sagte Diane. »Immerhin ist sie eine berechnende, kaltblütige Mörderin.«

»Könnte sie also Rivers tatsächlich dazu gebracht haben, ihr bei der Flucht zu helfen?«, bohrte Merrick nach.

»Ich weiß es wirklich nicht. Sie kann nicht zaubern. Sie kann Leute nicht dazu bringen, etwas gegen deren eigenen Willen zu tun. Sie kann sie nur so weit manipulieren, dass sie geneigt sind, ihrer Sicht der Dinge zu glauben.«

»Und wie schafft sie das?«, fragte Drew. Sein Gesicht zeigte, dass er allmählich wirklich daran interessiert zu sein schien, die Gründe für Clymenes außergewöhnliche Fähigkeiten zu erfahren.

»Da müssen Sie FBI-Agent Kingsley fragen. Der hat größere psychologische Kenntnisse als ich. Er hält sie für eine Naturbegabung als Profilerin. Sie habe die unheimliche Fähigkeit, Menschen sofort zu durchschauen.«

»Warum haben Sie mich nach Ihrem Besuch bei ihr nicht sofort angerufen, wie ich es Ihnen aufgetragen hatte?«, meldete sich plötzlich Staatsanwalt Riddmann zu Wort. Diane konnte sehen, dass die Marshals sich über seine Einmischung ärgerten.

Diane musterte Riddmann. Er war ganz offensichtlich wütend auf sie. »Agent Kingsley versicherte mir, er werde Sie anrufen«, sagte sie.

»Hat er aber nicht«, sagte Riddmann.

»Dann muss ihm etwas dazwischengekommen sein. Er wird es bestimmt noch tun.«

»Hat Clymene vielleicht auch Sie um den Finger gewickelt?«, fragte Riddmann.

»Nein«, antwortete Diane.

»Vielleicht –«, begann er, aber Merrick schnitt ihm das Wort ab.

»Ich habe gehört, dass heute Nacht etwas in Ihrer Wohnung passiert ist?«

Als Riddmann erneut das Wort ergreifen wollte, schaute Merrick ihn scharf an. Die Marshals hielten ihren Job hier ganz offensichtlich noch nicht für erledigt. Wahrscheinlich, weil ihnen noch die Leiche fehlte. *Wahrscheinlich, weil sie sich fragen, wo ich sie versteckt habe.*

»Ja, das stimmt«, sagte Diane.

»Könnten Sie uns kurz erzählen, was genau vorgefallen ist?«, fragte Merrick.

Diane machte nur deshalb ein überraschtes Gesicht, weil es sonst verdächtig ausgesehen hätte.

»Sie glauben, das Ganze hatte etwas mit Clymene zu tun?«, fragte sie scheinheilig.

»Schildern Sie uns einfach, was passiert ist«, sagte Drew.

Diane wiederholte also noch einmal die ganze Geschichte, wie sie frühmorgens vom Klopfen an ihrer Tür aufgeweckt wurde und danach in der Blutlache ausgerutscht war.

»Sagen Sie«, mischte sich Riddmann ein, wobei er die Marshals herausfordernd anschaute, »wie viel Blut befindet sich eigentlich im Körper eines Menschen? Sie müssen das als forensische Anthropologin doch wissen, oder?«

»Etwa fünf bis sechs Liter«, erklärte Diane.

»Und wie viel davon kann man verlieren, ohne zu sterben?«, fragte der Staatsanwalt weiter.

»Etwa zwei Liter. Bei einem größeren Blutverlust tritt der Tod ein.«

»Und wie viel Blut befand sich Ihrer Meinung nach auf dem Boden Ihres Apartments?«, fragte Riddmann und beugte sich vor. An dem Glitzern in seinen Augen konnte Diane erkennen, wie sehr er von seiner eigenen Argumentationskette beeindruckt war.

»Zwei Liter oder mehr, würde ich schätzen«, sagte Diane, ohne ihn aus den Augen zu lassen.

»Können Sie das Blut aus einer Blutbank von frischem Blut unterscheiden?«, setzte er seine Befragung fort.

»Ja. Blutkonserven werden gerinnungshemmende Konservierungsmittel und andere Substanzen beigefügt.«

»Okay, also ...« Er setzte sich auf und richtete seine Krawatte.

Er macht sich bereit, mich abzuschießen. Sie verstand nur

nicht, warum. Während Riddmanns Aufmerksamkeit seiner Krawatte galt, schaute Diane zu Garnett hinüber. Dieser starrte sie unverwandt an. Sie hatte bisher geglaubt, er stehe auf ihrer Seite. Sie wusste, dass es zwischen ihm und Riddmann oft Meinungsverschiedenheiten gab. Warum nun dieser Rückzieher? Plötzlich begriff sie die Hintergründe. Es ging hier um Stadtrat Albin Adler.

Riddmann war ein alter Freund und politischer Spezi von Adler. Als dieser wegen seiner schwachen mentalen und körperlichen Gesundheit mitten in einer der schlimmsten Katastrophen, die Rosewood jemals erlebt hatte – eine Explosion, bei der mehr als dreißig Studenten umkamen –, die Politik aufgeben musste, hinterließ er ein Vakuum, das seine politischen Gegner nur zu gerne füllten. Diane wusste, dass Adlers Freunde und Familienangehörige glaubten, sie habe damals die Sanitäter absichtlich in die falsche Richtung geschickt. Dadurch habe Adler eine ganze Nacht in großer Kälte unter freiem Himmel verbringen müssen, was seine Gesundheit auf Dauer ruiniert hatte. Es war zwar nicht ihre Schuld gewesen, aber diese Leute warfen es ihr immer noch vor.

Eines stand fest: Adlers alte Gefolgsleute waren keinesfalls gewillt, dies auf sich beruhen zu lassen. Sie galten als ausgesprochen nachtragend.

Kapitel 22

Darf ich Ihnen etwas zu trinken anbieten?«, fragte Diane. Eigentlich hätte sie noch gerne hinzugefügt, *solange der Staatsanwalt seine Krawatte richtet*, verzichtete dann aber darauf. Das Richten der Krawatte war bei Riddmann das, was man beim Poker »Tell« nennt, eine unbewusste Handlung, die dem Gegner etwas über die Stärke der Karten verrät. Diane glaubte nicht, dass er selbst das wusste. »Ich habe einen Kühlschrank in meinem Osteologie-Labor.«

Die Marshals und Garnett lehnten ab. Nach dem bösen Blick zu schließen, den er ihr zuwarf, brachte diese kleine Unterbrechung den Staatsanwalt etwas aus dem Konzept. Diane schaute ihn unschuldig an. Ein paar Sekunden lang suchte er nach den richtigen Worten, bevor er fortfuhr.

»Was würden Sie sagen, wenn ich Ihnen jetzt erzählte, dass das Blut in Ihrer Wohnung frisch war und einer einzigen Person gehörte?«, sagte er schließlich.

»Ich würde sagen, dass diese Person höchstwahrscheinlich tot ist.«

»Und was wäre, wenn ich Ihnen erzählen würde, dass die Blutspur von Ihrem Apartment direkt zu Ihrem Auto führte und dass wir in dessen Kofferraum ein Messer aus Ihrer Küche sowie weiteres Blut von dieser Person gefunden haben?«, setzte Riddmann sein Fragespielchen fort.

»Ich wäre sehr überrascht«, antwortete Diane. »Ist es das, was Sie mir sagen wollten?«

Er gab keine Antwort. Diane hatte das auch nicht erwartet. Sie war es allmählich leid, hier wie eine Verbrecherin behandelt zu werden. Wenn sie allerdings jetzt aufbegehrte, würde Riddmann Garnett wahrscheinlich anweisen, sie ins Polizeipräsidium zu verfrachten.

»Was wäre, wenn ich Ihnen jetzt noch erzählte, dass das Blut Clymene O’Riley gehörte?«, spielte Riddmann seinen Trumpf aus.

Diane schwieg einen Moment und tat so, als sei sie überrascht. »Wirklich? Sie sagen also, dass Clymene in meiner Wohnung war?«

»Bleiben Sie immer noch bei Ihrer Behauptung, Sie hätten das Massaker in Ihrem Apartment verschlafen?«, sagte Riddmann.

Offensichtlich haben meine Nachbarn das auch. Jetzt erwartete er wohl, dass sie ihrerseits eine ganze Geständnislitanei herunterbetete: Vielleicht habe ich doch etwas gehört, aber ich bin im Bett geblieben; ja, ich bin aufgestanden, aber als ich merkte, dass jemand in meiner Wohnung war, habe ich mich versteckt; nun, vielleicht habe ich mich ihr entgegengestellt, aber ich habe sie nicht getötet – das muss jemand anderer gewesen sein; nun, vielleicht hat sie mich doch angegriffen, und ich musste mich verteidigen. Und zuletzt: Als ich dann knöcheltief im Blut stand und eine Leiche in meinem Wohnzimmer lag, was hätte ich anderes tun können, als sie irgendwie loszuwerden?

Aber da gab es nichts zu gestehen. Sie hatte die ganze Sache schlicht verschlafen. Und Riddmann wusste das auch. Warum dann das ganze Theater? Rache für Adler?

»Natürlich bleibe ich bei meiner Geschichte«, sagte Diane. »Es ist die Wahrheit.«

»Vielleicht können Sie sich einfach nicht erinnern«, sagte Riddmann.

»Was hätte eine solche Amnesie bei mir verursachen können?«, fragte Diane nach.

»Die Menschen machen Erfahrungen, an die sie sich aus einer ganzen Reihe von Gründen später nicht mehr erinnern

können oder wollen«, sagte Riddmann.

»Ich zumindest habe so etwas noch nie erlebt«, sagte Diane.
»Wir sollten uns lieber mit dem Naheliegenden befassen. Man hat mir im Krankenhaus Blut-und Urinproben abgenommen. Haben Sie die Resultate bereits?«, fragte Diane.

Er schaute auf die Uhr an seinem linken Handgelenk und dann wieder auf Diane. »Sie hatten in letzter Zeit im Museum sehr viel Stress. Dann bricht ein entlaufener Sträfling in Ihre Wohnung ein. Vielleicht hat das bei Ihnen zu einer Art geistigem Aussetzer geführt.«

Die Marshals rutschten unruhig auf ihren Stühlen hin und her. Diane glaubte nicht, dass sie mit Riddmanns Fragerei sehr glücklich waren. Vielleicht spürten sie, dass da noch etwas anderes dahintersteckte. Vielleicht wollten sie aber auch nur, dass er sie endlich fragte, wo sie den Leichnam versteckt hatte.

»Kein Stress, nur einige unschöne Zeitungsartikel«, sagte Diane. »Wenn ich jedes Mal einen Blackout bekäme, wenn ich Stress im Museum habe, würde ich nur noch als Schlafwandlerin herumlaufen. Das war keine Amnesie. Haben Sie die Ergebnisse der Blutproben noch nicht bekommen?«

»Ich habe nur noch ein paar Fragen. Was ist Ihrer Meinung nach passiert?«, sagte er in einem Ton, der ihr wohl bedeuten sollte, dass er jetzt versuchte, etwas freundlicher zu sein.

Das war natürlich eine Fangfrage. Man musste den Verdächtigen dazu bringen, selbst ein Szenario zu entwickeln, das zeigte, dass er über mehr Informationen verfügte, als er eigentlich haben konnte oder sollte. Diane verdrehte die Augen. Das brachte Riddmann endgültig auf die Palme. Er schlug mit der Faust auf den Tisch.

»Wir sind Ihnen bisher ziemlich entgegengekommen. Wir hätten dieses Gespräch auch auf dem Präsidium führen können, wo die Presse draußen auf Sie gewartet hätte. Bei

jedem anderen hätten wir das auch getan. Sie bekamen bisher wegen Ihrer politischen Beziehungen und Ihrer Stellung im Kriminallabor und im Museum eine Sonderbehandlung. Nach Ihrem Auftreten hier und heute und nach dem, was ich in der Zeitung über Sie gelesen habe, muss ich allerdings feststellen, dass Sie in beiden Positionen keine besonders gute Figur machen.«

Diane stützte die Hände auf den Tisch und beugte sich nach vorne. Sie wäre am liebsten aufgesprungen, aber unter den gegebenen Umständen hätte Riddmann wahrscheinlich geglaubt, sie wolle ihm an den Kragen gehen. Der Hinweis auf ihre politischen Beziehungen und die Erwähnung der Zeitungsartikel über das Museum hatten bei ihr einen ganz bestimmten Verdacht erregt. Sie spürte, wie ihr das Blut in den Kopf stieg. Plötzlich wurde ihr klar, was hier wirklich vor sich ging. Vanessa Van Ross war schon immer eine politische Gegnerin von Riddmanns Mentor Adler gewesen. Über die Jahre hatte sie zahlreiche Pläne vereiteln können, mit deren Hilfe Adler und seine Kumpane die Stadt unter ihre Kontrolle hatten bringen wollen. Vanessa war allerdings zu wohlhabend und einflussreich, um sie direkt anzugehen. Insofern lag es nahe, das Museum anzugreifen. Jeder wusste, wie sehr sie an ihm hing. Wenn man also dem Museum Schaden zufügte, konnte man auch sie verletzen.

»Haben Sie der Presse diese falschen Informationen über das Museum zugespielt?«, fragte sie plötzlich.

Riddmanns Augen weiteten sich. Er schaute erst auf seine Uhr und dann wieder auf Diane. Sein zu langes Zögern zeigte Diane, dass sie recht hatte. Zumindest war sie sich dessen ziemlich sicher. Wie aber konnte dieser Idiot etwas über ägyptische Altertümer wissen?

»Glauben Sie ja nicht, dass Sie die Aufmerksamkeit von sich

ablenken können, indem Sie jetzt mich beschuldigen«, sagte er schließlich.

»Ich glaube, dass es hier einige Missverständnisse gibt«, versuchte Garnett zu vermitteln. »Niemand wirft hier jemandem irgendetwas vor. Wir wollen hier nur den Sachverhalt klären. Um Ihre Frage von vorhin zu beantworten, Diane, ja, die Proben haben ergeben, dass Sie Barbiturate im Blut hatten. Nehmen Sie Schlaftabletten?«

»Nein«, sagte sie.

»Sie hätte sie auch erst nach ihrer Auseinandersetzung mit Clymene einnehmen können«, mischte sich Riddmann ein, der augenscheinlich immer noch an Dianas Beschuldigung zu kauen hatte.

Diane hätte ihm jetzt gerne gesagt, er solle die Befragung den Marshals überlassen, da er nichts davon verstehe, was im Übrigen ja auch seine niedrige Verurteilungsrate beweise. Aber sie hielt lieber ihre Zunge im Zaum. Ihr früherer Chef und Mentor bei World Accord International hatte ihr immer wieder klargemacht, dass Schweigen in der Diplomatie genauso wichtig wie Reden sein konnte – vor allem, wenn man die falschen Worte wählte.

»Dann hätte ich während der Untersuchung im Krankenhaus noch fest geschlafen. Ganz offensichtlich hat mir jemand Schlafmittel untergejubelt«, sagte Diane. »Ich muss jetzt nur noch herausfinden, wann und wie. Wenn jemand Zugang zu meiner Wohnung hatte, hatte er auch Zugang zu allem, was ich gegessen und getrunken habe.«

»Ihre eigenen Leute haben nichts gefunden«, warf Riddmann ein.

Sein Blick zeigte ihr, dass sie jetzt endgültig einen Feind hatte. Das war das Problem mit der Politik. Selbst wenn man sich auf die eigenen Angelegenheiten beschränken wollte,

konnte man doch immer wieder in Teufels Küche geraten.

»Wenn man keine Beweisspuren findet, beweist das noch nicht, dass es keine gegeben hat«, sagte Diane. »Wenn jemand einen Leichnam aus meiner Wohnung schleppen konnte, war es ihm bestimmt auch leicht möglich, die Quelle dieser Barbiturate zu entsorgen.«

»Lassen Sie uns auf unseren Ausgangspunkt zurückkommen«, ging Merrick jetzt dazwischen. »Drew und ich haben noch einige Fragen, die wir Dr. Fallon stellen möchten. Also, Dr. Fallon, Sie sagten vorhin, Sie hätten keine Anzeichen dafür bemerkt, dass Clymene ihre Flucht plante. Was könnte sie also geplant haben? Aus dem, was wir bisher über sie erfahren haben, geht hervor, dass sie nicht zu der Art Frau gehörte, die ihre Haft einfach so auf Dauer akzeptieren. Sie muss Sie also aus einem ganz bestimmten Grund um diesen Besuch gebeten haben.«

»Ich dachte, sie bereite ihre Berufung vor«, sagte Diane.

»Dafür gab es keine Gründe«, begann Riddmann. Merricks scharfer Blick ließ ihn allerdings sofort verstummen.

»Ich glaube schon, dass es die gab«, sagte Diane. »Einige problematische Informationen wurden damals ohne Not in den Prozess eingeführt. Ich glaubte jedoch aus einem anderen Grund, dass sie sich auf ihre Berufung vorbereite. Rivers erzählte mir, dass sie für ihre Mithäftlinge Eingaben verfasste, die ziemlich erfolgreich waren. Sie ist eine kluge Frau. Ich hielt auch ihre Freundschaft mit Rivers für den Versuch, einen weiteren Leumundszeugen und Unterstützer zu gewinnen.«

»Ich musste den Richter nur deshalb darum bitten, diese Beweise zuzulassen, weil Ihre Tatortbeweise so schwach waren«, sagte Riddmann.

Diane und die Marshals ignorierten ihn.

»Hat sie Ihnen gesagt, dass sie Berufung einlegen werde?«,

fragte Drew.

»Nein. Aber es wäre nur folgerichtig gewesen. Ihrem Revisionsantrag wäre bestimmt stattgegeben worden«, sagte Diane.

»Aber dann hätte sie erst einmal nur einen neuen Prozess bekommen«, sagte Merrick. »Hätte sie den ersten ohne diese problematischen Beweise gewonnen?«

»Nein«, sagte Diane. »Die Beweise, die wir am Tatort sichern konnten, waren einfach zu stark.«

»In diesem Fall wäre eine Flucht wohl tatsächlich sinnvoll gewesen«, sagte Merrick.

»So gesehen, ja«, bestätigte Diane. »Aber wie ich bereits vorhin sagte, hatte sie großes Vertrauen in ihre Überzeugungskraft. Außerdem hätte sie es mit einer Staatsanwaltschaft zu tun gehabt, die nur eine Verurteilungsrate von vierundfünfzig Prozent aufzuweisen hat. Die Geschworenen in einem Berufungsprozess hätten sie also durchaus freisprechen können.« Okay, jetzt hatte sie es doch gesagt. Das war nicht sehr klug gewesen. Aber nun war es einmal passiert.

Garnett zuckte zusammen. Riddmann warf ihr einen Blick zu, der sie regelrecht zu durchbohren schien. Die Marshals hoben ganz leicht die Augenbrauen.

»Tatsache ist doch«, schnaubte Riddmann, »dass in *Ihrer* Wohnung ein Gewaltverbrechen passiert sein muss. Außerdem haben wir *Ihr* blutiges Messer in *Ihrem* Auto und Clymenes Blut in *Ihrem* Kofferraum gefunden. Ich selbst habe Clymene mit weniger überführt. Garnett, ich weise Sie hiermit an, sie zu verhaften.«

Kapitel 23

Okay, darüber sollten wir noch einmal reden«, sagte Garnett. Er warf Diane einen eher frustrierten als wütenden Blick zu. Es war offensichtlich, dass er diese Krise entschärfen wollte. »Wir haben genug Zeit, diese ganze Sache zu klären, und Diane wird uns ganz bestimmt nicht davonlaufen.«

Gerade als der Staatsanwalt darauf antworten wollte, klingelte Dianas Handy. Sie fischte es aus der Innenseite ihrer Jacke.

»Entschuldigen Sie mich einen Moment«, sagte sie, als sie auf die Anruferkennung geschaut hatte. Es war ihre Assistentin Andie.

»Hi, Diane. Ich wusste nicht, wo Sie waren, deshalb rufe ich Sie auf dem Handy an. Sind Sie in Ordnung?«

»Mir geht es gut«, sagte Diane. Das stimmte zwar nicht ganz, aber Andie hatte sie ja nach ihrer gesundheitlichen Verfassung gefragt.

»Hier ist ein Typ vom FBI, der mit Ihnen über die Altertümer reden will«, sagte Andie.

»Das FBI. Großartig. Sagen Sie ihm, er soll eine Nummer ziehen«, sagte Diane.

»Wie bitte?«, fragte Andie.

»Warten Sie einen Moment«, sagte Diane.

Sie stellte ihr Handy stumm und schaute die anderen an. Die Marshals schauten amüsiert. Der Staatsanwalt schien die Situation zu genießen. Nur Garnett runzelte immer noch die Stirn.

»Darf ich zuerst mit dem FBI sprechen, bevor Sie mich aufs Polizeipräsidium schleppen?«, fragte sie.

»Schauen Sie«, wandte sich Garnett an den Staatsanwalt. »Ich halte es gegenwärtig für etwas verfrüht, Dr. Fallon zu verhaften. Die Schlafmittel in ihrem Blut geben ihr ein Alibi, und

ich würde ungern einen Fehler begehen, den wir alle später bereuen würden. Denken Sie auch daran, dass niemand im ganzen Haus etwas gehört hat, weder die Nachbarn gegenüber noch die, die über, neben oder unter ihr wohnen. Sie werden zugeben, dass das doch reichlich seltsam ist. Außerdem wurde Dr. Fallon danach im Krankenhaus von einem Unbekannten mit dem Messer angegriffen. Wir sollten ihr also etwas entgegenkommen, vor allem, da ich sicher bin, dass es ihr leidtut« – er warf ihr bei dem Wort *leid* einen eindringlichen Blick zu –, »sich nicht so kooperativ gezeigt zu haben, wie es eigentlich angebracht gewesen wäre. Das war aber wohl den widrigen Umständen zuzuschreiben.« Er schaute Diane noch einmal an und nickte in Richtung Riddmann.

Diane wusste, was er meinte. Er wollte, dass sie sich beim Staatsanwalt entschuldigte. *Verdammt*. Aber das Museum und das Kriminallabor waren ihr im Moment wichtiger als ihr eigener Stolz.

»Garnett hat recht«, sagte sie. »Mr. Riddmann, es tut mir leid. Ich hätte Ihnen gegenüber kooperativer sein müssen, zumal wir heute Gäste dahaben.« Sie deutete auf die Marshals. »Ich möchte mich auch für den falschen Gebrauch statistischer Angaben entschuldigen. Ich hasse das bei anderen und bedauere, es jetzt selbst getan zu haben.«

Riddmann hatte sie bisher angelächelt – besser gesagt süffisant angegrinst. Jetzt aber schaute er ziemlich verwirrt drein. Diane wandte sich den Marshals zu.

»Der Polizeichef von Rosewood hat die Bezirksstaatsanwaltschaft gebeten, auch Fälle zur Anklage zu bringen, bei denen das Beweismaterial nicht ganz so stark ist. Er wollte damit so viele Kriminelle wie möglich von den Straßen holen. Als Folge davon sanken die Verurteilungsquoten der Staatsanwaltschaft zwangsläufig ab.« Diane war gegen diese

neue Politik, da dadurch auch zu viele Unschuldige verurteilt wurden. »Wenn Rosewood in dieser Frage dieselbe Politik wie zum Beispiel Atlanta verfolgen würde, wäre die Verurteilungsquote weitaus höher.«

Riddmann war anzusehen, dass ihm das bisher noch nie bewusst geworden war. Er würde bei seinem nächsten Wahlkampf zweifellos auf dieses Argument zurückgreifen.

»Ich wusste nicht, dass man Sie im Krankenhaus überfallen hat«, sagte er jetzt. »Unter diesen Umständen sollten wir tatsächlich noch etwas warten.«

»Vielen Dank«, sagte sie. Garnett war sichtlich erleichtert.

»Glauben Sie, dass dieser Überfall etwas mit den Ereignissen in Ihrer Wohnung zu tun hatte?«, fragte Deputy Marshal Merrick.

»Ich weiß es nicht«, antwortete Diane.

Sie verschwieg ihre Vermutung, dass er mit der Sache im Museum zusammenhing, und sie war sich auch noch nicht sicher, ob sie das dem FBI erzählen würde. Sie glaubte, den Fall ohne sie eher lösen zu können. Wenn jemand sie für eine schmutzige Geschäftemacherin hielt und sie deshalb sogar umbringen wollte, musste das FBI ja den Verdacht bekommen, sie handle tatsächlich mit gestohlenen Altertümern. Das wäre eine Sackgasse und würde nur wertvolle Zeit kosten. Allerdings war es sehr riskant, dem FBI derart wichtige Informationen vorzuenthalten. Diane war in der Zwickmühle. Es waren einfach zu viele Fronten.

Sie wandte sich wieder ihrem Handy zu. »Andie, bitten Sie ihn, in meinem Büro auf mich zu warten. Ich bin gleich dort.«

»Wo sind Sie eigentlich gerade?«, fragte Andie.

Diane lächelte in ihr Handy. »Ich bin im Kriminallabor.«

»Oh, okay. Ich sage ihm dann, dass es nur noch ein paar Minuten dauern wird.«

»Vielen Dank, Andie.« Sie steckte das Handy wieder in die

Jackentasche.

»Wir sind noch ein paar Tage in der Gegend«, sagte Merrick.

»Wenn ...«

»Warum beschäftigen Sie sich weiterhin mit diesem Fall?«, unterbrach ihn Riddmann. »Das Ganze fällt jetzt in unsere Zuständigkeit.«

»Weil wir Clymenes Leiche noch nicht gefunden haben«, sagte Merrick. »Das erschwert unseren Abschlussbericht.«

Merrick wandte sich Diane zu. »Wenn Ihr Apartment jetzt ein Tatort ist, wo werden Sie in nächster Zeit wohnen?«

»Ich wohne bei Frank Duncan. Er ist Detective in –«

»Wir kennen Frank«, unterbrach Drew sie. »Wir haben einen seiner Wirtschaftskriminellen wieder eingefangen. Es war eine gute Zusammenarbeit.«

»Wenn wir Sie brauchen, finden wir Sie also entweder irgendwo hier in diesem Gebäude oder bei ihm?«, fragte Merrick.

»Ja«, bestätigte Diane.

Sie brachte sie noch zum Fahrstuhl des Kriminallabors. Sie sollte wohl froh sein, dass Riddmann ihre Entschuldigung anscheinend akzeptiert hatte. Trotzdem hinterließ die ganze Sache bei ihr einen schalen Nachgeschmack. Der Staatsanwalt würde jetzt wahrscheinlich jedem erzählen, Diane sei vor ihm auf den Knien gerutscht und habe um Vergebung gefleht.

Bevor sie in ihr Museumsbüro hinüberging, rief sie noch kurz im Labor im Untergeschoss an. Sie hatte recht gehabt. Ihr ganzes Team wartete dort unten.

»Wie ist es gelaufen, Boss?«, fragte Jin.

»Das erzähle ich später. Ich muss mich jetzt mit einem FBI-Agenten treffen«, sagte Diane.

»Mein Gott, Boss, Sie haben auch keine freie Minute mehr!«

»Offensichtlich nicht. Ich wollte euch nur noch sagen, dass ich

eure Solidarität zu schätzen weiß«, sagte sie.

»Das ist doch –«, fing er an.

Sie unterbrach ihn. »Jin, haben Sie etwas über diese Altertümer herausgefunden?«

»Die Altertümer. Stimmt. Der Gürtel, der aussieht, als ob er aus Kaurimuscheln gemacht sei, wurde bereits im Jahr 1957 aus dem Museum in Kairo gestohlen«, sagte er. »Er war das einzige Stück, das ich in der Datenbank der gestohlenen Kunstgegenstände gefunden habe. An den Steinartefakten klebten noch Erdreste, aber ich hatte bisher noch keine Gelegenheit, die Proben zu analysieren. Wir hatten in letzter Zeit viel zu tun.«

»Ich weiß. Danke, Jin. Ihr solltet jetzt alle heimgehen«, sagte sie.

»Wir warten. Wir wollen wissen, wie das Gespräch mit den Marshals verlaufen ist«, sagte Jin.

Oh, ich weiß nicht, ob ihr das wirklich wollt, dachte Diane. »Ich weiß aber nicht, wie lange ich hier noch zu tun haben werde«, sagte sie.

»Das ist schon okay. Neva und David wollen wissen, ob sie jetzt wieder in ihr Labor zurückkönnen«, sagte Jin.

»Ja. Die sind alle gegangen«, sagte Diane.

»Haben die versucht, Ihnen die ganze Sache anzuhängen?« Jin machte wie üblich Spaß. Sie wusste, dass er sich nicht vorstellen konnte, dass man sie tatsächlich verdächtigte.

»Ja«, sagte sie trocken, »das haben sie tatsächlich.«

»Wirklich, Boss? Oh, das tut mir leid ... Die haben das wirklich getan?«

»Das geht schon in Ordnung. Dank Garnett haben sie mich nicht auf die Wache mitgenommen.« Sie schaute auf die Uhr. »Ich muss jetzt los. Später erzähle ich Ihnen alles.«

Diane verließ das Kriminallabor und ging am Aussichtspunkt

über den Dinosaurier-Saal vorbei zu den Museumsaufzügen hinüber. Ihr begegneten mehrere Mitarbeiter, und einige sahen aus, als hätten sie gern mit ihr gesprochen, aber sie winkte ihnen nur lächelnd zu. Sie hoffte, dass sie nicht so abgespannt aussah, wie sie sich fühlte. Sie hätte sich gerne einfach eine Weile ruhig hingesetzt, einen heißen Tee getrunken oder – noch besser – fluchtartig die Stadt verlassen. Aber dazu war jetzt keine Zeit. Sie fuhr mit dem Aufzug ins Erdgeschoss hinunter und ging in ihr Büro. Andie unterhielt sich dort gerade angeregt mit dem FBI-Agenten über Dinosaurier.

Als sie den Raum betrat, stand er auf, lächelte und streckte ihr die Hand entgegen. »Ich bin Agent Shane Jacobs. Man hat mir gesagt, dass Sie im Besitz einiger Altertümer seien, die Ihnen vielleicht gar nicht gehören.«

Kapitel 24

Sie sind im Besitz einiger Altertümer, die Ihnen vielleicht gar nicht gehören – das klang wie ein Schuldirektor, der einen unartigen Schüler auf freundliche Weise tadeln wollte.

»Ich muss leider zugeben, dass dies durchaus sein könnte«, sagte Diane, während sie ihm die Hand schüttelte.

Shane Jacobs hatte einen festen Händedruck, graumelierte wellige Haare und ein schmales gebräuntes Gesicht mit markanten Zügen. Er wirkte einige Jahre jünger als Diane. Sein dunkler Anzug, sein glattrasiertes Gesicht und seine kurzgeschnittenen Haare ließen ihn wie einen typischen FBI-Agenten aussehen. Er reichte ihr zur Beglaubigung seinen FBI-Ausweis.

»Ich hätte mir gerne einmal die Artefakte angesehen.«

Er schaute nicht so düster drein wie die Strafverfolgungsbeamten, mit denen sie es gerade zu tun gehabt hatte. Stattdessen zeigte er ein breites Lächeln, als ob er nur gekommen sei, um diese Altertümer zu kaufen. Er schaute auf seine Uhr. »Ich weiß, es ist schon spät, aber ich würde gerne auch noch mit Dr. Kendel Williams und dem Kurator Ihrer Ägyptenabteilung sprechen.«

Er schien sehr freundlich zu sein, aber Diane war sich sicher, dass er damit vor allem das Vertrauen der von ihm befragten Personen gewinnen wollte. Sie hatte es langsam satt, andauernd zu den Verdächtigen zu gehören.

Diane wandte sich an Andie. »Ist Kendel schon heimgegangen?«, fragte sie.

»Ich schau mal«, sagte Andie und griff zum Telefonhörer.

»Wenn sie noch da ist, bitten Sie sie, noch etwas zu warten«, sagte Diane. »Wenn nicht, müssen Sie bei ihr zu Hause anrufen und sie bitten, noch einmal ins Museum zu kommen.«

Andie nickte. »Geht klar.«

»Ist Jonas schon zurück?«, fragte Diane. Ironischerweise war Jonas Briggs auf einer Ägyptologentagung gewesen.

»Ich habe ihn vorhin gesehen. Er hat Sie gesucht.«

»Er und jeder andere Mensch auf diesem Planeten«, stöhnte Diane. »Wir schauen nachher in seinem Büro vorbei.«

Diane führte Agent Jacobs durch die Vorhalle zum Hauptaufzug. »Die Artefakte befinden sich im Konservierungslabor im ersten Stock.«

»Ich bin Ihnen für Ihre Kooperation sehr dankbar«, sagte Jacobs. »Wie Sie sich vorstellen können, fragt man uns oft erst einmal, ob wir einen Durchsuchungsbefehl haben.«

»Das ist eine schreckliche Sache«, sagte Diane. »Wir möchten selbst, dass das Ganze möglichst bald aufgeklärt wird.« Auf dem Weg erzählte sie ihm, was sie bisher herausgefunden hatten. »Wir merkten erst, dass etwas nicht stimmte, als diese Zeitungsartikel zu erscheinen begannen. Die Stücke waren gerade erst angekommen und waren noch nicht einmal ausgepackt worden.«

»Das ist seltsam.« Dies war Jacobs' einziger Kommentar. Er hatte bisher nicht eine einzige Frage gestellt.

Diane fuhr mit ihm in den ersten Stock hinauf und führte ihn in die Ägyptenabteilung. Sie wollte ihm zuerst einmal zeigen, was sie hatten, damit er verstand, warum sie nach ganz bestimmten Stücken gesucht hatten und warum die Artefakte im Konservierungslabor gar nicht in ihre Sammlung passten.

Diane liebte den Ägyptensaal. Es war, als ob man eine Zeitreise in das alte Ägypten unternehmen würde. Die Wände waren wie das Innere alter ägyptischer Grabkammern bemalt. Beim Eintreten fiel der erste Blick des Besuchers auf Nevas Rekonstruktion ihrer Mumie, eines Schreibers, der im Schneidersitz auf einem Podest in der Mitte des Raumes saß,

als ob er jeden Moment mit seinem angespitzten Schreibpinsel auf dem Papyrusbogen zu schreiben begänne, der in seinem Schoß lag.

Die Mumie, deren Abbildung die Besucher begrüßte, lag in einem verschlossenen menschenförmigen ägyptischen Sarg, den eine Glasvitrine vor den neugierigen Händen der Betrachter schützte. An der Wand darüber zeigten Fotos die Mumie, bevor und nachdem sie wieder eingewickelt und in ihren Sarg zurückgelegt worden war.

An der gegenüberliegenden Wand stand eine große gläserne Ausstellungsvitrine, in der auf kleinen Podesten die Amulette lagen, die ursprünglich in den Binden eingewickelt waren. Ihr Erwerb war eine von Kendels größten Coups gewesen. Die Mumie hatte das Museum geerbt. Sie war in viktorianischer Zeit Opfer einer der damals beliebten »Auswickelpartys« geworden. Die Familie, in die sie zu dieser Zeit gelangt war, hatte sie dann von Generation zu Generation weitervererbt, bis deren letzter Spross sie dem Museum gestiftet hatte. Ein anderer Familienzweig besaß die Glücksamulette, die man in den Mumienbinden gefunden hatte. Kendel hatte auch diese nach langen Verhandlungen für das Museum erwerben können: ein Skarabäus aus Alabaster, der wahrscheinlich einst auf dem Herz der Mumie gelegen hatte, mehrere kleine Fischfigurinen aus Alabaster und Lapislazuli, ein beschriebener Sandsteinzylinder, auf dem der Name des Pharaos Sesostri III. zu lesen war, zwei Fayencefiguren, mehrere Kalksteinfigurinen und *Schabtis* aus schwarzem Steatit.

Außerdem gab es in dem Raum ein Diorama, das das Leben im Ägypten der 12. Dynastie zeigte, einschließlich einer ganzen ägyptischen Miniaturstadt, in der das Haus eines Schreibers besonders hervorgehoben war. Der ÄgyptenSaal war eine der beliebtesten Abteilungen des ganzen Museums.

»Unsere Mumie stammt aus der 12. Dynastie«, erklärte Diane. »Wir sind ein Lernmuseum und wollten keine unzusammenhängende Sammlung ägyptischer Altertümer aus allen möglichen Epochen zeigen. Wir entschieden uns deshalb, uns auf Stücke aus dieser 12. Dynastie zu spezialisieren. Deshalb haben wir diese Artefakte bestellt. Die beiliegenden Unterlagen entsprachen unseren Bestellungen. Geliefert hat man uns aber ganz andere Stücke.«

»Das ist eine ausgezeichnete Ausstellung«, sagte er, während er die Amulette genau betrachtete. Er hob abrupt den Kopf. »Also *Golden Antiquities* hat Ihnen die falschen Stücke geschickt?« Er holte sich einen Stuhl von einem der Computerterminals und setzte sich.

Diane tat es ihm nach und nahm ihm gegenüber Platz. »Ja. Allerdings ähnelten die Stücke, die sie geschickt haben, denen, die wir bei ihnen bestellt hatten. Das finde ich besonders seltsam«, sagte sie.

»Also hat jemand authentische Dokumente als Herkunftsnachweise für ausgetauschte Artefakte benutzt.«

»Aber das hätte auf keinen Fall funktioniert«, sagte Diane.

Sie führte die gleichen Argumente an, die sie bereits im Gespräch mit Frank benutzt hatte: In ihrem Museum überprüften mehrere Personen unabhängig voneinander die Herkunftsnachweise, sie selbst zeichnete sämtliche Empfangsbestätigungen gegen, und sie stellten beinahe alle Bestände öffentlich aus.

»Niemand könnte also unbemerkt unser Museum zum ›Waschen‹ irgendwelcher gestohlener Altertümer benutzen«, sagte sie abschließend.

Während ihres kleinen Vortrags behielt sie ihn ständig im Auge und fragte sich, ob sie ihm wohl vertrauen könne. Am Ende entschloss sie sich, ihm doch noch nichts von dem

Angreifer und seinen Bemerkungen zu erzählen. Sie stand auf.

»Jonas' Büro ist ganz hier in der Nähe.«

Jonas Briggs schien auf sie gewartet zu haben, so schnell, wie er die Tür öffnete. Andie musste ihn angerufen haben. Jonas war ein emeritierter Professor der Bartram-Universität. Er hatte weiße Haare, ein gleichfarbiges Chaplin-Bärtchen, buschige Augenbrauen und kristallblaue Augen. Auch er trug Jeans und eines dieser Richard-III.-T-Shirts.

»Das Ganze ist wirklich schrecklich«, jammerte er. »Kendel und ich hatten uns so auf die neuen Artefakte gefreut.« Er schüttelte den Kopf und bat sie, Platz zu nehmen.

»Eigentlich hätte ich mir gerne zuerst diese Artefakte und die Dokumente angeschaut. Bleiben Sie noch ein bisschen hier?«, fragte Agent Jacobs.

»Das kann ich einrichten«, sagte Jonas.

»Gut. Sie sind also Ägyptologe?«, fragte Jacobs.

»Nein. Mein Fachgebiet ist die Archäologie der südöstlichen Vereinigten Staaten. Aber ich habe mir inzwischen auch ägyptologische Kenntnisse angeeignet. Ich habe mich schon immer dafür interessiert.«

»Haben Sie die Verkaufsverhandlungen über diese Altertümer geführt?«, fragte Jacobs weiter.

»Nein. Ich könnte nicht einmal den Preis eines Gebrauchtwagens herunterhandeln«, sagte Jonas. »Aber ich habe den Katalog und die Kopien der Herkunftsnachweise überprüft. Da war alles in Ordnung.«

Jacobs nickte. »Ich komme noch einmal vorbei, wenn ich mir die Artefakte angeschaut habe. Vielen Dank, dass Sie auf mich warten.«

Diane drehte sich noch einmal um, als sie mit Agent Jacob Jonas' Büro verließ. Er sah richtiggehend elend aus. Sie lächelte ihm, wie sie hoffte, aufmunternd zu, dann ging sie mit

Jacobs durch die Erdwissenschaftsabteilung am Aussichtspunkt über den Pleistozän-Saal vorbei. Jacobs hielt an, um kurz die Mammute und die anderen riesigen Tiere aus dem Pleistozän zu betrachten.

»Sind die Knochen echt oder Abgüsse?«, fragte er.

»Die Pleistozänknochen sind echt. Dagegen sind die Knochen im Dinosaurier-Saal Abgüsse, die wir vom Bickford-Museum gekauft haben«, sagte Diane.

»Das ist ein gutes Museum. Sie wissen vielleicht, dass sie einen neuen Direktor suchen. Harold Marquering geht bald in Ruhestand, soweit ich weiß«, sagte Jacobs.

»Das habe ich auch gehört«, sagte Diane. »Er war allerdings nur – wie lange – sechs Jahre da?«

»So ungefähr«, sagte Jacobs. »Sie haben hier eine Menge Platz.«

»Das stimmt. Wir bieten Universitätsdozenten Laborraum an, wenn sie im Gegenzug bei uns als Kurator tätig sind.«

»Und wie funktioniert das so?«, fragte er grinsend.

Aus seinem Gesichtsausdruck schloss Diane, dass er bereits mit Professoren zusammengearbeitet hatte.

»Mal besser, mal schlechter«, antwortete Diane. »Im Ganzen zählt sich das aber für uns aus.«

Sie gingen weiter zum Konservierungslabor. Diane machte ihn mit Korey bekannt, der ihr danach half, die fraglichen Artefakte und Dokumente bereitzulegen.

»Dieses Stück« – Diane deutete auf den Gürtel – »wurde laut der nationalen Liste gestohlener Kunstgegenstände im Jahr 1957 aus dem Museum von Kairo gestohlen.«

Jacobs holte eine Brille aus der Tasche und betrachtete den Gürtel genau. »Ich glaube, Sie haben recht. Sie werden sich freuen, dass es endlich wieder aufgetaucht ist. Ich frage mich, wo es die ganze Zeit gewesen ist.« Er schaute zu Diane

hinüber. »Sie wissen doch, dass *Golden Antiquities* abgebrannt ist und Randal Cunningham dabei getötet wurde?«

»Ich habe es gehört. War es der ältere Cunningham oder sein Sohn?«, fragte Diane.

»Der Sohn«, sagte Jacobs. »Als sein Vater noch die Geschäfte führte, war *Golden Antiquities* über jeden Zweifel erhaben. Seit er es dem Sohn übergab ..., nun, sagen wir es einmal so, beobachte ich dessen Geschäfte genau.«

Jacobs rückte sich einen in der Nähe stehenden Hocker heran, holte ein Paar weiße Handschuhe aus der Tasche und zog sie über. Er musterte das Pektoral und danach die Dokumente, die angeblich dessen Herkunftsnachweis waren.

»Okay, diese Unterlagen gehören zu einem Pektoral, auf dem eine geflügelte Geiergöttin dargestellt sein soll, die von Lotusblumen umgeben ist. Laut diesem Dokument besteht es aus Lapislazuli, Gold, Türkis, Karneol und Amethyst. Sehr hübsch. Das Artefakt, das wir hier vor uns haben, zeigt Maat in einem Boot. Sie wissen sicher, dass Maat die Göttin der Wahrheit, des Gleichgewichts und der Ordnung ist. Ich hoffe, wir finden die Wahrheit hinter dieser ganzen Sache heraus.« Jacobs schien beim Arbeiten gerne zu reden. Diane und Korey standen daneben und hörten zu.

»Die Stücke aus Stein hier« – er deutete auf die Steinbüste und das Steingefäß – »stellen Ramses II. aus der 19. Dynastie dar. Die Unterlagen gehören zu ähnlichen Stücken, die allerdings das Bild von Sesostis III. zeigen. Dies hätte gut zu Ihrem Sandsteinamulett gepasst, auf dem der Name des Pharaos Sesostis III. steht. Sie sagten, dass diese Artefakte früher dem Pearle-Museum gehörten?«

»Ja«, sagte Diane. »Wir wollten sie eigentlich direkt von ihnen kaufen, aber ...« Sie ließ den Satz unvollendet, da er sich bereits einem anderen Stück zugewandt hatte.

»Der Kanopenkrug stammt auch aus der 19. Dynastie«, murmelte er, als ob er ein Selbstgespräch führen würde.

Er stand auf und ging zur Sphinx hinüber, die immer noch in ihrer Kiste stand. »Auch hier behaupten die Unterlagen, es sei Sesostri III. In Wirklichkeit ist es aber Amenemhet III., sein Sohn, also auch 12. Dynastie. Schönes Stück. Das sind alles schöne Stücke.« Er stand auf und zog die Handschuhe aus.

»Mit Ausnahme des Mereret-Gürtels habe ich auch keine Artefakte erkannt, die in unserer Datenbank stehen. Das heißt aber nicht, dass sie nicht doch gestohlen wurden oder aus einer Raubgrabung stammen. Sie haben bestimmt nichts dagegen, dass ich sie konfisziere, bis wir Näheres herausgefunden haben?«, sagte er fast schuldbewusst.

»Nein. Sie gehören uns ja nicht«, sagte Diane. »Aber wir würden gerne die Stücke haben, die wir bestellt haben, wenn sie nicht bei diesem Feuer vernichtet worden sind. Sonst hätten wir gerne unser Geld zurück. Wir hatten vereinbart, ein Viertel der Gesamtsumme anzuzahlen und den Rest zu begleichen, wenn wir die Artefakte erhalten und überprüft haben. Dieses Viertel ist für unser Museum eine Menge Geld. Außerdem hat das alles« – Diane deutete auf die Altertümer – »unseren Ruf ziemlich beschädigt. Unseren guten Ruf hätten wir auch gerne zurück. Wir haben mit dem Ganzen nämlich nichts zu tun. Wenn Sie unsere Bücher einsehen wollen, bitte ich Andie, Sie in unsere Buchhaltung zu bringen.«

Jacobs lächelte. »Ross Kingsley hat mir bereits angekündigt, dass Sie äußerst kooperativ sein würden. Er hält viel von Ihnen und dem Museum.«

Diane lächelte zurück. Sie war Ross dankbar, dass er mit Jacobs gesprochen hatte. »Wir haben schon bei einer Reihe von Fällen zusammengearbeitet«, sagte sie. »Ich finde es schön, dass er uns ein solch gutes Leumundszeugnis

ausgestellt hat.«

»Er sagte mir, er werde sich bei Ihnen melden, sobald er wieder auf dem Damm ist.«

»Wieder auf dem Damm ist?«, fragte Diane verblüfft.

»Ach, das wissen Sie noch gar nicht? Letzte Nacht schlief er auf der Rückfahrt von ... von hier, wenn ich es recht weiß, ein und fuhr seinen Wagen zu Schrott.«

Kapitel 25

Er schlief am Steuer ein?«, wiederholte Diane. »Geht es ihm gut?«

»Er ist in Ordnung. Ein wenig angeschlagen vielleicht. Er wurde nur kurz im Krankenhaus verarztet und durfte dann sofort nach Hause gehen. Allerdings fand er das Ganze wohl ziemlich peinlich. Er meinte, dass ihm so etwas noch nie passiert sei.« Agent Jacobs hörte zu reden auf. »Was ist los?«, fragte er erstaunt, als er Dianas Blick bemerkte.

Es ist hier passiert, dachte sie. »Hat er mit Ihnen über seinen letzten Fall gesprochen?«, sagte sie laut. »Über Clymene O'Riley?«

»Nur kurz. Tatsächlich trug er mir auf, Ihnen etwas zu erzählen. Als er den Namen *Clymene* erwähnte, habe ich ihm auf meine pedantische Art erklärt, dass Clymene in der griechischen Mythologie ein Mädchen war, das von seinem eigenen Vater in die Sklaverei verkauft wurde.« Jacobs machte eine kleine Pause, deutete auf Dianas Gesicht und grinste. »Genau so hat Ross dreingeschaut.«

»Das könnte viel über unsere Clymene erklären«, sagte Diane. »Sie hat diesen Namen bestimmt nicht zufällig gewählt.«

»Das hat Ross auch gesagt«, entgegnete Jacobs.

Diane griff nach ihrem Handy. »Ich muss Kingsley anrufen«, sagte sie. »Korey kann Ihnen den Weg in mein oder Jonas' Büro zeigen. Ich komme nach, sobald ich kann.«

»Diese Information muss wirklich wichtig sein«, sagte Jacobs.

»Beide Informationen«, rief sie ihm noch zu, als sie den Raum verließ.

Bevor sie außer Hörweite war, hörte sie noch Korey zu Jacobs sagen: »Hier geht es immer so zu.«

Diane ging zu Mikes Büro in der Geologieabteilung hinüber

und klopfte.

»Sie sind's, Doc«, sagte Mike erstaunt, als er die Tür öffnete.
»Nette Überraschung. Was kann ich für Sie tun?«

»Ich möchte mir für eine Weile Ihr Büro leihen.«

»Klar. Kommen Sie herein. Soll ich so lange hinausgehen?«

»Ich hasse es zwar, Sie aus Ihrem eigenen Büro zu werfen, aber würde es Ihnen etwas ausmachen?«

»Nein. Ich habe sowieso noch etwas im Labor zu erledigen. Nehmen Sie sich alle Zeit der Welt.«

»Danke, Mike«, sagte Diane, als er sich zum Gehen wandte.

An der Tür drehte er sich noch einmal um. »Nichts zu danken, Doc. Sie wissen ja, dass Sie immer auf mich zählen können.«
Er schloss die Tür von außen.

Diane wollte an einem ruhigen Ort mit Kingsley reden, und Mikes Büro lag da am nächsten. Sie wählte die Nummer des Profilers auf ihrem Handy.

»Diane«, meldete sich Kingsley. »Ich bin erleichtert, Ihre Stimme zu hören. Ich habe gerade über Sie gelesen. Sind Sie in Ordnung?«

»Ja, mir geht es gut. Ich habe heute noch keine Zeitung gesehen. Was steht denn drin?«

»Eigentlich nicht viel. Nur, dass ein Unbekannter in Ihre Wohnung eingebrochen ist und sich dabei vielleicht verletzt hat oder getötet wurde. Was ist denn passiert?«, fragte er.

Der gute, alte Garnett, dachte Diane. Er hatte ein Talent dafür, möglichst konfuse Pressemitteilungen herauszugeben.

»Viel mehr, als anscheinend in den Zeitungen steht. Wie geht es Ihnen?«

»Ich nehme an, Shane hat Ihnen von meinem Unfall erzählt. Am Steuer eingeschlafen ... Ich –«

»Ich glaube, man hat Ihnen etwas eingeflößt«, unterbrach ihn Diane.

»Eingefloßt? Wie meinen Sie das? Wo soll das passiert sein? Im Museum?«

»Haben Sie Prellungen oder – ich weiß, das klingt jetzt schrecklich – ein Kleidungsstück, an dem noch Blut von Ihrem Unfall klebt?«

»Ich weiß es nicht. Prellungen ja, aber meine Kleider hat meine Frau schon in die Wäsche getan. Weshalb fragen Sie?«

»Die Stoffe in Ihrem Körper haben Sie bestimmt bereits abgebaut, aber den Schorf auf einer Prellung oder das Blut auf Ihrer Kleidung könnte man noch nach Schlafmitteln untersuchen.«

»Schlafmittel. Okay, was hat es denn jetzt damit auf sich?«, fragte er leicht verwundert.

»Letzte Nacht habe ich selig geschlafen, während gleichzeitig in meinem Apartment ein regelrechtes Gemetzel stattfand. Im Krankenhaus fanden sie in meiner Blutprobe Barbituratspuren. Hätten sie die nicht gefunden, hätte man mich wahrscheinlich bereits wegen Mordes verhaftet.«

Am anderen Ende der Leitung herrschte längeres Schweigen. Diane begann sich bereits zu fragen, ob er aufgelegt hatte – oder in Ohnmacht gefallen war.

»Sie sollten mir jetzt besser die ganze Geschichte erzählen«, sagte er schließlich.

Diane hörte Geräusche, als ob er es sich in seinem Stuhl oder Bett bequem machen würde. Sie erzählte ihm, wie sie durch das Klopfen an der Tür aufgeweckt worden und dann in dieser riesigen Blutlache ausgerutscht war.

»Es stellte sich als Clymenes Blut heraus«, fuhr Diane fort.

»Clymenes? Ich verstehe nicht. Ist sie tot?«, rief er aus.

»Muss sie wohl sein. Es war ganz frisches Blut. Einen solchen Blutverlust kann sie auf keinen Fall überlebt haben.« Diane erklärte ihm, was sie bisher herausgefunden hatten.

»Als ich hörte, dass Sie auf der Heimfahrt im Auto eingeschlafen seien, fragte ich mich, ob man nicht uns beiden im Restaurant Schlafmittel untergejubelt haben könnte. Vielleicht hat jemand etwas in beide Getränke geschüttet, weil er nicht wusste, welches davon für mich bestimmt war. Er konnte dann sicher sein, dass ich es auf jeden Fall zu mir nehmen würde. Ich gehe jetzt gleich ins Restaurant hinunter, um die Leute dort zu befragen.«

»Clymene soll tot sein? Das kann ich nicht glauben. Was hat sie überhaupt in Ihrer Wohnung gemacht?«, fragte er.

»Ich habe keine Ahnung. Ich begreife nicht einmal, wie sie hineingelangt ist. Weder ich noch meine Nachbarn haben etwas gehört. Dabei hört der Mieter in der Wohnung unter mir normalerweise sogar, wenn ich in Socken herumlaufe.«

»Der Bericht in der Zeitung war wirklich ziemlich unergiebig«, sagte er schließlich.

»Garnett versucht immer, alles, was mit dem Kriminallabor und damit auch mit mir zu tun hat, aus den Zeitungen draußen zu halten. Das gelingt ihm normalerweise auch recht gut.«

»Das ist eine seltsame Geschichte. Auf eine leicht bizarre Weise bin ich jetzt sogar erleichtert. Meine Frau ist überzeugt, dass in meinem Oberstübchen etwas in Unordnung geraten ist. Sie möchte, dass ich alle diese Tests mache. Wenn man mir tatsächlich etwas eingeflößt hat ... nun, dann fühle ich mich schon etwas besser.«

Diane lachte. »Ich bin froh, dass wenigstens Sie etwas Positives an der ganzen Sache finden können.«

»Meine Frau hatte mich schon fast überzeugt, und ich bekam langsam wirklich ein bisschen Angst«, sagte er. »Sie sagten vorhin, sie hätten Sie beinahe verhaftet?«

»Das hatte weitgehend politische Gründe. Der Bezirksstaatsanwalt war ausgesprochen wütend auf mich«,

sagte Diane. »Außerdem konnte ich nicht erklären, wo das ganze Blut in meiner Wohnung herkam.«

»Der Staatsanwalt? Oh, das tut mir jetzt aber leid, Diane. Ich habe ihn nicht angerufen«, sagte Kingsley.

»Das geht schon in Ordnung. Ich bin froh, dass es Ihnen gutgeht. Und ich bin froh, dass Sie mit Ihrem für Kunstdiebstähle zuständigen FBI-Kollegen über mich gesprochen haben. Ich weiß das zu schätzen.«

»Shane ist ein netter Kerl. Er weiß eine Menge über sein Gebiet«, sagte er.

»Ich lasse es Sie wissen, wenn ich etwas im Restaurant erfahre.«

»Mal ganz ehrlich«, sagte Ross, »wie geht es Ihnen wirklich? In der Zeitung stand, man habe Sie auf den Kopf geschlagen.«

»Das war nichts Ernstes.« Diane berichtete ihm von dem Überfall im Krankenhaus. Sie erzählte ihm allerdings nicht, dass der Angreifer sie als schmutzige Geschäftemacherin bezeichnet hatte. Sie wusste eigentlich nicht, warum. Vielleicht wollte sie verhindern, dass die Leute ihre Ehrlichkeit in Frage zu stellen begannen.

»Sie wurden noch einmal überfallen? Am selben Tag? Glauben Sie, es war die gleiche Person, die Clymene ermordet hat?«, fragte er.

»Ich weiß es nicht. Ich hatte noch keine Zeit, die ganze Sache zu durchdenken«, sagte sie. »Wer hatte zum Beispiel ein Motiv, Clymene zu töten?«

»Vielleicht das Familienmitglied eines ihrer Opfer. Jemand könnte sie auf einem Bild aus der Berichterstattung über ihren Prozess erkannt und sie dann aufgespürt haben. Vielleicht war es die Familie eines Opfers, das wir überhaupt nicht kennen. Sie müssen wirklich herausfinden, wer sie ist.«

»Ich weiß nicht, ob es in der Zeitung stand, aber Reverend

Rivers wurde kurz nach Clymenes Ausbruch ermordet«, sagte Diane.

»Rivers wurde umgebracht? Oh nein. Er war wirklich ein anständiger Kerl. Clymene muss ihn dazu gebracht haben, ihr bei der Flucht zu helfen. Ich habe Ihnen ja gesagt, dass sie gut und gleichzeitig abgrundtief schlecht ist.«

»Ich glaube auch, dass sie ihn rumgekiegt hat«, bestätigte Diane. »Er sah so enttäuscht aus, als ich ihm die Beweise für ihre Schuld darlegte.«

»Eigentlich geht es mir schon wieder recht gut. Ich komme morgen nach Rosewood, und wir sprechen das Ganze durch.«

»Meinen Sie nicht, Sie sollten sich noch ein oder zwei Tage Ruhe gönnen?«

»Ich hatte Glück«, sagte Ross. »Ich bin nur in den Graben gerutscht. Am schlimmsten war noch der Airbag. Ich musste nicht einmal im Krankenhaus bleiben.«

»Dann sehen wir uns also morgen.«

Nach dem Telefonat mit Kingsley rief sie Frank an.

»Hey Babe«, begrüßte er sie, »wie läuft's bei dir?«

»Alles in allem ganz gut. Dank Garnett konnte ich es gerade noch verhindern, verhaftet zu werden. Mitten in dieser Anhörung kam ein Agent der Kunstdiebstahlabteilung des FBI ins Museum, um mit mir zu sprechen. Ich bin immer noch auf freiem Fuß, also können die Dinge gar nicht so schlecht laufen.«

»Soll ich kommen und dich abholen?«, fragte Frank.

»Ich muss noch mit meinem Tatortteam sprechen. Außerdem spaziert da immer noch dieser FBI-Agent durchs Haus. Den sollte ich auch im Auge behalten. Darüber hinaus muss ich die Leute im Museumsrestaurant noch etwas fragen.«

Sie erzählte ihm von Kingsleys Unfall und ihrem Verdacht über die Quelle der Schlafmittel.

»Ich weiß gar nicht, was ich sagen soll«, sagte Frank, als sie

geendet hatte.

»Ich weiß. Ich habe es nicht leicht.« Diane strich mit den Fingern über eine Druse, die auf Mikes Schreibtisch lag. Sie hob sie auf und musterte sie. Sie sah wie eine kleine Höhle voller glitzernder Kristalle aus.

»Du musst deine Sicherheitsleute im Museum alarmieren, dass sie auf dich aufpassen.«

Als Diane die Besorgnis in seiner Stimme hörte, bekam sie regelrechte Schuldgefühle. »Vielen Dank, dass du mich bei dir daheim wohnen lässt.«

»Du weißt doch, dass du so lange hierbleiben kannst, wie du willst.«

Sie legte die Druse wieder auf den Tisch und lehnte sich im Stuhl zurück. »Ich weiß, und das ist wirklich verlockend.«

»Wenn du tatsächlich mal wieder hier auftauchen solltest, zeige ich dir, was wirkliche Verlockungen sind«, sagte Frank.

Diane lächelte. »Dafür lohnt es sich wohl wirklich, sich etwas zu beeilen. Oh, das hätte ich jetzt fast vergessen. Die Marshals meinten, sie würden dich kennen. Chad Merrick und Dylan Drew. Kannst du dich an sie erinnern?«

»Ja. Ziemlich hartnäckige Burschen. Sie mögen es bestimmt gar nicht, dass sie noch keine Leiche gefunden haben.«

Das habe ich mir gedacht.

Als sie nach diesem Gespräch ihr Handy wegsteckte, wurde es ihr plötzlich flau im Magen. Sie bekam regelrecht Angst. Sie hatte das Gefühl, die Kontrolle über die Ereignisse hier zu verlieren, und dieser Gedanke ließ sie fast in Panik geraten. Sie packte Mikes Druse ganz fest und atmete einmal tief durch. Sie musste diese Rätsel – und zwar alle – unbedingt lösen, wenn ihre Welt nicht auseinanderfallen sollte. Sie stand auf und machte sich auf den Weg ins Restaurant. Sie hoffte, dass die junge Frau, die sie und Kingsley bedient hatte, auch heute

arbeitete.

Kapitel 26

Das Museumsrestaurant mit seinen hohen Backsteinbögen und gewölbten Sälen ähnelte einer mittelalterlichen Burg. Abends leuchteten auf allen Tischen Kerzen. Es war gemütlich, und das Essen war gut. An diesem Abend war fast jeder Tisch besetzt. Das war auch schon am Tag davor der Fall gewesen, als Diane mit Kingsley dort gegessen hatte. Sie schaute sich im ganzen Lokal um und entdeckte einige Bekannte. Sie fragte die Dame am Empfang, ob Karalyn heute Abend arbeiten würde. Sie bejahte. Diane bat sie, sie in das Büro des Managers zu schicken.

»Kein Problem. Ist alles in Ordnung?«, fragte die Empfangsdame etwas besorgt.

»Alles bestens«, antwortete Diane und hoffte, dass ihr Lächeln nicht so gezwungen wirkte, wie es war. »Bitten Sie sie nur, mich dort zu treffen.«

Diane hasste diese Art von Befragungen. Karalyn war jung und arbeitete seit einigen Monaten im Museumsrestaurant, um sich etwas Geld für ihr Studium an der Bartram-Universität zu verdienen. Diane konnte sich nicht vorstellen, dass sie ihren Gästen Schlafmittel ins Getränk schüttete. Diane eilte durch das Restaurant, ohne nach links und rechts zu schauen. Aus den Augenwinkeln sah sie, dass ihr jemand zuwinkte, tat aber so, als ob sie das nicht bemerkt hätte.

Sie betrat das Büro, einen kleinen Raum mit einem Schreibtisch, auf dem ganze Stöße von Papieren lagen. Sie setzte sich auf einen Stuhl und wartete.

»Entschuldigung, dass es so lange gedauert hat ... Jemand ist nicht zur Arbeit erschienen, und ich musste für ihn einspringen«, sagte Karalyn noch ganz außer Atem, als sie den Raum betrat.

»Fehlt jemand?«, fragte Diane und deutete auf einen Stuhl. Karalyn nahm Platz.

»Ein Kellner ist nicht erschienen, und der Manager kann ihn nicht erreichen. Das passiert in unserem Metier leider recht häufig. Einige Leute machen sich nicht einmal die Mühe, telefonisch abzusagen.« Sie runzelte die Stirn und strich ihren langen Rock glatt.

»Können Sie sich daran erinnern, dass ich gestern hier mit einem Herrn zu Abend gegessen habe?«

»Klar«, nickte Karalyn.

»Haben Sie die Getränke eingesehen, die Sie uns gebracht haben?«

»Warum ... Nein, tatsächlich hat das Bobby Banks gemacht«, sagte Karalyn. »Der Kellner, der heute nicht erschienen ist. Hat mit den Getränken etwas nicht gestimmt?«

»Warum hat er eingesehen und nicht Sie?«, fragte Diane.

Karalyns Stirnrunzeln vertiefte sich. »Er hat es mir angeboten«, sagte sie. »Es war so viel Betrieb. Ich dachte, er wolle mir einen Gefallen tun.« Sie machte eine kleine Pause. »Das war wohl nicht der Grund, oder?«

Diane schüttelte den Kopf. »Nein, eher nicht. Haben Sie seine Adresse?«

»Klar.« Karalyn sprang auf und ging zu einem Karteikasten hinüber.

»Ist Ihnen oder jemand anderem gestern an Bobby etwas Ungewöhnliches aufgefallen?«, fragte Diane, während Karalyn nach der Adresse suchte.

»Nein. Er war so wie immer. Witzig und freundlich. Wir mögen ihn alle. Er ist ein guter Kollege und versucht auch nicht, das Trinkgeld von anderen abzugreifen. Manchmal ist er vielleicht etwas seltsam. Er kann ein richtiger Kindskopf sein. Also, das ist jetzt wirklich komisch«, sagte Karalyn plötzlich.

»Was denn?«, fragte Diane.

»Seine Adresse: Rockwell Drive 1214«, antwortete sie.

»Der Rockwell Drive geht nur bis zur Nummer 800. Er würde also mitten im Wald wohnen«, sagte Diane.

»Das stimmt. Was geht hier vor?«, sagte sie und schaute Diane stirnrunzelnd an.

»Wie sieht er aus?«, fragte Diane.

»Blonde Haare. Blaugüne Augen. Schlank. Eigentlich richtig süß ... irgendwie ziemlich hübsch für einen Mann«, sagte Karalyn. »Nicht sehr groß. Ich würde ihn auf einen Meter fünfundsechzig schätzen. Mein Freund ist auch einen Meter fünfundsechzig groß, wissen Sie.«

»Haben Sie hier Spinde, wo Sie Ihre persönlichen Sachen aufbewahren?«, fragte Diane.

Karalyn nickte. »Das war eine seiner Eigentümlichkeiten«, sagte sie. »Er war übertrieben reinlich.«

»Was meinen Sie damit?«, fragte Diane.

»Er hat ständig alles abgewischt. Auch seinen Spind.« Sie dachte einen Moment nach. »Er hat seine Fingerabdrücke entfernt, nicht wahr?«

Karalyn hatte dieses Glitzern in den Augen, das Diane schon oft bei Leuten gesehen hatte, die sich plötzlich mitten in einer geheimnisvollen Geschichte befanden.

»Gut möglich«, sagte Diane.

»Können Sie mir sagen, was er gemacht hat?«, fragte sie aufgeregt.

»Ich weiß nicht, ob er irgendetwas angestellt hat«, sagte Diane. »Ich muss nur mit ihm sprechen.« Sie verabschiedete sich von Karalyn und ging durch das Restaurant in Richtung Ausgang.

»Diane.«

Sie erkannte die Stimme. Es war Kenneth Meyerson vom

Vorstand. Sie schaute zu dem Tisch hinüber, an dem er mit seiner Frau saß, und lächelte.

»Können Sie sich einen Moment zu uns setzen?«, fragte er.

Diane zögerte einen Augenblick. »Aber nur eine Minute. Wie geht es Ihnen und Evelyn?«

»Großartig. Wir gehen gleich zu einem Konzert auf dem Uni-Campus. Haben Sie schon einmal von August Kellenmeyer gehört?«, fragte Kenneth.

»Oh Ken, natürlich hat sie das«, sagte seine Frau.

Evelyn war eine zierliche Frau mit frech geschnittenen, kurzen dunklen Haaren und einem herzförmigen Gesicht. Sie erinnerte Diane an Clara Bow.

»In der Tat«, sagte Diane. »Einer meiner Lieblingspianisten.«

»Ich wollte Ihnen nur noch einmal sagen, wie sehr ich die Vorstandssitzung gestern genossen habe«, sagte Kenneth.

»Sie haben sie *genossen*? Sie hatten wohl in letzter Zeit nicht viel Unterhaltung.«

Er kicherte. »Ach, das können Sie ja gar nicht wissen. Bevor Sie kamen, sagte Barclay zu Vanessa: ›So etwas passiert, wenn es keine Aufsicht gibt. Sie müssen das unbedingt ändern. Der Vorstand muss mehr Macht bekommen. Ich werde Ihnen zeigen, wie man so etwas macht.‹ Dabei schlug er immer wieder mit der Hand auf den Tisch, als ob er Fliegen erschlagen wollte.« Kenneth lachte. »Und dann hat er uns gezeigt, wie man so etwas macht. Ich hatte mir schon gedacht, dass Sie ihm den Schneid abkaufen würden. Und das haben Sie ja dann auch getan.«

»Mir scheint, dass Sie mit ihm auch schon einmal aneinandergeraten sind«, sagte Diane.

»Das kann man wohl sagen. Als ich gerade mein Geschäft gegründet hatte, habe ich bei seiner Bank um ein Darlehen nachgesucht. Er hat mich wie den letzten Dreck behandelt, hat

mich nicht einmal angesehen, als er meinen Antrag ablehnte. Danach hat er mir einen Vortrag gehalten, dass es da draußen schon genug größere Computerunternehmen gebe und wie ich glauben könne, mit meiner Garagenfirma mit diesen in Konkurrenz treten zu können«, sagte er.

Kenneths Computerunternehmen war inzwischen recht erfolgreich. Trotzdem schien er Barclay diese Abfuhr immer noch nicht verzeihen zu haben.

»Sie haben es ihm dann ja gezeigt«, sagte Diane.

Kenneth machte eine abschätzige Handbewegung. »Er hat seitdem so viele Darlehen abgelehnt, dass ich bezweifle, dass er sich überhaupt noch an mich erinnert. Das Ganze ist schon einige Zeit her. Ich wollte Ihnen nur sagen, wie sehr ich diese Sitzung genossen habe.«

»Warum habt ihr ihn überhaupt in den Vorstand gewählt?«, fragte Diane.

»Ich war das nicht. Sie kennen ja Vanessa, Laura und Madge. Er stammt eben wie sie aus einer alten Rosewooder Familie. Laura glaubt, er sei nur ein etwas verdrießlicher onkelhafter Bursche, der es im Grunde gut meine. Tatsächlich geht er mit seinesgleichen auch ganz anders um. Vanessa dachte, wir könnten einen Banker gut gebrauchen. Ich glaube allerdings nicht, dass ihnen sein Auftritt gestern gefallen hat.«

»Mir hat er jedenfalls nicht gefallen«, sagte Diane. Sie wünschte Kenneth und seiner Frau noch einen schönen Abend und verließ sie in der Hoffnung, nicht noch jemand anderem über den Weg zu laufen. Als sie gerade aus dem Restaurant trat, lief sie Vanessa und Laura in die Arme, die ebenfalls dort gegessen hatten. Normalerweise hätte sie sich darüber gefreut. Heute war das anders. Sie erstarrte, als diese sie begrüßten.

Kapitel 27

Diane«, sagte Vanessa, »Laura und ich haben seit der Vorstandssitzung versucht, Sie zu erreichen. Und jetzt gibt es da noch diese neuen Zeitungsartikel. Jemand ist in Ihre Wohnung eingebrochen? Geht es Ihnen gut? Können wir kurz miteinander reden?«

Vanessa und Laura sahen aus, als ob sie das gleiche Konzert wie die Meyersons besuchen wollten. Beide trugen elegante Abendkleider.

»Aber nicht, dass ihr zu spät zu eurer Veranstaltung kommt«, sagte Diane.

»Wir haben noch etwas Zeit«, sagte Vanessa.

Beide starrten auf Dianas Stirn.

»Du bist verletzt«, sagte Laura.

»Nicht so schlimm«, wiegelte Diane ab. Sie schaute auf die Uhr. »Ich muss wirklich ...«

»Diane, bitte«, unterbrach sie Vanessa. »Können Sie nicht etwas Zeit für uns erübrigen?«

Diane zuckte die Achseln. »Aber nicht sehr lang.«

Sie führte sie hinüber zur Säugetierabteilung und schloss die Tür auf. Sie rief ihre Sicherheitsleute an und bat sie, die Tagesbeleuchtung im Museum noch etwas brennen zu lassen. Danach wählte sie Andies Nummer. Diese saß immer noch an ihrem Schreibtisch.

»Befragt Jacobs immer noch Kendel?«, erkundigte sich Diane.

»Ja. Ich habe sie in Ihren Konferenzraum gesetzt.«

»Okay, ich wollte mich nur vergewissern. Rufen Sie mich auf meinem Handy an, wenn Sie mich brauchen«, sagte sie.

Diane führte ihre Begleiterinnen zu einer Sitzgruppe im Pleistozän-Saal. Sie setzten sich direkt neben das Modell des

Riesenfaultiers.

»Jemand befragt Kendel?«, sagte Laura. »Geht es dabei um die ägyptischen Artefakte?«

»Ja. Ein FBI-Agent von der Kunstdiebstahlabteilung ist hier. Deshalb habe ich auch so wenig Zeit.«

»Sind sie tatsächlich gestohlen?«, flüsterte Laura.

Aus den Augenwinkeln meinte Diane ganz kurz einen Schatten in der Flora neben dem Smilodon, dem Säbelzahn tiger, auf der anderen Seite dieses Riesenraumes zu bemerken. Sie blickte einen Augenblick hinüber. Nichts. Sie fing wohl schon an, Gespenster zu sehen. *Reiß dich zusammen*, herrschte sie sich innerlich an und wandte ihre Aufmerksamkeit wieder ihren beiden Freundinnen zu.

»Das sind nicht die Artefakte, die wir gekauft haben. Das FBI prüft das Ganze derzeit nach. Es ist eine lange Geschichte, und ich erzähle sie euch ausführlich, wenn ich mehr Informationen und mehr Zeit habe.«

»Diane«, sagte Vanessa, »Sie sind wütend, nicht wahr?«

»Ich bin nur abgespannt, Vanessa. Auf Madge und Barclay bin ich allerdings immer noch wütend.«

»Madge hat es gut gemeint«, sagte Vanessa. »Sie verstand nur nicht, was sie damit in Gang setzte.«

»Gut gemeint ...« Diane schüttelte den Kopf. »Niemand scheint zu verstehen, welchen Schaden sie angerichtet hat. Dies wird dem Museum und Kendel für immer anhängen. Solche Anschuldigungen schafft man nie wieder aus der Welt. Hätte Madge die Reporterin einfach zu mir geschickt, anstatt etwas zu bestätigen, von dem sie nicht wusste, ob es wahr oder falsch war, hätte das Museum aus dem Ganzen als Held hervorgehen können. Jetzt sieht es so aus, als hätten wir etwas zu verbergen. Haben Sie schon die heutige Zeitung gelesen? Die Direktorin macht einen Rückzieher. Die haben einfach so

getan, als ob Madges Widerruf von mir gekommen sei.«

»Und wenn die Vorwürfe gegen Kendel stimmen?«, sagte Laura. »Ich weiß, dass du das nicht einmal in Betracht ziehen willst –«

»Natürlich ziehe ich das in Betracht. Aber selbst wenn diese Vorwürfe stimmten, hätte sich Madge immer noch falsch verhalten. Wenn sich Kendels Schuld tatsächlich herausstellen sollte, wird sich Madge sogar noch bestätigt fühlen. Wenn sie dann ein Reporter anruft und Kenneth betrügerischer Geschäftspraktiken, mich der Unterschlagung oder dich, Laura, der unethischen Behandlung deiner Patienten beschuldigt, kann Madge dies dann bestätigen, weil sie ihren Namen gerne in der Zeitung liest und sie ja auch das letzte Mal recht hatte.«

»So etwas wird bestimmt nicht noch einmal passieren«, sagte Laura.

»Warum nicht? Die Reporterin weiß jetzt, wen sie anrufen kann, wenn sie eine Information über jemanden haben möchte, der mit dem Museum zu tun hat. Damit hat sie ihrer journalistischen Pflicht Genüge getan. Sie kann für ihre Geschichte eine zuverlässige Quelle angeben und ihren Artikel veröffentlichen«, sagte Diane. »Immerhin ist Madge Vorstandsmitglied und ein verdienter Bürger unserer Stadt.«

Vanessa und Laura tauschten Blicke aus.

»Wir verstehen, was Sie meinen«, sagte Vanessa. »Und wir verstehen, welchen Schaden diese Sache angerichtet hat. Ich werde alles tun, was in meiner Macht steht, um ihn zu reparieren.«

Diane schaute wieder auf die Uhr.

»Das Ganze ist sicher sehr unangenehm«, sagte Laura, »aber –«

»Unangenehm? Laura, ich bin müde, und mein Tag ist noch lange nicht vorbei. Clymene O'Riley ist gestern aus dem

Gefängnis entflohen, und US-Marshals verhören mich deswegen, weil ich ihr letzter Besucher war. Jemand ist in meine Wohnung eingebrochen und hat sie dort letzte Nacht auf meinem Wohnzimmerboden umgebracht. Wenigstens hatten sie den Anstand, mich vorher durch Schlafmittel außer Gefecht zu setzen, damit ich nicht während dieses Blutbads aufwache. Während ich mich in einem dieser knappen Hemdchen, die kaum den nackten Hintern bedecken, im Untersuchungszimmer des Krankenhauses aufhielt, hat jemand versucht, mich umzubringen. Ich weiß nicht, ob das etwas mit Clymene oder den ägyptischen Altertümern zu tun hatte. Riddmann hätte mich danach wegen des Mordes an Clymene verhaftet, wenn ihn Garnett nicht glücklicherweise daran gehindert hätte.«

Diane atmete einmal tief durch. Sie war noch nie zuvor mit Laura oder Vanessa über Kreuz gewesen. Trotzdem tat ihr dieser Ausbruch wirklich gut.

»Gerade habe ich herausgefunden«, fuhr sie fort, »dass man nicht nur mir, sondern wahrscheinlich auch dem FBI-Profiler, der zu dieser Zeit bei mir war, Schlafmittel eingeflößt hat. Wahrscheinlich geschah dies im Museumsrestaurant, da er am Steuer einschlief und einen Unfall hatte, als er nach dem Abendessen von hier nach Hause fuhr. Außerdem kann ich erst in meine Wohnung zurück, wenn die Tatortreiniger die zwei Liter Blut von meinem Boden entfernt haben. Ja, Laura, das Ganze ist für mich sicher etwas unangenehm.«

Während sie sprach, erbleichten Laura und Vanessa zusehends. Sie hatten ihr mit weit geöffneten Augen und offenem Mund zugehört. Nun waren sie erst einmal sprachlos.

»Diane«, sagte Vanessa schließlich, »ich hatte ja keine Ahnung – die Zeitungen ...«

»Du kannst so lange bei mir bleiben«, sagte Laura. »Oder bei mir«, bot Vanessa an.

»Vielen Dank, wirklich. Ich weiß euer Angebot zu schätzen, aber ich wohne im Moment bei Frank. Jetzt muss ich aber wirklich gehen. Agent Jacobs ist immer noch irgendwo im Museum.« Sie fühlte sich im Kopf plötzlich viel freier. Manchmal war es gar nicht so schlecht, sich mal so richtig Luft zu machen.

Vanessa legte eine Hand auf Dianas Arm. »Was bedeutet das alles?«, fragte sie. »Ist Clymene O'Riley wirklich tot? Ich kann nicht sagen, dass ich um sie trauern würde. Archer O'Riley war ein guter Mann. Ich habe ihn sehr gemocht.«

»Sie ist tot, aber wir haben ihre Leiche noch nicht gefunden. Jemand schleppte sie aus meiner Wohnung in meinen Wagen und hat sie irgendwo entsorgt.« Sie machte eine kleine Pause und schaute zu dem Säbelzahn tiger hinüber. Dessen lange scharfe Fangzähne erinnerten sie an das Messer, das in ihrem Auto gefunden wurde.

»Aber warum das alles?«, fragte Vanessa.

»Ich weiß es nicht«, sagte Diane. »Nichts davon ergibt einen Sinn. Wenn der Angriff im Krankenhaus tatsächlich mit dem Mord in meinem Apartment zusammenhing, warum haben sie mich dann nicht bereits dort umgebracht? Ich war ja völlig wehrlos. Auf Grund einer Bemerkung des Angreifers glaube ich, dass der Überfall im Krankenhaus etwas mit den Artefakten zu tun hatte. Er dachte wohl, dass ich mit gestohlenen Altertümern handle. Warum er das tat, weiß der Himmel. Jetzt muss ich aber wirklich los. Ich lasse euch noch hinaus.«

Nachdem Diane sich von Laura und Vanessa verabschiedet hatte, eilte sie in ihr Büro. *Das Messer*, musste sie denken. Warum hatte man es gereinigt und danach doch in ihren Wagen gelegt, der vor Clymenes Blut nur so troff? Das ergab keinen Sinn. Aber was das betraf, ergaben weder Clymenes Ermordung noch die gestohlenen Artefakte einen Sinn.

Kapitel 28

Als Diane Andies Büro betrat, hatte Agent Jacobs gerade sein Gespräch mit Jonas Briggs beendet. Jonas setzte sich neben Kendel auf Andies Sofa. Diane betrachtete die beiden. Sie schienen nicht am Boden zerstört, also musste die Befragung gut gelaufen sein. Sie lächelte sie an und ging in ihr Büro, wo Agent Jacobs gerade seine Notizen einpackte. Er schaute zu ihr hoch.

»Ich bin Ihnen für Ihre Kooperation wirklich dankbar«, sagte er. »Sie wissen gar nicht, wie oft Museen mauern, wenn ich Untersuchungen durchführe.«

Wenn Mauern helfen würde, würde ich das vielleicht auch tun, dachte sie. »Wir müssen das unbedingt aufklären«, sagte sie. »Haben Sie eine Idee, wem die Artefakte gehören?«

»Nur der Gürtel steht in der Datenbank, aber ich bin noch nicht dazu gekommen, meine Quellen über die neuesten Diebstähle zu sichten«, sagte er.

»Besteht eine Chance, dass wir die Stücke, die wir gekauft haben, doch noch bekommen? Ich nehme an, Sie wissen nicht, ob sie bei diesem Feuer verbrannt sind?«

»Nicht das ganze Gebäude wurde vernichtet. Wir inventarisieren gerade die geretteten Stücke. Glücklicherweise bestehen viele von ihnen aus Stein. Es dürften also einige überlebt haben. Ich hasse den Gedanken, dass alle diese Altertümer für immer verloren sein könnten.« Er seufzte.

Diane konnte sehen, dass er seine Arbeit, die Rettung unschätzbarer Kunstwerke, wirklich liebte.

»Ich hatte noch keine Gelegenheit, Ihre Bücher einzusehen«, sagte er. »Ich werde also morgen noch einmal kommen müssen.«

»Lassen Sie mich wissen, was Sie benötigen«, sagte sie.

»Kingsley kommt morgen auch vorbei. Vielleicht laufen Sie sich über den Weg.«

Jacobs verzog das Gesicht. »Ist er wirklich schon wieder ganz auf dem Damm?«

»Wahrscheinlich nicht, aber diese Sache mit Clymene ruft ihn wohl wie Sirenengesang hierher«, sagte Diane.

Jacobs lächelte. »Muss sie wohl. Vielleicht können Sie beide mir während eines gemeinsamen Essens mehr erzählen. Langsam werde ich selbst neugierig.«

Diane hätte ihn gerne gefragt, wie seine Untersuchung bisher verlaufen sei, aber sie wusste, dass er ihr das nicht erzählen würde. Sie brachte ihn zur Tür und gab ihm noch die Adresse einer guten Frühstückspension.

Sie kehrte in ihr Büro zurück, um sich Jonas und Kendel zu widmen. »Ich bin wirklich untröstlich«, beteuerte Jonas. »Als Archäologiekurator dieses Museums habe ich völlig versagt. Ich weiß nicht, wie das passieren konnte.«

»Es ist nicht Ihr Fehler«, sagte Diane. »Ich bitte Sie, mein Vorstand benimmt sich schon unlogisch genug. Fangen Sie jetzt nicht auch noch an.«

»Das Ganze ergibt einfach keinen Sinn«, sagte Kendel. »Das habe ich auch Agent Jacobs erzählt.« Sie hatte sich die Schuhe ausgezogen und massierte jetzt ihre Füße.

»Es muss einen Sinn ergeben. Wir haben nur den Schlüssel noch nicht gefunden. Warum gehen Sie nicht heim und ruhen sich aus? Sie können morgen etwas später kommen, wenn Sie möchten.«

»Er kommt morgen wieder«, sagte Kendel. »Er meinte, er habe vielleicht noch ein paar Fragen. Ich möchte nicht, dass es aussieht, als ob ich ihm aus dem Weg gehen wollte.«

»Okay«, sagte Diane. »Wenn Sie sich morgen ein bisschen entspannen wollen, können Sie das Sofa in meinem Büro

benutzen.«

Ihr fiel ein, dass sie Kendel vielleicht hätte etwas entlasten können, wenn sie Jacobs erzählt hätte, was dieser Kerl bei dem Überfall im Krankenhaus zu ihr gesagt hatte. Aus diesem Blickwinkel hatte sie das noch gar nicht betrachtet. Sie würde das morgen nachholen. Vielleicht konnte sie morgen auch wieder klarer denken.

»Wir kommen schon noch dahinter. Ich habe David darauf angesetzt, und der ist in solchen Sachen wirklich gut«, versuchte sie beide zu beruhigen.

Kendel lächelte. »Er hat mir mehr Fragen gestellt als der FBI-Agent.«

»Wird das dem Museum auf Dauer schaden?«, fragte Jonas, der immer noch trübe dreinschaute.

»Ich sage Ihnen jetzt, was ich meinem Vorstand erzählt habe. Früher oder später musste uns so etwas passieren. Wir erwerben unsere Objekte in einem Umfeld, in dem es von Schmugglern und Dieben nur so wimmelt. Manchmal führt das zu Problemen. Genau das ist jetzt geschehen. Aber das kommt schon wieder in Ordnung.«

Diane wandte sich Kendel zu. »Vanessa versprach mir, alles in ihrer Macht Stehende zu unternehmen, um Ihren Ruf wiederherzustellen. Sie mussten bisher unter der Sache am meisten leiden. Wir alle werden Sie unterstützen.«

Kendel nickte. »Bisher hatten die Leute eher vor mir Angst als umgekehrt. Ich bin das Ganze einfach nicht gewohnt. Ich weiß wirklich nicht, was passiert ist.«

»Es traf Sie in der Tat aus heiterem Himmel. Aber Ihr Glück kommt schon wieder zurück«, sagte Diane. »Jetzt sollten Sie beide heimgehen. Sie auch, Andie.«

»Ich habe ihnen gesagt, dass Sie das alles regeln werden.«

Diane hoffte, dass sie recht hatte. Aber wenigstens würde sie

ihr Vertrauen in sie heute Nacht gut schlafen lassen.

»Wie können wir helfen?«, fragte Jonas.

»Im Moment sollten Sie mit Jacobs kooperieren. Er sucht zwar nach einem Schuldigen, aber ich glaube nicht, dass er uns einfach so etwas anhängen wird«, sagte Diane. »Denken Sie auch daran, dass diese Artefakte bisher noch niemand als die seinen beansprucht hat. Nur ein Stück, der Gürtel, steht auf der nationalen Liste gestohlener Kunstgegenstände des FBI, und der wurde vor fünfzig Jahren gestohlen. Bisher gibt es tatsächlich noch gar kein Verbrechen. Die Artefakte waren gerade erst eingetroffen, als die Zeitungsartikel erschienen. Wir können beweisen, welche Objekte wir kaufen wollten. Ich habe Jacobs unsere Ägyptenausstellung gezeigt und ihm erklärt, inwiefern die von uns bestellten Stücke diese ergänzen würden. Die Altertümer, die uns *Golden Antiquities* geschickt hat, passen da gar nicht hinein. Wir sind hier die Opfer, weil wir nicht erhielten, was wir bestellt und bezahlt haben.«

»Wenn Sie es so darstellen, klingt es gar nicht mehr so schlimm«, sagte Jonas. »Trotzdem hasse ich es, dass ausgerechnet meine Abteilung für den ersten Skandal gesorgt hat.«

»Das liegt einfach an der Art der archäologischen Ausstellungsstücke«, sagte Andie. »Niemand wird auftauchen und Mike beschuldigen, seine Steine gestohlen zu haben.«

Diane lachte. Das tat gut. Selbst Jonas und Kendel kicherten leise.

»*Golden Antiquities* ist abgebrannt. Das hat mir David erzählt«, sagte Kendel. »Randal Cunningham junior kam dabei um. Betrifft uns das in irgendeiner Weise?«

»Nur wenig, glaube ich«, sagte Diane. »Anscheinend war Cunningham junior in dunkle Machenschaften verstrickt. Das FBI beobachtete ihn schon seit längerem. Jacobs meinte, der

Vater sei noch sauber gewesen.«

Kendel stand auf, glättete ihren Rock und schlüpfte in ihre Schuhe. »Diane, danke für Ihre Unterstützung. Sie wissen gar nicht, was das für mich bedeutet. Jeder hier ... Ich wüsste nicht, was ich ohne diese Solidarität tun würde.«

»Okay, ich gehe jetzt, bevor ich zu weinen anfangen«, sagte Andie. Sie stand auf und hängte sich ihre Tasche über die Schulter.

»Was haben Sie denn in diesem Ding?«, fragte Jonas. »Steine aus der Geologieabteilung?«

»Kennen Sie diese Keramikfliesen mit den Abdrücken einer Wolfspfote, die im Museumsladen verkauft werden? Ich habe acht davon gekauft. Ich finde die einfach toll.« Andie grinste.

Diane rief die Sicherheitsabteilung an und bat sie, in den Ausstellungsräumen auf Nachtbeleuchtung umzuschalten. Sie hatte gewartet, bis Agent Jacobs das Gebäude verlassen hatte. Nachts brannte vor allem die Bodenbeleuchtung, so dass man sich im Museum nur noch schwer zurechtfinden konnte, wenn man es nicht so gut kannte.

»Ich sehe Sie alle morgen«, sagte Diane. »Schlafen Sie gut, und denken Sie daran, was ich Ihnen gesagt habe. *Wir* sind die Opfer in diesem Fiasko. Wir sollten uns also nicht wie Verdächtige benehmen.«

Die drei verließen den Raum. Eigentlich wäre sie auch gerne heimgegangen, aber sie musste zuvor noch mit ihrem Tatortteam sprechen. Sie hatte sie seit letzter Nacht kaum gesehen. Es gingen ihr so viele Dinge im Kopf herum. Sie wollte ihre Meinung über all diese Probleme hören.

Sie löschte das Licht in ihrem Büro, schloss es ab und nahm dann eine Abkürzung durch den Pleistozän-Saal, dessen riesige Megafauna im Dunkeln fast bedrohlich wirkte. Hauptstück der Abteilung war das Skelett eines Wollmammuts.

Mit seiner Schulterhöhe von vier Metern war es wirklich beeindruckend. Es stand kurz hinter dem Eingang und grüßte von dort die Besucher in der Eingangshalle. In der Dunkelheit sah es beinahe lebendig aus. Sie lächelte, als sie auf dem Weg zu den Aufzügen an ihm vorbei die Säugetierabteilung betrat.

Das Gehirn und seine Bildverarbeitung sind eine seltsame Sache. Diane reagierte, noch bevor ihr bewusst wurde, dass sie im Glas des Wolfsdioramas eine Spiegelung gesehen hatte.

Kapitel 29

Diane hielt blitzschnell den Arm vors Gesicht, gerade als ihr jemand eine Schlinge über den Kopf zog. Der Angreifer, ein schwarzer Schatten, dessen Spiegelbild sie nur ganz schwach auf der dunklen Glasscheibe gesehen hatte, zog mit aller Macht an der Schlinge, um sie zu erwürgen. Dianas Hand erwischte den Knoten im Seil. Sie versuchte, das Seil von ihrem Hals wegzudrücken und aus der Schlinge nach unten herauszuschlüpfen. Sie trat dem Aggressor auf den Spann und rammte ihm einen Ellbogen in die Rippen. Gleichzeitig schrie sie aus Leibeskräften.

»Warum stirbst du nicht einfach, du Schlampe?« Seine Stimme war ein flüsterndes Grunzen.

Diane erkannte die Stimme. Es war der Angreifer aus dem Krankenhaus.

Wieder schlug sie ihn mit dem Ellbogen. Sie hielt immer noch das Seil fest, aber er drückte ihre eigene Hand gegen ihren Hals, bis sie keine Luft mehr bekam. Mit der anderen Hand gelang es ihr schließlich, das Seil zu erfassen. Als sie daran zog, konnte sie plötzlich wieder atmen. Sie trat ihn mit voller Wucht gegen das Schienbein.

»Ich hasse dich«, zischte er. »Ich hasse dich, du Schlampe. Warum mischst du dich ein? Du machst alles kaputt. Das hier ist dein Ende.« Seine Worte klangen scharf wie Säure, und er spuckte sie in kurzen, heiseren Schüben regelrecht aus.

Seine Wut verlieh ihm neue Stärke. Aber auch Diane schoss in ihrer Panik das Adrenalin durch die Adern. Sie konzentrierte sich nur noch darauf, freizukommen. Sie rammte ihm ihren sechs Zentimeter hohen Schuhabsatz in den Fuß, während sie gleichzeitig wütend am Seil zerrte.

Plötzlich fiel er seitwärts zu Boden, wobei er Diane mit sich

riss. Beim Aufprall stöhnte er. Diane zog sich das Seil über den Kopf und rappelte sich gerade auf, um wegzulaufen, als sie Andies Silhouette erkannte, die ihm ihre Tasche auf den Kopf schlug.

Als ihr Diane beistehen wollte, kam der Angreifer wieder auf die Beine und schlug nach Andie. Diese prallte gegen eine Ausstellungsvitrine. Er rannte auf die Tür zu, die ins Restaurant führte. Das Schloss der Türen war so eingerichtet, dass es sich öffnete, wenn Leute von innen nach außen drängten.

Er zog sich die schwarze Skimaske vom Kopf, als er die Tür öffnete und in der Menge verschwand, die gerade das Restaurant verließ, um zum Konzert zu gehen.

Diane kniete sich neben Andie nieder.

»Andie, sind Sie okay?«

»Alles in Ordnung.« Sie rappelte sich wieder auf. »Wir müssen diesen Burschen kriegen!«

Sie rannte durch die Tür dem Angreifer hinterher, bevor Diane noch etwas sagen konnte. Sie folgte ihr.

Diane jagte Andie nach, obwohl sie nicht einmal wusste, ob der Aggressor tatsächlich diesen Weg gewählt hatte. Sie lächelte die Leute freundlich an, die ihr auf dem langen Gang begegneten, der vom Restaurant zum Haupteingang des Museums führte. Glücklicherweise versuchte niemand, sie anzusprechen. Als sie durch den Haupteingang trat, sah sie Andie quer über den Parkplatz rennen.

Verdammt.

Diane folgte ihr im Laufschrift. In der Ferne erkannte sie tatsächlich den Rücken des Angreifers, der gerade im Wäldchen am Ende des Parkplatzes verschwand. Diane lief noch etwas schneller und schwor sich, künftig immer Laufschuhe zu tragen, egal, was sie sonst anhaben mochte. Sie holte Andie kurz vor dem Wäldchen ein.

»Halten Sie an, Andie. Dieser Mann ist gefährlich. Laufen Sie ihm nicht weiter hinterher.«

»Aber –«

»Kein Aber.« Diane legte ihr den Arm um die Schulter.
»Danke, dass Sie mir das Leben gerettet haben.«

Andie war völlig außer Atem und begann jetzt zu zittern. »Ich hatte etwas im Büro vergessen und hörte Sie dann schreien.«

»Saß denn in der Eingangshalle kein Wachmann?«, fragte Diane.

»Nein.« Andie schüttelte den Kopf. »Ich glaube, künftig wird sich niemand mehr über meine schwere Tasche lustig machen.«

»Ich jedenfalls nicht«, sagte Diane. In der Ferne hörte sie, wie jenseits des Wäldchens ein Motor angelassen wurde. »Rufen Sie den Sicherheitsdienst. Folgen Sie mir auf keinen Fall.«

Diane lief durch das Unterholz. Sie wusste, wo dieses Auto stand. Gleich hinter dem Wäldchen endete eine ungeteerte Zufahrtsstraße. Dort hatte er außerhalb des Beobachtungsbereichs der Sicherheitskameras seinen Wagen geparkt. Sie rannte, so schnell sie konnte, ohne das Gleichgewicht zu verlieren.

Ich muss in Zukunft wirklich meine Laufschuhe anziehen. Solche Absätze sind absolut ungeeignet.

Als sie aus den Bäumen heraustrat, verschwand der Wagen gerade hinter einer Kurve. Er war schon zu weit weg, um das Nummernschild noch erkennen zu können. Es war ein Geländewagen, ein Tahoe, dachte sie, war sich aber nicht sicher. Im schwachen Licht der schmalen Mondsichel konnte sie nur noch die Umrisse des Fahrzeugs ausmachen.

Sie kehrte durch das Wäldchen zurück, Andie hatte auf sie gewartet. Im gleichen Moment preschte ein weißer Jeep Cherokee heran, aus dem zwei Wachleute heraussprangen.

»Was ist passiert?«, fragte der Ältere.

Beide waren noch nicht lange dabei. Chanell Napier, die Leiterin des Sicherheitsdienstes des Museums, hatte sie erst vor einem Monat eingestellt.

»Ich wurde gerade in der Säugetierabteilung überfallen«, sagte Diane und schaute sie durchdringend an. »Meine Assistentin Andie hat mich gerettet. Am Empfang in der Eingangshalle hielt sich zu dieser Zeit kein Wachmann auf.«

»Es tut mir leid«, sagte der Jüngere. »Ich war nur eine Minute weg, um im Büro etwas zu holen. Das liegt gleich hinter der Eingangshalle. Es kann also nicht lange gedauert haben.«

Er sah nicht älter als zweiundzwanzig aus, wahrscheinlich ein Student. Viele Aushilfswachen waren Studenten.

»Es war lange genug«, sagte Diane. »Ich werde Sie alle rote Hemden tragen lassen, bis so etwas nicht mehr passiert.« Diane machte sich auf den Rückweg ins Museum.

»Was meint sie damit?«, hörte sie den Jüngeren fragen.

»Das geht auf *Star Trek* zurück«, erklärte der Ältere. »Dort sind die Leute, die rote Hemden trugen, meist kurz darauf gestorben.«

»Ich muss mir das Video der Überwachungskamera anschauen«, rief Diane ihnen noch zu.

Sie fragte sich, ob es wirklich eine so gute Idee war, Studenten für einen solchen Job anzustellen. Tatsächlich hatten sich in den letzten Monaten einige Leute nach Ende der Öffnungszeiten ins Museum eingeschlichen.

Jin suchte die Schotterstraße hinter dem Wäldchen nach Reifenspuren ab, um davon Abgüsse zu machen. Neva hatte auf Andies Tasche zwei Haare gefunden, die sich in deren Metallteilen verwickelt hatten. Diane, Garnett und David saßen im Sicherheitsbüro und schauten sich auf dessen Bildschirm

das Videoband an, auf dem der Angreifer zu sehen war. Hinter ihnen stand Frank und verfolgte ebenfalls aufmerksam die Geschehnisse auf dem Monitor. Unglücklicherweise war nie das Gesicht des Angreifers zu erkennen. Es gab nicht einmal ein undeutliches Bild, das David hätte bearbeiten können.

»War das derselbe Kerl wie im Krankenhaus?«, fragte Garnett.

»Ja, da bin ich mir sicher«, sagte Diane. »Und es scheint mir was sehr Persönliches zu sein. Zuerst dachte ich, es habe etwas mit den Artefakten zu tun, aber jetzt weiß ich nicht so recht.« Ihr fiel ein, dass sie ihn vielleicht schon früher gesehen hatte, als sie sich mit Laura und Vanessa unterhalten hatte: der flüchtige Schatten in der Flora neben dem Säbelzahn tiger. Sie schauderte.

»Was ist mit dem Überfall in Ihrer Wohnung? Glauben Sie, dass das ebenfalls dieser Typ war?«, fragte Garnett weiter.

Diane zögerte einen Moment. Er hatte sie aus ihren Erinnerungen gerissen. »Dieser Kerl wollte mich wirklich umbringen«, sagte sie. »Wenn ich so wehrlos wie in meinem Apartment gewesen wäre, hätte er es bestimmt geschafft. Offen gesagt, ich weiß nicht, was hier vorgeht. Sie hätten ihn hören sollen, als er sagte, wie sehr er mich hasst. Das war ... das kam aus tiefer Seele. Er meinte es wirklich ernst.«

»Fällt Ihnen jemand ein, der sich in letzter Zeit von Ihnen beleidigt gefühlt haben könnte?«

»Niemand außer Riddmann«, sagte Diane.

Garnett verzog das Gesicht. »Ich bin Ihnen übrigens sehr dankbar, dass Sie sich bei ihm entschuldigt haben. Ich weiß, dass Ihnen das schmerzlich gefallen ist.«

»Gar nicht so sehr«, sagte Diane. »Ich habe die Finger gekreuzt.« Sie betrachtete wieder das Video. »Kann man sein Gesicht wirklich nirgends erkennen? Vielleicht auf einer

spiegelnden Oberfläche?«

»Ich habe bisher nichts gesehen«, sagte David.

»Da gibt es auch nichts zu sehen«, sagte Frank. »Er muss gewusst haben, wo die Kameras sind.«

»Spürt er mir nach?«

»Muss er wohl«, sagte Frank. »Wie hätte er sonst wissen können, dass du im Krankenhaus bist und wie er dich hier erwischen kann?«

»Verdammt! Was zum Teufel habe ich diesem Typen getan, dass er mich derart hasst?«

»Ich habe keine Ahnung«, sagte Garnett. »Die Antwort müssen Sie finden. Gehen Sie heim, und ruhen Sie sich etwas aus. Vielleicht fällt Ihnen morgen früh etwas ein.«

»Gab es Spuren im Untersuchungsraum des Krankenhauses?«, fragte Diane.

»Fehlanzeige«, sagte Garnett. »Ein Arzt kam und setzte sich über Ihre Anweisungen hinweg. Er meinte, er brauche den Raum unbedingt für seine Patienten, und ließ ihn säubern.«

Diane stieß einen Fluch aus.

»Haben wir sonst noch etwas?«

»Wir haben schwarze Nylonfasern auf deinem Krankenhaushemd gefunden«, sagte David.

»Seine Skimaske«, sagte Diane. »Wahrscheinlich die gleiche, die er heute getragen hat.«

Sie schaute vom Monitor hoch. »Ich gönne mir jetzt etwas Schlaf. Wenn Sie den Angreifer finden«, sagte sie zu Garnett, »lassen Sie es mich wissen, damit ich ihm meine Reinigungsrechnung schicken kann.«

Bevor sie das Museum verließ, vergewisserte sie sich noch, dass ihr Tatortteam und Andie tatsächlich heimgingen. Nur Jin teilte ihr mit, er werde in seinem Labor bleiben. Jin hatte das DNA-Labor entworfen, das Diane im Untergeschoss des

Westflügels eingerichtet hatte. Dort gab es jetzt auch zwei kleine Schlafzimmer mit jeweils zwei Feldbetten und Badezimmern. Mit ihren Fliesen und ihren glänzenden Metallflächen wirkten sie wie die Schlafkabinen auf einem Raumschiff. Diane vermutete, dass er oft die Nächte dort verbrachte. David hatte ihr erzählt, dass er stundenlang einfach in der Mitte des Labors stehe und voller Bewunderung dessen Apparaturen betrachte. Diane konnte sich das gut vorstellen.

»Hast du wegen mir einen ganzen Arbeitstag versäumt?«, fragte Diane Frank auf der Fahrt zu seinem Haus.

»Nein. Ich konnte meine Arbeit daheim erledigen. Ich musste einige Rechnungsbücher durchschauen und sie mit gewissen anderen Daten abgleichen. So etwas mache ich sogar lieber in der Ruhe meiner Wohnung als in meinem lauten Büro«, sagte er.

»Da bin ich aber erleichtert. Ich hatte schon fast ein schlechtes Gewissen, dass du ständig meinen Babysitter spielen musst.«

Frank nahm ihre Hand. »Ich lasse uns heute Abend von unserem Lieblingslokal das Essen bringen. Ich dachte, wenn du schon mein Gast bist, könnte ich das auch ausnützen«, sagte er und küsste ihre Handfläche.

»Wow. Ich kann das Dessert kaum erwarten«, sagte sie.

Wenn Frank in echt romantischer Stimmung war, war das besser als ein Urlaub am Strand oder in den Bergen oder selbst die Begehung einer Höhle – auf jeden Fall besser, als eine Nacht durchzuschlafen. Frank hatte eine Begabung fürs Romantische. Als Diane am nächsten Morgen ins Museum kam, fühlte sie sich ihren Aufgaben wieder völlig gewachsen.

Sie stellte ihren Museumswagen, den ihr ein Sicherheitsmann zu Franks Haus gebracht hatte, auf ihrem Privatstellplatz ab und ging erst einmal ins Sicherheitsbüro. Da Chanell Napier gerade

ihren zweiwöchigen Jahresurlaub nahm, war ihr Stellvertreter C. W. Goodman im Moment Sicherheitschef des Museums. Er erwartete sie bereits.

Goodmans Haare waren so kurz geschnitten, dass man nicht einmal mehr erkennen konnte, ob er blond oder vorzeitig ergraut war. Er war ein dünner, knochiger Mann, der sein ganzes bisheriges Berufsleben, das Diane auf etwa fünfzehn Jahre schätzte, bei Sicherheitsdiensten verbracht hatte.

»Ich dachte mir, dass Sie als Erstes hierherkommen würden«, sagte er.

Seiner Körperhaltung war ein gewisses Schuldbewusstsein anzusehen. Er sah wirklich unglücklich aus, als er ihr einen Stuhl anbot.

Diane setzte sich nicht darauf, sondern stellte sich dahinter und stützte sich mit den Händen auf die Lehne.

»Ich weiß, wie schwer es ist, ungebetenen Gästen den Zugang zu einem Gebäude zu verwehren, das bis in den Abend hinein von so vielen Menschen besucht wird. Ich weiß auch, dass es in diesem Museum für Entschlossene Hunderte von Versteckmöglichkeiten gibt – und entschlossen war dieser Kerl auf jeden Fall«, sagte sie.

»Das stimmt, Ma'am«, sagte Goodman.

»Andererseits dachte ich bisher, dass es eine Vorschrift gibt, dass niemand nach Schließung des Museums ohne zwingenden Grund seine Wachstation verlassen darf«, fuhr sie fort.

»Auch das stimmt. Ich kann nur sagen, dass Adam eine falsche Entscheidung traf. Er wusste, dass er nur eine Minute weg sein würde, und wollte deswegen keinen anderen Wachmann behelligen. Ich glaube, er hat seine Lektion gelernt. Eine Minute ist unter solchen Umständen bereits zu lang. In einer Minute kann viel passieren«, sagte Goodman.

»Das ist wohl wahr. Ich möchte, dass Sie der gesamten Wachmannschaft noch einmal klarmachen, dass die Vorschriften, die Napier erlassen hat, ihren Sinn haben und unbedingt zu beachten sind.« Diane machte eine kleine Pause. »Mir ist bewusst, dass es in einem solchen Museum erst einmal kein großes Sicherheitsproblem zu geben scheint und man deshalb einige Vorschriften vielleicht etwas laxer auslegt. Sicher ist das hier nicht das Nato-Hauptquartier. Trotzdem müssen wir uns gegen alle möglichen Gefahren sichern. In diesem Gebäude gibt es viele wertvolle Gegenstände und eine Menge Leute, die es zu schützen gilt.«

Diane wusste, dass etliche ihrer Wachleute sie für das einzige Sicherheitsrisiko hielten. Sie konnte das allmählich gut nachvollziehen. Als sie mit ihrer Standpauke für Goodman fertig war, ging sie in ihr Büro. Wie üblich saß Andie bereits an ihrem Schreibtisch.

»Geht es Ihnen gut?«, fragte Diane.

»Geht es mir doch immer. War das eine Aufregung gestern Abend. Jetzt weiß ich auch, warum Sie so viel Spaß haben«, sagte sie.

Ich habe viel Spaß? Das wusste ich noch gar nicht. »Andie, noch einmal vielen Dank für Ihren Beistand. Was allerdings die Verfolgung dieses Kerls angeht, das tun Sie bitte nie wieder. Er ist sehr gefährlich – wer immer er ist.«

»Ich weiß, aber ich war so voller Adrenalin.«

»Das verstehe ich ja, und ich bin wirklich sehr dankbar, dass Sie gerade in diesem Moment aufgetaucht sind. Ich möchte nur nicht, dass Sie zu Schaden kommen.«

»Ja, ich weiß. Darum habe ich es auch nicht meiner Mutter erzählt«, sagte Andie.

Diane lächelte. »Gab es heute schon etwas Berichtenswertes?«

»Wir bekommen immer noch Telefonanrufe und E-Mails wegen dieser Artefakte. Einige Spender haben ihre Spenden zurückgezogen. Ich finde das ziemlich unfair«, sagte Andie.

»Das ist ihre freie Entscheidung. Noch etwas?«

»Ja, etwas *wirklich* Verrücktes«, sagte Andie.

»Das muss es wohl sein, wenn Sie es verrückt nennen. Eigentlich sind verrückte Dinge bei uns langsam etwas ganz Normales.«

»Sie wissen ja, dass ich Ihre Post öffne«, sagte Andie.

»Nun, das gehört zu Ihren Aufgaben. Ich nehme an, Sie haben dabei etwas Seltsames gefunden.«

»Das kann man wohl sagen.«

Andie holte ein dickes Päckchen aus der Schublade und legte es auf die Schreibtischplatte.

»Was ist drin?«, fragte Diane.

»Geld. Ein Haufen Geld.«

Kapitel 30

Geld?«, fragte Diane verblüfft. »Wie viel?«

»Ich habe es noch nicht gezählt, aber es muss ganz schön viel sein.« Andie holte ein Bündel Geldscheine aus dem großen Umschlag. »Da drin sind etliche solcher Bündel. Alles Hundert-Dollar-Noten.«

Diane nahm den Stapel Banknoten in die Hand und fächerte ihn auf. So viele Abbildungen Ben Franklins hatte sie selten auf einem Haufen gesehen ...

»Ist das eine Spende fürs Museum? Liegt ein Brief bei?«, fragte Diane.

»Nicht gerade ein Brief.«

Andie holte ein Stück Papier aus dem Umschlag. Sie hielt dessen Rand zwischen Daumen und Zeigefinger und legte es auf den Schreibtisch. Diane schaute das weiße Blatt Papier an, auf das jemand in großen Druckbuchstaben ein einziges Wort geschrieben hatte: SCHLAMPE.

»Also, das verwirrt mich jetzt«, sagte Diane. »Sie haben recht. Das ist verrückt, selbst für unsere Verhältnisse. Steht irgendwo ein Absender?«

»Nein«, sagte Andie. »Was mache ich nun damit? Ich meine, ich kann es doch nicht verbuchen, oder?«

»Nein, ich glaube nicht –«

Mitten in Dianas Satz öffnete sich die Tür. Andie steckte das Geldbündel blitzschnell in den Umschlag zurück.

»Agent Jacobs«, sagte Diane, »Sie sind aber früh auf den Beinen.«

Er schaute auf die Uhr. »Es ist noch früh? Ich dachte, ich hätte verschlafen.« Er blickte von Diane zu Andie.

Wir müssen beide schuldbewusst aussehen, dachte Diane.

»Kann ich mir jetzt Ihre Rechnungsbücher anschauen?«, fragte

er.

Diane runzelte die Stirn, dann griff sie nach dem Päckchen und dem Blatt Papier. »Wir müssen erst einmal miteinander reden.«

Dianes Bürotür war rechts hinter Andies Schreibtisch. Diane führte Agent Jacobs in ihren Konferenzraum, wo er bereits Jonas und Kendel befragt hatte. Dabei sah der Raum nicht wie ein Verhörzimmer, sondern eher wie ein gemütliches Wohnzimmer aus. Er war in verschiedenen Grüntönen gehalten. In der Mitte stand ein großer runder Eichentisch mit gepolsterten Eichenstühlen. Dahinter standen im rechten Winkel zueinander zwei goldgrüne bequeme Plüschsofas. Diane hatte schon manche Nacht auf ihnen verbracht. Die Wände hatten denselben Farbton wie die Sofas. Sie verliehen dem Raum einen leichten Goldglanz. Daneben lagen ein großes Badezimmer und eine Toilette. In der Ecke stand ein großer Schrank, in dem Diane Kleidung zum Wechseln aufbewahrte.

Sie schloss die Tür hinter ihnen. »Darf ich Ihnen etwas zum Trinken anbieten?«, fragte sie.

»Nein, ich habe gerade gefrühstückt. Vielleicht später.« Er studierte sie einen Moment. »Es scheint etwas Ernstes zu sein«, sagte er und lächelte sie an, als ob es das gar nicht wäre.

Er und Ross Kingsley vertreten offensichtlich die FBI-Denkschule, die Freundlichkeit für das bessere Mittel hält, dachte sie, als sie seine strahlend weißen Zähne betrachtete. Sie fragte sich, inwieweit es seine Methode war, das Vertrauen der Menschen zu gewinnen. Sie seufzte. Es spielte eigentlich keine Rolle. Sie legte das Geld auf den Tisch.

Er hob überrascht die Augenbrauen. »Was ist das denn?«, fragte er.

»Ich weiß es nicht. Es kam mit der heutigen Post an. Das lag

bei.« Sie reichte ihm den Zettel.

»Das ist alles? ›Schlampe‹? Wissen Sie, was das bedeutet?«, fragte er.

»Nein. Ich habe keine Ahnung. Na ja, einen kleinen Anhaltspunkt gibt es vielleicht doch. Ich wurde gestern Abend hier im Museum von dem gleichen Mann überfallen, der mich schon im Krankenhaus angegriffen hat. Beide Male nannte er mich eine Schlampe.« Diane erzählte ihm von den Überfällen, seiner Wut und dass er sie als schmutzige Geschäftemacherin bezeichnet hatte.

»Sie glauben, dass es etwas mit diesen Artefakten zu tun haben könnte?«, fragte er. »Warum haben Sie mir nicht schon gestern von dem ersten Überfall und seinen Beschimpfungen erzählt?«

Das war das Problem, wenn man FBI-Leuten wichtige Informationen vorenthielt. Wenn sie es dann doch erfuhren, wollten sie wissen, warum man das getan hatte. Man brauchte dann eine richtig gute Erklärung. Diane holte tief Luft.

»Ich war mir nicht sicher, ob es etwas damit zu tun hatte. Ich war im Krankenhaus, weil man mich kurz zuvor daheim überfallen hatte. Na ja, eigentlich wurde ich gar nicht überfallen. Ich erzähle Ihnen am besten die ganze Geschichte von Anfang an.«

Diane erzählte ihm, wie sie frühmorgens durch dieses Klopfen geweckt wurde und dann in der Blutlache ausgerutscht war.

»Das im Krankenhaus war ein gewalttätiger Überfall, und was immer in meiner Wohnung geschehen ist, war äußerst gewalttätig. Die beiden Vorfälle schienen also zu der Zeit zusammenzuhängen. Dagegen war die Sache mit den Artefakten überhaupt nicht gewalttätig – zumindest nicht hier im Museum. Mit *Golden Antiquities* war das vielleicht eine andere Sache. Als ich gestern Morgen aufwachte, war ich verwirrt und

spürte noch die Auswirkungen der Schlafmittel. Es dauerte eine Weile, bis ich diese völlig abgebaut hatte. Offensichtlich hatte jemand in meine und wahrscheinlich auch in Ross Kingsleys Getränke Schlaftabletten geschüttet, als wir im Restaurant zusammen zu Abend aßen. Deshalb ist er auch am Steuer eingeschlafen. Zumindest ist das meine Hypothese. Wenn er die Ergebnisse seiner Blutprobe erfährt, wissen wir, ob sie stimmt. In meinem Blut hat man tatsächlich Barbiturate festgestellt. Deshalb habe ich auch einen blutigen Mord in meinem Wohnzimmer verschlafen.«

»Okay, ich gebe zu, das ist keine schlechte Antwort. Ross hat man ebenfalls Schlafmittel verabreicht? Warum?«, fragte Jacobs.

»Ich nehme an, jemand wollte sichergehen, dass ich auf jeden Fall diese Schlafmittel zu mir nehme. Da er nicht genau wusste, wem welches Getränk gehörte, hat er eben in beide etwas hineingetan«, sagte Diane. »Ich habe gerade herausgefunden, dass der Kellner, der unsere Getränke einschenkte, gestern nicht zur Arbeit erschienen ist.«

»Das war kaltblütig. Ross hätte sterben können«, sagte Jacobs. Er schüttelte den Kopf. »In Ihrem Apartment war nur dieses Blut, keine Leiche?«

Diane nickte. »Die Blutspur deutete darauf hin, dass der Körper nach draußen geschleppt und dann in den Kofferraum meines Wagens gelegt wurde.«

Jacobs zog eine Augenbraue hoch. »Sie wurden nicht verhaftet?«

»Der Bezirksstaatsanwalt hätte das gerne getan. Allerdings verschafften mir die Schlafmittel in meinem Blut ein gewisses Alibi. Ich bin allerdings noch nicht aus dem Schneider.«

»Niemand hat etwas gesehen?«

»Und auch nichts gehört, was wirklich seltsam ist. Ich kann

kaum durch meine Wohnung gehen, ohne dass meine Nachbarn unter mir anrufen und mich auffordern, doch bitte leiser zu sein. Und meine Nachbarn auf der anderen Seite des Hausflurs horchen immer, was in meiner Wohnung vor sich geht. Einmal sind sie sogar eingebrochen, weil sie dachten, ich beherberge verbotenerweise eine Katze.«

Er lächelte und schüttelte den Kopf. »Wissen Sie, wessen Blut das war?«

»Die DNA entsprach der von Clymene O'Riley«, sagte Diane.

Er schaute sie verblüfft an. »Ross' Clymene?«, fragte er.

»Genau die«, sagte Diane.

»Ich dachte, die sitzt im Gefängnis«, sagte Jacobs, »... stimmt, ich glaube, ich habe irgendwo gehört, sie sei geflohen.«

»Ja, sie ist entkommen, kurz nachdem ich sie auf Ihren Wunsch hin besucht habe. Das ist eine andere lange Geschichte«, sagte sie.

»Sie haben wirklich recht. Nichts davon ergibt einen Sinn. Warum sollte Clymene fliehen und dann in Ihrer Wohnung erscheinen?«

»Ich weiß es nicht. Warum sollte sich jemand anderer dazu entschließen, sie dort umzubringen? Das Ganze muss gut geplant und koordiniert worden sein. Und warum sollten sie mir dann Schlafmittel einflößen?«, sagte Diane. »Mir ist bewusst, dass dies alles mich irgendwie schuldig erscheinen lässt.«

»Vielleicht war das die Absicht. Wenn Clymene Sie für ihre Verurteilung verantwortlich machte, könnte sie dann nicht auch hinter dieser Altertümersache stecken? Die begann ja schon vor ihrer Ermordung«, sagte er.

»Ich verstehe nicht, wie ...« Sie brach mitten im Satz ab.

»Was haben Sie?«, fragte er.

»Clymenes verstorbener Mann, für dessen Ermordung sie verurteilt wurde, war Hobbyarchäologe. Clymene eignete sich

beträchtliche archäologische Kenntnisse an, um ihm besser eine Falle stellen zu können«, sagte Diane.

»Sie könnte dabei also bestimmte Leute kennengelernt haben«, sagte Jacobs. »Sehen Sie?« Er tätschelte ihre Hand. »Sie müssen einfach Ihrem Onkel Doktor alle Ihre Symptome mitteilen, auch wenn Sie deren Zusammenhang nicht sehen können, und ihn dann die Diagnose stellen lassen.«

Diane lächelte. »Es kam mir bisher noch nicht in den Sinn, dass Clymene hinter der ganzen Sache stecken könnte. Tatsächlich hätte sie nur *Golden Antiquities* dazu bringen müssen, die Artefakte auszutauschen und die Zeitungen anzurufen.«

»Das ist eine Möglichkeit«, sagte Jacobs. »Ich prüfe das nach. Mal sehen, ob Randal Cunningham jemals etwas mit Clymene zu tun hatte. Hatte sie Freunde oder Unterstützer? Einige Häftlinge besitzen eine regelrechte Gefolgschaft.«

»Es gab Leute, die sie öfters besucht haben. Außerdem besteht die Möglichkeit, dass sie den Gefängnisgeistlichen Reverend Rivers irgendwie dazu brachte, ihr bei der Flucht zu helfen. Er wurde nach ihrem Ausbruch zu Hause ermordet aufgefunden.«

»Etwas muss schiefgelaufen sein«, überlegte Jacobs. »Wenn sie das alles inszeniert hat, frage ich mich, was dann nicht geklappt hat.«

»Inszeniert. Das Wort ging mir auch schon durch den Kopf. Das Ganze wirkt wie eine Art Spiel. Wenn es sich hier nur um ein einfaches Verbrechen handeln würde, wäre es nicht so schwer zu verstehen. Die Motive wären deutlicher. Ich bin mir sicher, dass weder Kendel noch ich noch sonst jemand in diesem Museum auf die Idee gekommen wäre, durch eine solche Vertauschung der Altertümer Geld zu machen.«

»Könnte das nicht ein Spiel sein, das Clymene zwar

angefangen hat, aber jetzt nicht mehr zu Ende führen kann?«, sagte er.

»Vielleicht.« Diane begann, das Geld wieder einzusammeln.

»Ich brauche das ganze Paket, um es untersuchen zu lassen«, sagte er.

Sie schüttelte den Kopf. »Wir wissen ja noch gar nicht, ob es etwas mit den Artefakten zu tun hat. Ich lasse das von meinem Labor erledigen. Ihres hat doch immer so viel zu tun, und weil es für das FBI keine allzu große Dringlichkeit hat, müssten wir eine ganze Weile auf die Ergebnisse warten. Wir dagegen machen das jetzt sofort. Außerdem könnte es sich vielleicht doch um eine Spende für das Museum handeln. Zugegeben, unsere Mäzene beleidigen mich normalerweise nicht, wenn sie mir Geld zukommen lassen, aber einige von ihnen waren tatsächlich in letzter Zeit etwas unzufrieden mit mir.«

Er lächelte und stimmte zu. Diane wusste, dass er gar keine andere Wahl hatte. Es gab bisher keine physische Verbindung seines Falles mit diesem Umschlag und dem Geld. Es sah nur verdächtig aus. Tatsächlich wusste er nicht einmal, ob die verschwundenen Artefakte in seinen Zuständigkeitsbereich fielen. Auch das war bislang pure Spekulation.

»Sie leiten also gleichzeitig das Museum und das Kriminallabor. Sonst noch irgendetwas?«, fragte er.

»Ich bin außerdem forensische Anthropologin und habe in diesem Gebäude ein Osteologielabor«, sagte Diane.

»Ich bin mir sicher, dass auch dahinter eine Geschichte steckt«, sagte er.

»Das stimmt. Eine sehr lange«, sagte sie.

»Vielleicht können Sie mir die während des Essens erzählen, wenn Ross bis dahin eingetroffen ist«, sagte er.

Es klopfte an die Tür, und Andie kam herein. »Es tut mir leid, Sie unterbrechen zu müssen.«

Diane ging mit dem Umschlag zu ihr hinüber.

»David hat angerufen. Sie werden im Kriminallabor gebraucht«, flüsterte Andie. »Die Bundesmarshals sind wieder da, außerdem dieser FBI-Agent Kingsley und ein paar örtliche Polizeibeamte. David befürchtet, dass sie ... nun ... dass sie Sie verhaften wollen.«

Kapitel 31

Okay, danke«, sagte Diane, als sie in Andies ängstliche Augen blickte. Sie war etwas überrascht, dass sie ihr nicht vorgeschlagen hatte, durch den Hintereingang des Museums zu verschwinden. »Das ist schon in Ordnung. Ich melde mich, wenn ich eine Zahnbürste brauche.«

Diane lächelte ihr aufmunternd zu, als sie die Tür zumachte. Dann stand sie einen Moment da und schloss die Augen, bevor sie sich wieder Agent Jacobs zuwandte.

»Ich muss gehen«, sagte sie. »Ich werde Andie bitten, Sie zur Buchhaltung zu bringen.«

»Ich höre noch sehr gut, und dieser Raum hat eine prima Akustik«, sagte Jacobs. »Ich möchte Sie begleiten und sehen, wie es Ross geht. Glauben Sie, man wird Sie verhaften?«

Er sagte das, als ob es etwas ganz Normales wäre. Kein Grund zur Aufregung und keine Schande. Diane fragte sich, ob er als Privatperson ebenso unaufgeregt war.

»Wahrscheinlich haben sie herausgefunden, wo ich die Leiche versteckt habe. Sicherlich steckt noch mein Brieföffner in ihrem Rücken, mit meinen Fingerabdrücken darauf«, sagte sie. »Das ist natürlich nur ein Witz«, fügte sie zur Sicherheit noch hinzu.

»Ich kann einen Witz von einem Geständnis unterscheiden«, sagte er. »Sie glauben also, sie haben die Leiche gefunden?«

»Deshalb sind wahrscheinlich auch die Marshals da. Sie wollen die Sache zum Abschluss bringen«, sagte Diane. »Ich nehme an, es geht in Ordnung, wenn Sie mich begleiten. Ich gebe Ihnen allen die Chance, unter sich auszufechten, wer mich am Ende einbuchten darf.«

»Sie glauben also, dass ich kurz davorstehe, Sie zu verhaften?«, sagte er, während seine Augen vergnügt funkelten.

Diane war froh, dass wenigstens einer die ganze Sache lustig fand.

»Ich bin mir sicher, dass Sie eine Menge Leute mit Ihrem freundlichen Charme überführen«, sagte Diane.

»Sie halten das also für Schauspielerei?« Jacobs fasste sich in gespielmtem Schmerz ans Herz. »Und dabei dachte ich, Sie würden mir vertrauen.«

»Das tue ich doch auch. Immerhin habe ich Ihnen gerade mein Herz ausgeschüttet, oder?«, sagte Diane.

»Ich konnte Sie also nicht hinters Licht führen.« Er lächelte immer noch, aber Diane war sich sicher, dass er mit seiner freundlichen Art auch aus ihr eine Menge Informationen herausgeholt hatte.

Sie holte sich einen leichten Pullover aus dem Schrank und zog ihn über.

»Wie wir alle hier haben Sie einen Job zu erledigen«, sagte sie. »Diese Artefakte müssen von irgendwoher kommen. Keines hat einen Herkunftsnachweis. Da müssen Sie Verdacht schöpfen. Aber Sie haben hoffentlich gesehen, dass weder Kendel noch Jonas hoffen konnten, mit einer solchen Geschichte durchzukommen. Wenn überhaupt, war ich das. Ich habe hier alles unter Kontrolle. Wenigstens dachte ich das bisher.«

»Ich glaube, es wäre etwas verfrüht, sich in Ihr Schwert zu stürzen«, sagte er, als Diane ihn durch die Hintertür aus ihrem Büro führte.

»Ich stürze mich nicht in mein Schwert. Ich möchte nur Kendel und Jonas vor diesen ganzen Machenschaften beschützen«, sagte Diane.

»Ross sagte mir bereits, dass Sie einen hochentwickelten Gerechtigkeitssinn hätten«, meinte Jacobs, als sie durch eine kleine Tür den Pleistozän-Saal betraten.

Ein Museumsführer erzählte gerade einer Gruppe japanischer Touristen über Wollmammute.

»Hoffentlich wollte er damit nicht sagen, dass ich gerne die Gerechtigkeit in die eigenen Hände nehme«, erwiderte Diane.

»Wie etwa Clymene zu töten? Nein. Er meinte, Sie glaubten an unser Justizsystem. Deshalb haben Sie ja auch als Menschenrechtsermittlerin all die Jahre Beweisspuren gesammelt, obwohl es kein Gericht gab, dem Sie diese hätten vorlegen können«, sagte er.

Jacobs schien mehr über ihre Hintergründe zu wissen, als er bisher zugegeben hatte.

»Es freut mich, dass er so von mir denkt«, sagte Diane.

»Das tut er tatsächlich. Alle diese Richard-III.-T-Shirts zeigen ja, dass ein Leitspruch dieses Museums *Fairer Prozess* lauten könnte«, sagte er.

»Sie kennen sich mit Richard III. aus?«

»Ich habe im College viele Geschichts- und Kunstgeschichtsseminare belegt. So bin ich auch in dieser Abteilung des FBI gelandet. Diese Tiere waren wirklich riesig«, sagte er, als sie an einem Riesenbison vorbeigingen.

»Sie sollten sich auch den Dinosaurier-Saal anschauen, solange Sie hier sind«, sagte Diane.

»Das werde ich. Ich werde das ganze Gebäude besichtigen, bevor ich abreise.«

»Wissen Sie schon, wohin diese Artefakte gehören?«, fragte Diane nach einer Weile.

Sie betraten durch den großen Eingang den Säugetier-Saal, in dem sich gerade viele Besucher die Dioramen anschauten, auf denen Künstler die natürlichen Habitate der Tierpräparate und -skelette rekonstruiert hatten. *Genau hier wurde ich überfallen*, musste sie denken. Hier unter all diesen Tieren, die bei Tageslicht so harmlos aussahen.

»Nein. Es lässt sich nur schwer nachweisen, dass etwas gestohlen ist, wenn man nicht einmal weiß, woher es stammt. Das ist das Problem mit allen Altertümern, die aus Raubgrabungen stammen oder unrechtmäßig in unser Land gelangt sind. Man konnte dem Getty-Museum nur deshalb den Prozess machen, weil die zuständige Kuratorin in ihrer Wohnung Fotos aufbewahrte, die bewiesen, dass die von ihr erworbenen Artefakte geplündert waren. Solche schlagenden Beweise bekommen wir aber nur selten. Ich brauche einen Zeugen. Und jetzt, wo der junge Cunningham tot ist, haben wir keinen. Der alte Cunningham weiß anscheinend nichts von den Machenschaften seines Sohnes, und einige seiner Angestellten sind inzwischen verschwunden. Ich lasse bereits nach ihnen fahnden. Bisher hat sich keiner von ihnen gemeldet. Das sagt schon eine Menge. Die anderen Angestellten wissen nichts oder wollen nichts sagen. Ich hoffe, dass uns die Sache mit Clymene weiterbringt.«

»Das hoffe ich auch«, sagte Diane.

Sie kamen zu den Aufzügen in der Mitte des Museums, vor denen bereits zahlreiche Besucher warteten. Als sich die Türen öffneten, strömten noch mehr Leute heraus. Diane freute sich immer, wenn ihr Museum so gut besucht war. Sie fand es äußerst deprimierend, während der Öffnungszeiten einen leeren Ausstellungsraum vorzufinden.

Im ersten Stock stiegen alle Besucher aus. Im zweiten Stock befanden sich nur die Ausstellungswerkstatt, die Bücherei, das Archiv und etliche Büros. Im Westflügel lag das Kriminallabor.

»Sie hätten ja nicht mit mir zu kooperieren brauchen«, sagte Jacobs. »Sie hätten auch mauern können.«

»Wir wollen keine Ausstellungsstücke haben, die uns nicht gehören. Wir würden gerne unsere Objekte bekommen. Eine Kooperation mit Ihnen kann da nur hilfreich sein.«

Sie gingen gerade am Mitarbeiterzimmer vorbei, als ihr plötzlich jemand auf die Schulter klopfte. Diane sprang zurück, bereit, sich zu verteidigen – oder davonzulaufen.

»Es tut mir leid, Dr. Fallon. Ich wollte Sie nicht erschrecken.«

Diane kam wieder zu Atem. »Ist schon in Ordnung, Dr. Albright. Was kann ich für Sie tun?«

Dr. Albert T. Albright war der Kurator der Dinosaurierabteilung. Er hatte gerade mitgeholfen, ein paar sehr schöne Velociraptoren zu erwerben.

»Ich habe da eine Idee für ein Exponat.«

Diane sah ihm seine Begeisterung an. Sie hasste es, ihn abzuwimmeln.

»Dr. Albright, ich ...«, begann sie.

»Wir stellen das lebensgroße Modell eines Dinosauriers her, am besten einen *T. rex*, das wäre für die Kinder am aufregendsten. Wie auch immer, wir verwenden dazu« – er wedelte mit den Händen in der Luft – »diesen Stoff, mit dem sie in Hollywood die Dinosaurierhaut so lebensecht aussehen lassen. Die Kinder könnten dann das ganze Modell begehen. Sie könnten es durch sein Maul betreten, würden dann durch den Hals bis in seinen Magen hinuntersteigen – man könnte ihnen dort die Verdauung erklären. Am Ende würden sie es durch sein Hinterteil wieder verlassen. Ich glaube, sie wären davon begeistert«, sagte er.

»Ich ... weiß jetzt gar nicht, was ich dazu sagen soll«, sagte Diane. »Sie sollten Ihre Idee mit Janine durchsprechen. Haben Sie schon einen Plan gezeichnet?«

»Nein, mir ist das Ganze gerade eben erst beim Popcornessen eingefallen«, sagte er.

»Sprechen Sie mit ihr, und ich sehe mir dann das Ergebnis an«, sagte Diane.

Er nickte glücklich und machte sich auf den Weg in die

Ausstellungswerkstatt.

Shane Jacobs lachte leise in sich hinein. »Werden Sie es machen?«

»Das Exponat? Darum soll sich Janine kümmern, sie ist unsere Ausstellungsplanerin. Im Moment sind solche neuen, ungewöhnlichen Exponate das Letzte, an das ich einen Gedanken verschwende.«

Als sie am Überblick über den Dinosaurier-Saal vorbeikamen, hielt Jacobs an, um die wirklichen Giganten des Museums zu betrachten – die Dinosaurier aus der Jurazeit. Der *Brachiosaurus*, dessen Füße im Erdgeschoss standen, reichte bis zu ihnen in den zweiten Stock hinauf. Sie schauten ihm direkt ins Gesicht. Selbst der *Tyrannosaurus rex* war nur halb so groß. Das überraschte die meisten Kinder, für die der fleischfressende *T. rex* der absolute König des Saurierreichs war.

»Also das macht jetzt wirklich Spaß«, sagte Jacobs.

»Das stimmt. Mir gefallen meine Dinosaurier immer wieder«, sagte Diane. Sie trat vom Geländer des Aussichtspunkts zurück und deutete auf den Gang direkt vor ihnen. »Wir betreten jetzt den Teil des Gebäudes, den meine Museumsmitarbeiter die dunkle Seite nennen. Alles, was dort vor sich geht, bezeichnen sie als die dunkle Materie.«

Sie machte sich auf den Weg, um herauszufinden, welchen dunklen Machenschaften die Marshals und die Polizei von Rosewood auf die Spur gekommen waren.

Kapitel 32

Beim Betreten des Kriminallabors fielen Diane als Erstes die beiden Tischweihnachtsbäume auf.

»Ich muss zu lange geschlafen haben«, sagte sie, als sie die zwei Bäumchen betrachtete, von denen das eine rot, das andere grün geschmückt war. Sie tauschte mit Jacobs Blicke aus. Er grinste.

Die Stühle standen nicht um den Konferenztisch herum, sondern waren vor einem Flipchartständer aufgestellt. Es sah aus, als wolle jemand einen Vortrag halten. Garnett und Kingsley unterhielten sich mit den Marshals. Jacobs ging zu Kingsley hinüber.

David wollte gerade unter ein Stück Tuch schauen, das einen Gegenstand verbarg, der hinter den Bäumchen auf dem Tisch stand. Als er Diane bemerkte, trat er auf sie zu und wisperte ihr ins Ohr: »Als ich mit Andie sprach, wusste ich noch nicht, dass Jin dieses Treffen anberaumt hat.«

»Jin?«, fragte Diane erstaunt. »Wo ist er denn?«

David zuckte die Achseln. Diane schaute Neva an. Auch sie zuckte mit den Schultern.

»Und was sollen diese Christbäumchen hier?«, fragte Diane.

»Ich habe keine Ahnung«, sagte David.

Auch Neva schüttelte den Kopf. »Sie kennen doch Jin«, sagte sie, »wenn er erst einmal auf vollen Touren läuft.«

Garnett kam auf sie zu. »Sie wussten nichts von alldem?«, fragte er.

»Nein«, sagte Diane.

»Darf er das ... eigenmächtig ein solches Treffen einberufen?«, fragte Garnett weiter.

Sie hatte Jin dies nie verboten. Sie war nie auf die Idee gekommen, ihm zu sagen: *Jin, Sie dürfen ohne meine*

Erlaubnis kein Treffen mit US-Marshals und dem örtlichen Kripochef anberaumen.

Diane rieb sich die Nasenwurzel. Man musste ihrem Team wirklich ganz spezifische Anweisungen geben.

»Offenbar hat er Riddmann nicht eingeladen«, sagte Diane und ließ den Blick durch den ganzen Raum schweifen. »Das ist zumindest schon einmal positiv.«

»Ich habe Neuigkeiten über Riddmann«, sagte Garnett in leisem Ton.

Diane zog die Augenbrauen hoch. »Er zieht nach Alaska um, hoffe ich?«

Garnett ignorierte diese Bemerkung. »Sie erinnern sich bestimmt noch daran, wie schuldbewusst er dreinsah, als Sie ihm vorwarfen, er habe die Presse über diese Museumssache informiert?«, sagte er.

»Nur zu gut. Sie wollen doch nicht sagen, dass er tatsächlich dahintersteckt?«, sagte Diane.

»Nein, das glaube ich nicht, das sagen zumindest meine Quellen. Aber er hat danach doch noch etwas Öl ins Feuer gegossen. Er ließ einen seiner Mitarbeiter diese Radiotalkshow anrufen und Fragen stellen, die das Museum schlecht aussehen lassen sollten. Das Ganze sollte vor allem Mrs. Van Ross treffen.«

»Nun, das ist ihm in der Tat gelungen. Es hat sie wütend gemacht, und Mrs. Van Ross wütend zu machen, das sollte man tunlichst vermeiden«, sagte Diane. »Er müsste eigentlich wissen, dass Rache süß ist.«

»Deshalb hat er es auch anonym getan. Das wäre es auch geblieben, aber ich habe einen Informanten in seinem Büro. Ich dachte mir nur, dass Sie das interessieren könnte.«

»In Rosewood weiß man wirklich nie, wer einem alles zuhört. Ich bin froh, dass Sie das herausgefunden haben«, sagte

Diane. »Und ich bin froh, dass Sie es mir erzählt haben. Dieser kleine Dreckskerl.«

»Irgendeine Idee, was das hier soll?« Garnett deutete auf die Weihnachtsbäumchen und die in Reih und Glied stehenden Stühle.

»Nicht die geringste«, sagte Diane. »David übrigens auch nicht. Als er mich anrief, dachte er noch, Sie seien hier, um uns mitzuteilen, dass Sie Clymenes Leiche gefunden hätten.«

»Das ist uns bisher leider noch nicht gelungen.«

»Was ist mit meinem Angreifer?«, fragte Diane.

»Auch noch nichts. Ich warte immer noch auf die Ergebnisse von Jins DNA-Untersuchung der Haare, die an Andies Tasche hängengeblieben sind.«

»Das dauert seine Zeit. Wir haben das Labor gerade erst eingerichtet und zertifizieren lassen, und schon bekommen wir von überall her Proben. In unserem Land gibt es einfach nicht genug DNA-Labore.«

In diesem Augenblick trat Jin aus dem Aufzug. Er hatte etwas in der Hand, das wie Handzettel aussah. *Was um alles in der Welt hat er vor?*

»Jin«, sagte sie, »was soll das Ganze hier?«

»Alles zu seiner Zeit«, sagte er grinsend.

Er war so hyperaktiv, dass die Marshals wahrscheinlich dachten, er habe zu viel starken Kaffee getrunken. Dabei war er immer so. Er hatte weder Neva noch David erzählt, was er vorhatte. Das würde eine interessante Veranstaltung werden.

»Nehmen Sie bitte alle Platz. Ich glaube, jeder hier hat seinen Stuhl«, sagte Jin, als ob er der Veranstalter einer Geschäftskonferenz wäre.

Diane sah, wie er im Stillen die Leute im Raum und die vorhandenen Stühle zählte. Acht Teilnehmer, acht Stühle. Die Marshals hatten bereits Platz genommen. Kingsley und Jacobs

setzten sich jetzt neben sie, dann kamen Garnett, Diane, Neva und David.

Kingsley lehnte sich zu Diane hinüber und sagte: »Sie hatten recht.« Er krempelte den Ärmel hoch und zeigte auf eine Prellung auf seinem Unterarm. »Barbiturate.« Er schaute hoch zu Jin, dann zurück auf Diane und grinste. »Ich rede mit Ihnen nach der Vorstellung.«

»Sie fragen sich sicherlich, warum ich dieses Treffen einberufen habe«, sagte Jin. »Wir werden ein kleines Genetikseminar abhalten.«

»Wie bitte?«, rief Deputy Marshal Dylan Drew. »Sie haben uns hier zu einem Seminar zusammengerufen?«

»Bitte haben Sie etwas Geduld mit mir«, sagte Jin. »Ich glaube, es wird sich lohnen. In letzter Zeit hat es auf dem Gebiet der Genetik einige interessante Fortschritte gegeben. Ich möchte Ihnen heute etwas über die sogenannte Epigenetik erzählen. Die Epigenetik untersucht Veränderungen in der Genexpression, die keine Veränderungen in der Basensequenz der DNA selbst benötigen.«

»Okay, Sohn«, schnaubte Deputy Marshal Chad Merrick. »Ich kann Ihnen bereits jetzt nicht mehr folgen. Wovon zum Teufel reden Sie überhaupt, und inwiefern geht das mich oder meinen Partner hier irgendetwas an? Und könnten Sie bitte aufhören, ständig im Raum herumzulaufen und so herumzuhampeln?«

»Das kann er nicht«, sagte David.

Neva schüttelte den Kopf. »Das kann er echt nicht.«

Jin ignorierte seine Teamkollegen. »Ich rede über« – er schien in seinem Kopf nach den richtigen Ausdrücken zu suchen –, »über die Faktoren, die Gene unterschiedlich funktionieren lassen, ohne dass sich die Basis-DNA verändert.«

»Ich verstehe immer noch kein Wort«, sagte Merrick.

»Deshalb habe ich ja die Christbäume mitgebracht«, sagte

Jin.

»Das hatte ich schon befürchtet«, sagte Drew.

»Nehmen wir einmal an, Sie hätten ein Gen für Lungenkrebs, das aber abgeschaltet ist, so dass die Krankheit erst einmal nicht ausbricht. Aber wegen irgendwelcher Umweltbedingungen, wozu zum Beispiel häufiges Passivrauchen gehören kann, hängen sich gewisse chemische Gruppen, die sogenannten Methylgruppen, an Ihr Chromosom an, vergleichbar dem Schmuck, den man an einen Christbaum hängt. Diese Gruppen schalten dann das Gen an, und Sie bekommen Krebs.«

Nach einer kurzen Pause fuhr er fort: »Nehmen wir doch einmal an, dass diese beiden identischen Christbäume am selben Ort gekauft worden sind, danach aber zu zwei verschiedenen Familien gebracht wurden, die sie unterschiedlich geschmückt haben. Die Bäume sehen zwar für uns jetzt wegen dem, was an ihnen hängt, ganz verschieden aus, aber unter diesem Schmuck sind sie vollkommen gleich. Ebenso ist es bei zwei Menschen mit der gleichen DNA, die in unterschiedlichen Umgebungen gelebt haben.«

Jin hielt eine rote Christbaumkugel in der einen und eine blaue in der anderen Hand. »Man kann also für zwei DNA-Musterprofile, die auf Grund der Basisindikatoren genau gleich aussehen, ein *epigenetisches* Profil erstellen, das einen etwas weiteren Fokus der DNA-Struktur berücksichtigt und plötzlich diese Unterschiede zeigt«, sagte er, während er noch einmal auf die verschieden gefärbten Christbaumkugeln deutete.

Diane sträubten sich die Nackenhaare. Sie schaute zu Kingsley hinüber, der mit weit geöffneten Augen dasaß.

Chad Merrick richtete sich in seinem Stuhl auf. »Das alles muss mit Clymene zu tun haben, sonst hätten Sie uns nicht herbestellt. Wollen Sie uns sagen, dass Clymene ein Zwilling

ist?«

»Nein, kein Zwilling«, sagte Jin und grinste.

Jetzt war Diane verwirrt. Auch sie hatte seine Aussagen so aufgefasst. Wie im Übrigen auch Kingsley und die anderen Anwesenden.

Die Marshals schauten Jin düster an.

»Ich würde Ihnen jetzt gerne erzählen, was mich zu meinen Überlegungen geführt hat«, sagte er.

»Wenn es die Dinge endlich klärt, haben wir nichts dagegen«, sagte Merrick.

»Da gab es zu vieles, was einfach nicht zusammenpasste. Warum zum Beispiel hat niemand in Dr. Fallons Apartmentgebäude etwas gehört? Standen sie alle unter Drogen? Eines weiß ich sicher: Wenn das seltsame Ehepaar auf der anderen Seite des Hausflurs einen Kampf auf Leben und Tod gehört hätte, wäre es sofort hinübergeeilt. Das Gleiche gilt für die Leute eine Etage tiefer. Und warum hatte man Dr. Fallon Schlafmittel eingeflößt, damit sie die ganze Sache verschläft? Diese Fragen drängen sich einem doch regelrecht auf.«

Jin machte eine Pause und betrachtete sein Publikum, das ihm jetzt seine volle Aufmerksamkeit schenkte, weil es endlich zu erfahren hoffte, worum es eigentlich ging.

»Es ist eine Aufgabe unseres Teams, Blutspuren zu analysieren«, fuhr Jin fort. »Das am Tatort vorhandene Blut, wie etwa die Gestalt der Tropfen oder die Muster auf der Wand, können einem alles Mögliche mitteilen. Und hier haben wir weiß Gott genug Blut gefunden. Mir fiel auf, dass die Blutspritzer auf der Decke eher auf heftige Schläge als auf Messerstiche hinwiesen. Gleichzeitig haben wir aber nur ein vollständig gesäubertes Messer gefunden.

Und was war mit diesem ganzen Blut? Wir fanden keine

arteriellen Spritzspuren oder andere Hinweise auf stark sprudelndes Blut. Das ist nicht ungewöhnlich. Das Opfer kann einfach nur so daliegen und langsam verbluten. Was hat aber unser Täter in dieser Zeit getan? Hat er sich in Dr. Fallons Wohnzimmer gesetzt und gewartet? Und als dann bereits zwei Liter Blut auf dem Boden schwammen, wollte er plötzlich nicht mehr länger warten und schleppte den Leichnam nach draußen? Warum haben wir dann nicht mehr Blut auf dem Weg zu Dr. Fallons Auto gefunden? Selbst als Clymenes Herz aufgehört hatte zu schlagen, wäre immer noch weit mehr Blut aus ihren Wunden geflossen. Tatsächlich gab es nur eine relativ schwache Schleifspur.«

Sie beugten sich jetzt alle aufmerksam nach vorne. Diane wusste noch nicht, worauf er hinauswollte, aber seine Tatortanalyse war äußerst interessant.

»Was mir allerdings wirklich Kopfzerbrechen bereitete, war die Tatsache, dass man dieses Messer mit Kerosin gereinigt hatte – was übrigens eine bessere Methode ist, etwas von Blut zu säubern, als irgendwelche Bleichmittel. Warum hat man es gereinigt und es dann in den Kofferraum gelegt, der vor Blut nur so troff? Das ergab keinen Sinn. Dann fiel es mir plötzlich wie Schuppen von den Augen. Sie hatten gar nicht versucht, zu verbergen, was auf dem Messer war, sondern was *nicht* auf dem Messer war.« Jin hörte kurz zu reden auf, um die dramatische Wirkung zu verstärken.

»Hautzellen. Es war ein Sägemesser. Man hätte darauf eine Menge Hautzellen finden müssen, wenn es die Mordwaffe gewesen wäre. Wir haben keine einzige gefunden.«

»Ich verstehe, was Sie meinen«, sagte Garnett, »aber was bedeutet das Ganze?«

»Ich komme gleich darauf«, sagte Jin. »Alle diese Fragen brachten mich dazu, am Tatort neue Proben zu nehmen und

deren epigenetisches Profil zu bestimmen. Und siehe da ...«

Jin blätterte den Flipchartblock um. Auf der neuen Seite befand sich eine Zeichnung, die für Diane wie der Umriss der Blutspuren auf ihrem Wohnzimmerboden aussah. Allerdings hatte Jin innerhalb dieses Umrisses ein zweites, kleineres Muster eingezeichnet.

»Das Blut auf Dr. Fallons Boden stammte von zwei Individuen mit derselben DNA. Das Blut strömte aus zwei Behältern, was zu diesen beiden sich überlagernden Mustern führte.« Er fuhr die beiden Umrisse mit dem Finger nach. »Aber der echte Clou kommt noch. Ich habe Ihnen ja gesagt, dass Sie sich wundern werden. Beide Blutsorten stimmten mit Clymenes DNA überein. Aber *keine* der beiden entsprach ihrem epigenetischen Profil. Sie war es also auf keinen Fall.«

Kapitel 33

Alle acht starrten Jin gespannt an, als er das weiße Tuch hochhob. Darunter befand sich ein dritter Weihnachtsbaum, der mit Zuckerstangen geschmückt war. Einige Sekunden lang herrschte absolutes Schweigen. Schließlich meldete sich Kingsley zu Wort, nachdem er die drei Bäumchen mit offenem Mund betrachtet hatte.

»Wollen Sie sagen, sie sei ein Drilling?«

Jins Grinsen wurde noch breiter. »Sie könnte durchaus auch ein Fünfling sein. Wir wissen nur, dass es drei Leute gibt, deren Blut dieselbe DNA aufweist.«

»Was noch wichtiger ist, glauben Sie, dass sie noch lebt?«, sagte Merrick.

Er und Drew tauschten Blicke aus und fixierten dann die drei Bäume, als ob sich in ihnen Clymene verbergen würde.

»Sie könnte heute Morgen von einem Lastwagen überfahren worden sein, aber sie starb zumindest nicht in Dr. Fallons Wohnung«, sagte Jin. »Niemand ist dort gestorben, soweit die Spuren zeigen. Nur zwei ziemlich anämische Personen haben danach diesen Schauplatz verlassen.«

»Sie lebt also noch«, sagte Diane. »Und sie hat sich einen ziemlichen Vorsprung verschafft.«

»Man würde überhaupt nicht mehr nach ihr suchen, wenn es Jin nicht gäbe«, sagte David. »Gut gemacht, Kumpel. Entschuldige, dass ich kurz gedacht habe, dich hätte es jetzt endgültig erwischt.«

Die beiden Marshals sahen nicht sehr glücklich aus. »Können Sie uns irgendetwas sagen, das es uns leichter machen würde, sie aufzuspüren?«, fragte Merrick.

»Nichts Bestimmtes«, sagte Jin. »Aber ich kann Ihnen doch noch etwas Interessantes erzählen.« Er stellte das dritte

Bäumchen neben die beiden anderen. »Das hier ist Clymene«, sagte er und deutete auf den Baum mit den Zuckerstangen. »Die beiden anderen, der eine mit den roten und der andere mit den blauen Kugeln, sind ihre Schwestern. Die epigenetische Forschung hat viele Zwillingsstudien durchgeführt. Zwillingsbabys weisen, wie zu erwarten war, sehr ähnliche epigenetische Profile auf. Je älter sie werden und je mehr verschiedenartige Erfahrungen sie machen, desto unterschiedlicher werden ihre Profile. Das ist vor allem bei Zwillingen der Fall, die bereits bei der Geburt oder in ihrem späteren Lebensverlauf getrennt werden. Die Schwestern Clymenes haben sehr ähnliche Profile. Das von Clymene unterscheidet sich dagegen ziemlich von den beiden anderen.«

»Clymene wurde also irgendwann von ihren Schwestern getrennt«, sagte Kingsley. Er saß buchstäblich auf der vordersten Kante seines Stuhls. »Das wollen Sie uns doch sagen, oder?«

»Ja«, bestätigte Jin. »Ich weiß nicht, ob das helfen wird, sie aufzuspüren, aber ich fand es zumindest recht interessant.«

»In gewisser Hinsicht wird dadurch bestätigt, was Shane uns erzählt hat«, sagte Kingsley. »Die Clymene in der griechischen Mythologie wurde von ihrem Vater in die Sklaverei verkauft. Sie hat diesen Namen vielleicht in Erinnerung an ein Ereignis in ihrem eigenen Leben gewählt.«

»Die griechische Clymene hatte übrigens auch zwei Schwestern«, sagte Shane Jacobs.

»Was für ein Schlamassel«, sagte Merrick. Er schaute Kingsley an. »Sie sagten, sie werde nirgendwo hingehen, wo wir sie vermuten würden. Wir wissen also nicht, wo wir anfangen sollen.«

»Das stimmt. Wahrscheinlich wird sie sich hinter einer Persönlichkeitsmaske verbergen, von der wir gar nichts

wissen«, bestätigte Kingsley.

»Könnte sie es hier auf Dr. Fallon abgesehen haben? Sie scheint mit ihr eine Rechnung offen zu haben«, sagte Merrick.

Diane merkte, dass er sie gerne als Köder benutzt hätte.

Kingsley schüttelte den Kopf.

»Ich glaube, die Sache in Dianas Wohnung war nur ein Ablenkungsmanöver. Clymene wollte damit die Aufmerksamkeit von sich auf Diane verlagern.« Kingsley sah Garnett an. »Dabei half ihr euer Bezirksstaatsanwalt, als er die Fahndungsressourcen dazu verwendete, herauszufinden, wo Diane den Leichnam versteckt hatte, anstatt nach der lebendigen Clymene zu suchen.«

»Ich werde das Riddmann schon auf geeignete Weise unter die Nase reiben«, sagte Garnett.

David wandte sich an die Marshals. »Sie haben doch bestimmt das Fahndungsersuchen nach Clymene zurückgezogen, als man Diane des Mordes an ihr beschuldigte.«

»Nur, weil ihr alle behauptet habt, Clymene sei tot«, sagte Drew. »Wir stellen normalerweise keine Steckbriefe für Leichen aus.« Er schien weniger beleidigt als ratlos zu sein.

»Ich glaube, Clymene ist es gelungen, uns alle zum Narren zu halten«, sagte Diane. »Solche Betrüger sind wie kleine Zauberer, und ihr Trick hat jedenfalls gut geklappt.« Sie stand auf und streckte die Beine.

»Also«, sagte Merrick, »wo suchen wir jetzt nach ihr? Sollen wir überall ihr Foto aufhängen?«

»Vielleicht. Das könnte sie aber auch dazu bringen, sich noch mehr in ihr Versteck zurückzuziehen«, sagte Kingsley.

»Wir sollten es trotzdem tun«, sagte Neva. »Sie hat nämlich ein echtes Problem. Sie hat zwei Schwestern, die aussehen wie sie. Das verdreifacht unsere Chancen, eine von ihnen zu finden.

Alle drei werden sich also verstecken müssen. Sind die beiden anderen wirklich bereit, ihr ganzes Leben für sie zu ändern?»

»Ich glaube, sie werden loyal zueinander stehen, wenn man bedenkt, was sie bis jetzt schon alles gemeinsam angestellt haben«, sagte Shane. »Wir werden sie wohl kaum auseinanderbringen können.«

»Wer sind Sie eigentlich?«, fragte Garnett.

»Ja, wer sind Sie?«, wiederholte Drew.

»Oh, natürlich, Sie kennen mich ja noch gar nicht.« Er grinste. »Ich bin Shane Jacobs, FBI-Agent aus der Abteilung für Kunstdiebstähle.« Er streckte ihnen die Hand hin. Garnett und die anderen ergriffen und schüttelten sie.

»Also hat Clymene auch Kunstgegenstände gestohlen?«, fragte Drew mit hochgezogenen Augenbrauen.

»Die Gute lässt wirklich nichts aus«, sagte Merrick.

Jacobs lachte. »Möglicherweise hat sie in ihrem Bemühen, Dr. Fallon das Leben schwerzumachen, dafür gesorgt, dass einige gestohlene Artefakte fälschlicherweise in diesem Museum gelandet sind. Ich habe zwar noch keinen Beweis, dass Clymene darin verwickelt ist, entschloss mich aber dennoch, uneingeladen auf Ihrer Party hier zu erscheinen. Wenn ich vorhin davon sprach, dass man Clymene und ihre Schwestern wohl kaum auseinanderbringen kann, hatte das seinen Grund. Ich bin ein eineiiger Zwilling und weiß deshalb, wie sehr Zwillinge aneinander hängen.«

»Wirklich?«, sagte Diane erstaunt. »Ist Ihr Bruder ebenfalls beim FBI?«

»Er ist Professor für Kunstgeschichte an der Brown-Universität.«

Drew nickte. »Weniger Stress, vermute ich.«

»Ja, ich käme mit diesen ganzen Intrigen in der akademischen Welt nur schwer zurecht«, sagte Jacobs.

Alle schmunzelten.

»So«, sagte Merrick und schaute erst Diane und dann Kingsley an. »Drew und ich sind für alle Vorschläge dankbar, wo und wie wir unsere Suche nach Clymene beginnen sollten. Sie beide scheinen sie ja quasi in-und auswendig zu kennen.«

»Diane und ich haben uns darüber schon einmal unterhalten«, sagte Kingsley. Er nickte ihr zu, als ob er ihr den Vortritt lassen wollte.

»Wir wissen nicht sicher, ob Clymene oder ihre Schwestern überhaupt in unseren Datenbanken stehen. Aber wir könnten nach einem Verwandten suchen«, sagte Diane.

»Wenn wir nicht wissen, wer sie ist, wie zum Teufel sollen wir dann einen Verwandten von ihr finden?«, sagte Drew.

»Indem wir in den verschiedenen Datenbanken, zu denen wir Zugang haben, nach einer DNA suchen, die der ihrigen sehr ähnelt. Statt nach einer vollständigen Entsprechung suchen wir nach jemandem mit gemeinsamen Allelen«, sagte Diane. »Wir könnten Glück haben und in einer unserer Datenbanken das DNA-Profil einer Cousine oder eines anderen Verwandten finden. Sie könnten uns dann vielleicht sagen, wer sie wirklich ist.«

»Ich nehme an, unser kleines Genie da drüben kann das bewerkstelligen«, sagte Drew.

»Wir könnten ihr Foto an Erbrechts-und Familienanwälte faxen oder mailen«, fuhr Diane fort. »Die beiden Ehegatten Clymenes, die wir kennen, waren wohlhabende Männer. Einer von dieser Art von Anwälten ist ihr vielleicht schon einmal begegnet. Das könnte zu ihrer Identifizierung führen und uns Hinweise auf weitere Opfer geben.«

»Großartige Idee, aber wissen Sie, wie viele Anwälte es in unserem Land gibt? Selbst wenn wir uns auf die Erbrechtsanwälte beschränken, sind das immer noch eine

Menge Mails und Faxe«, sagte Merrick.

»Das weiß ich«, sagte Diane. »Vielleicht finden wir einen Weg, die Zielgruppe einzuschränken.«

»Ihr Polizeifoto ist ziemlich schlecht«, sagte Garnett.

»Wir sollten das sowieso nicht verwenden«, sagte Diane. »Diese Sorte von Anwälten hat normalerweise nichts mit Straftätern zu tun. Ihre Klienten sind meist wohlhabende Leute, die kaum in solche Schwierigkeiten geraten. Sie würden also wahrscheinlich dieses Polizeifoto nicht weiter beachten, da sie annehmen, dass sie eine solche Person unmöglich kennen würden. Wir müssen uns eines der Pressefotos beschaffen, die sie zeigen, wie sie gerade das Gerichtsgebäude verlässt. Sie war damals ausgesprochen gut gekleidet und ging in der Rolle, die sie spielte, vollkommen auf.«

Merrick nickte. »Okay. Diese Vorschläge finde ich gut. Noch etwas?«

»Schon, aber das ist« – Diane suchte nach dem richtigen Wort – »vielleicht etwas spekulativ. Wir könnten einen Linguisten beauftragen, ihr Kernvokabular zu analysieren, wenn wir uns eine Sprachaufnahme von ihr beschaffen können. Wir sollten im Gefängnis danach fragen –«

»Was verstehen Sie unter ihrem Kernvokabular?«, fragte Garnett.

»Die Bezeichnungen von Körperteilen, Farben, Tätigkeitsverben, also Wörter, die sie als Kind als Erstes gelernt hat. Der Gebrauch und die Aussprache dieser Wörter werden normalerweise von der Gegend und dem gesellschaftlichen Umfeld stark beeinflusst. Spuren ihres ursprünglichen Akzents könnten auch heute noch bei ihrer Aussprache bestimmter Wörter zu hören sein. Der Linguist könnte sich auch die Texte in ihren Erinnerungsalben und anderes Schriftliche von ihr anschauen.« Diane zuckte mit den

Achseln. »Vielleicht finden wir dadurch heraus, woher sie stammt, obwohl sich ihr Akzent über die Jahre geändert haben wird. Clymene spricht fließend Französisch und Spanisch. Ich glaube, dass sie länger im Ausland gelebt hat. Auch das hätte ihren Akzent verändert. Ich sagte ja, das Ganze ist etwas spekulativ.«

Merrick runzelte die Stirn und schüttelte den Kopf. »Wenn diese Frau tatsächlich ein solches Chamäleon ist, könnte sie einfach ihr Haar schwarz gefärbt haben und jetzt irgendwo als illegale Einwanderin arbeiten.«

Diane nickte. »Sie hat viele Fähigkeiten und kann deshalb viele Rollen spielen.«

»Mein lieber Mann«, sagte Drew, »sie könnte sogar hier als Museumsführerin arbeiten.«

Diane lachte, stoppte dann aber abrupt. »Verdammt ... Nicht sie, aber eine ihrer Schwestern. Verdammt.«

Kapitel 34

Alle Augen richteten sich auf Diane, die gedankenverloren dasaß und sich an alles zu erinnern versuchte, was Karalyn ihr über Bobby Banks erzählt hatte.

»Wie bitte?«, rief Garnett aus. »Wollen Sie mir etwa erzählen, dass eine von ihnen hier ist? Wo?«

»Ich bin mir nicht sicher«, sagte Diane. »Agent Kingsley und mir hat man heimlich Schlafmittel eingeflößt, und das ist wahrscheinlich hier im Restaurant geschehen. Als ich später unsere Kellnerin befragte, stellte sich heraus, dass unsere Getränke von einem anderen Kellner eingeschenkt wurden, und der ist am nächsten Tag nicht zur Arbeit erschienen. Sie beschrieb ihn als ziemlich hübsch für einen Mann. Ich habe mich gerade gefragt, ob es nicht eine von Clymenes Schwestern oder sie selbst in Verkleidung gewesen sein könnte.«

»Sie würden bestimmt kein solches Risiko eingehen«, gab Neva zu bedenken.

»Es ist für eine Frau leichter, als junger Mann durchzugehen, als umgekehrt. Alle Kellner in unserem Restaurant sind noch sehr jung. Einige sind gerade erst mit der Highschool fertig.«

»Das wäre aber sehr wagemutig gewesen«, sagte Kingsley.

»Wie heißt dieser Kellner?«, fragte Garnett.

»Bobby Banks. Laut seiner Adresse lebt er anscheinend mitten im Wald.«

»Er hat also eine falsche Adresse angegeben«, sagte Garnett. »Ich werde mit Ihren Mitarbeitern reden.«

»Fragen Sie sie, ob er einen Adamsapfel hatte«, sagte Diane. »Jungs über vierzehn haben einen, im Gegensatz zu den Mädchen.«

»Immer?«, fragte Garnett.

»Nicht immer, aber die große Mehrheit«, antwortete Diane.

»Während Sie alle Ihre hochwissenschaftlichen Methoden anwenden, werden Drew und ich ganz altmodische Detektivarbeit leisten und mit jedem sprechen, zu dem Clymene im Gefängnis Kontakt hatte«, sagte Merrick. »Wer weiß, welche Methode am Ende Erfolg haben wird.«

»Sie muss irgendwie mit ihren Schwestern kommuniziert haben«, sagte David. »Sie sollten herausfinden, ob Mithäftlinge Informationen weitergegeben haben oder ihr jemand Wegwerfhandys verschafft hat.«

»Mein Gott, warum sind wir nicht selbst darauf gekommen?«, sagte Merrick. »Wenn wir nicht auf euch gehört hätten, würden wir eventuell immer noch da draußen nach ihr suchen und hätten sie vielleicht sogar bereits gefunden.« Während seine Worte ganz leicht sarkastisch klangen, behielt Merrick seinen freundlichen Gesichtsausdruck bei.

David lächelte ihn unschuldig an. »Rufen Sie mich einfach an, wenn Sie noch etwas brauchen«, sagte er.

Das Treffen war damit beendet. Die Marshals und Garnett machten sich auf, um ihre Zeugen zu befragen. Kingsley wollte einen geeigneten Linguisten auftreiben. Auch Dianas Team widmete sich wieder seinen unterschiedlichen Aufgaben. Zurück blieben Jacobs und das Problem der falschen Artefakte.

»Wollen Sie immer noch meine Bücher einsehen?«, fragte ihn Diane.

»Nur der Vollständigkeit halber«, sagte er lächelnd.

Diane hatte ein Tatortreinigungsteam beauftragt, ihre Wohnung zu säubern. Sie schaute auf die Uhr. Sie hatte sich mit Kingsley zum Mittagessen verabredet und hatte jetzt gerade noch Zeit, in ihrem Apartment einige Fotos und andere persönliche Gegenstände zu holen, die bei der Reinigung auf keinen Fall zu Schaden kommen sollten.

Das frisch renovierte neoklassizistische Gebäude leuchtete im hellen Sonnenlicht. Vor Jahren hatte man es in ein Apartmenthaus umgewandelt. Diane wusste nicht, wem es ursprünglich gehört hatte. Sie musste gelegentlich die Hauswirtin einmal danach fragen. Bei diesem Gedanken fiel ihr ein, dass sie mit ihr sprechen musste. Diane trat durch die breiten Doppeltüren, die in den Hausflur und zu den Erdgeschosswohnungen führten. Das Apartment der Hauswirtin lag unmittelbar rechts von der Eingangstür. Sie klopfte.

Eine kleine, weißhaarige, ältere Dame öffnete die Tür. Sie redete normalerweise ununterbrochen, aber als sie Diane sah, verschlug es ihr anscheinend die Sprache. Sie starrte sie nur erschrocken an. Diane begann sich zu fragen, ob sie sich auf dem Weg hierher vielleicht in ein Insekt verwandelt hatte.

»Oh, meine Liebe, das ist jetzt wirklich ungünstig«, sagte die Hauswirtin schließlich.

»Wer ist es, Tante ... oh«, sagte ihr Neffe, als er an die Tür trat. »Du hast recht. ›Ungünstig‹ ist das richtige Wort. Kommen Sie herein«, sagte er mit dem Anflug eines Lächelns.

Als sie eintrat, hörte sie die Stimme einer Nachbarin aus der Etage über ihr. Leslie hatte erst vor ein paar Monaten ein Baby zur Welt gebracht. Sie und ihr Mann waren Studenten an der Bartram-Universität. Sie waren ein nettes Paar. Nach der Explosion eines Meth-Labors in einer nahe gelegenen Straße hatten sie an jede Tür geklopft, um sicherzugehen, dass alle ihre Nachbarn die Evakuierungsanordnung der Polizei gehört hatten. Später hatten sie Diane und den anderen Verantwortlichen, die die schreckliche Aufgabe hatten, die Leichen aus dem Haus zu identifizieren, das während einer Studentenparty in die Luft geflogen war, Kaffee serviert.

»Das ist nicht richtig. Das ist unamerikanisch«, sagte Leslie. Ihre Stimme bebte. Sie schien den Tränen nahe.

»Ich glaube nicht einmal, dass Sie das Recht dazu haben«, sagte ihr Mann. »Ich komme mir hier wie in einem Salemer Hexenprozess vor. Es ist einfach falsch, und Leslie und ich machen da nicht mit.«

Jeder verstummte, als Diane den Raum betrat. Sie schaute sich in dem altmodischen Wohnzimmer ihrer Hauswirtin um. Auf den roséfarbenen Polstersofas, den gleichfarbigen Polstersesseln und den Esszimmerstühlen mit Gobelinstickereien saßen sämtliche Hausbewohner.

Leslie und ihr Mann standen mit dem Rücken zum Kamin. Auf dem Sofa saßen Dianas etwa vierzig Jahre alte Nachbarn aus der Wohnung unter ihr. Ramona wirkte auf Diane immer fürchterlich selbstbezogen und abweisend. Sie und ihr Mann beschwerten sich häufig bei Diane, sie mache zu viel Lärm, obwohl sie doch nur selten zu Hause war.

Diane erkannte noch einige weitere Anwesende. Erst neulich eingezogen war ein Geschichtsprofessor der Bartram-Universität namens Lawrence Donner, ein entfernter Verwandter der Donner-Familie, die von 1846 bis 1847 auf dem später nach ihnen benannten Donner-Pass monatelang im Schnee festsaß. Diane wusste, dass er gerade ein Buch schrieb, in dem er den Vorwurf widerlegen wollte, sie hätten nur durch Kannibalismus überlebt. Er war in die Untergeschosswohnung eingezogen, in der bis vor einigen Monaten ein anderer Bartram-Professor gelebt hatte.

Die Odells, ihre Etagennachbarn mit dem skurrilen Interesse an Begräbnisfeierlichkeiten, saßen auf den geradlehnigen Stühlen. Einige andere kannte Diane nur beim Vornamen. Die meisten versuchten, den Blickkontakt mit ihr zu vermeiden. Diane hätte gerne laut losgelacht, verkniiff sich das aber.

Leslie hatte Tränen in den Augen. Sie hatten ihr Baby nicht dabei. Wahrscheinlich passte ihre Tante darauf auf.

»Ich bin froh, dass Sie hier sind«, sagte Leslie. »Dann müssen sie Ihnen in die Augen schauen. Ich möchte nur, dass Sie wissen, dass wir dagegen gestimmt haben.«

»Meine Liebe«, sagte ihre Hauswirtin, »ich mag Sie wirklich, Diane, das müssen Sie mir glauben ...«

Dianes Handy klingelte und half der Hausbesitzerin aus der Verlegenheit.

»Frank«, sagte Diane, als sie seinen Namen auf dem Display sah, »bitte entschuldigen Sie mich einen Moment.« Sie trat etwas beiseite, um das Gespräch anzunehmen.

»Hey, ich wollte dir nur mitteilen, dass ich heute Nacht in Atlanta bleiben muss.«

»Das ist schon in Ordnung«, sagte sie. »Kein Problem.«

»Du klingst, als ob du dir das Lachen verkneifen müsstest«, sagte er. »Amüsierst du dich gut?«

»Nun, ich glaube, man hat mich gerade aus meiner Wohnung herausgewählt«, sagte Diane. Sie bemerkte, dass Leslie und ihr Mann sie anlächelten.

»Wie bitte?«, fragte Frank nach.

»Ich wollte meine Hauswirtin besuchen. Dabei bin ich unabsichtlich in eine Hausversammlung geplatzt.«

»Sie schmeißen dich raus? Das können sie doch gar nicht.« Als Frank zu lachen anfang, konnte es Diane auch fast nicht mehr zurückhalten.

»Ich höre jetzt lieber auf. Ich rufe dich später noch einmal an«, sagte sie.

Er schwieg einen Moment.

»Was ist?«, fragte Diane.

»Du weißt, dass ich dich liebe«, sagte er plötzlich.

»Darüber bin ich sehr froh«, sagte sie und musste jetzt doch lachen. »Ich liebe dich auch.« Diane wusste nicht, ob sie ihm dies jemals zuvor gesagt hatte. Wenn nicht, hatte sie dafür

einen wirklich seltsamen Zeitpunkt gewählt. Sie klappte ihr Handy zu.

Im Raum war es immer noch totenstill. Diane wollte ihrer Hauswirtin gerade den Grund ihres Kommens mitteilen, als die Nachbarn aus der Etage unter ihr plötzlich zu sprechen begannen.

»Wir können ihr das auch ins Gesicht sagen. Sie bringt einfach zu viel Gewalt in dieses Haus. Erst vor ein paar Monaten mussten wir alle unsere Wohnungen verlassen.«

Leslie sprang wütend auf. »Das war doch nicht ihre Schuld. Sie hatte überhaupt nichts mit dieser Explosion zu tun.«

Ramona, die untere Nachbarin, schnaubte kurz auf. »Und ob sie etwas damit zu tun hatte.«

»Sie hat die Opfer identifiziert«, sagte Leslies Mann. »Dann könnten Sie auch uns die Schuld geben, weil wir den Leuten dort Kaffee serviert haben, lieber Gott.«

»Nun, da gab es auch noch andere Vorfälle. Viele andere Vorfälle«, sagte Ramona.

»Sie hatte eine Katze«, sagte Veda Odell. »Dabei reagiert Marvin auf Katzen allergisch.«

Die Hauswirtin seufzte. »Veda, nein, das stimmt nicht. Ich war das. Sie lebte eine Zeitlang bei mir, bis ich ein geeignetes Heim für sie gefunden hatte.«

Veda schaute sie verblüfft an. »Sie waren das? Sie wissen doch, dass Marvin eine Katzenallergie hat.«

Diane hätte allmählich auch dafür gestimmt, hier auszuziehen, wenn man sie gefragt hätte. Die meisten ihrer Nachbarn hatten einen schweren Schlag. Allerdings musste sie zugeben, dass schon einige Male die Polizei kommen musste, weil in ihrer Wohnung wieder einmal etwas Kriminelles geschehen war. Das war allerdings nicht Dianas Schuld gewesen. Es hatte mit ihrer Stellung als Leiterin des örtlichen Kriminallabors zu tun.

Trotzdem konnte sie verstehen, dass ihre Nachbarn dadurch mehr als einmal belästigt wurden.

Diane wandte sich an die Hausbesitzerin. »Ich bin eigentlich vorbeigekommen, um Ihnen zu sagen, dass morgen die Tatortreinigungsmannschaft kommt. Sie werden meine gesamte Wohnung desinfizieren.«

»Oh, das ist gut. Ich habe mich schon gefragt, was ich tun soll.«

»Sie müssen überhaupt nichts tun. Das wird alles von mir erledigt«, sagte Diane.

»Diane, das Ganze ist so schrecklich«, sagte die Hauswirtin.

»Das ist schon in Ordnung«, erwiderte Diane. »Es ist doch schön, dass Sie dadurch alle einmal zusammenkommen und sich kennenlernen konnten.«

»Das stimmt«, sagte die Hauswirtin. »Bei anderer Gelegenheit hätte das eine richtige Party werden können. Der einzige Mieter, der nicht erschienen ist, ist dieser Junge in 1-D. Er muss verreist sein.«

»Den kenne ich gar nicht«, sagte Diane. »Ist er erst kürzlich eingezogen?«

»Ja. Erst vor einem Monat. Er heißt Bobby Banks.«

Kapitel 35

Bobby Banks«, sagte Diane. »Wie sieht er aus?«

»Ein gutaussehender Junge. Er hat welliges blondes Haar und hübsche blaugrüne Augen. Außerdem hat er den schönsten Teint, den man sich vorstellen kann.«

Alle Augen waren auf Diane gerichtet, als sie ihr Handy aus der Jackentasche angelte. Sie wählte Davids Nummer.

»Hey, Diane, was ist los?«, meldete er sich.

»Ruf Garnett an und bitte ihn, sich einen Durchsuchungsbefehl für die Wohnung 1-D in meinem Apartmentgebäude zu besorgen«, sagte Diane. »Bobby Banks hat dort gewohnt.«

»In deinem Apartmenthaus? Also das ist jetzt wirklich unheimlich«, sagte David. »Wie lange?«

»Etwa einen Monat. Kannst du zusammen mit Neva die Spuren sichern?«

»Klar. Verdammt, ich habe ihn wahrscheinlich in jener Nacht befragt. Ich habe damals in jeder Wohnung jemanden angetroffen«, sagte David.

Ihre Nachbarn tuschelten untereinander, als Diane das Gespräch beendete. Sie steckte das Handy zurück in ihre Jackentasche und wandte sich ihnen wieder zu. Sie schauten sie völlig perplex an. Diane konnte sie verstehen. Diese Dinge passierten ja direkt vor ihrer Wohnungstür.

»Warum haben Sie das getan?«, fragte ihre Hauswirtin. »Stimmt etwas nicht?« Die Angst in ihren dunkelblauen Augen machte Diane ein schlechtes Gewissen.

»Es ist alles in Ordnung«, sagte Diane, obwohl sie wusste, dass dies unter den gegebenen Umständen ziemlich albern klang.

»Ich verlange, dass Sie uns erzählen, was hier los ist«, meldete sich Ramona zu Wort.

»Es ist alles in Ordnung«, wiederholte sie, obwohl es sich immer noch idiotisch anhörte. »Er ist nur jemand, mit dem die Polizei unbedingt reden will.«

»Worüber?«, fragte Ramona nach. »Sie erzählen uns jetzt, was hier vorgeht. Wir haben ein Recht, dies zu erfahren. Was bezwecken Sie mit diesem Vorgehen?«

»Ich mache nur meinen Job.«

»Ich habe Beziehungen zu leitenden Beamten der hiesigen Polizei«, sagte Loyal, ihr Mann. »Sie haben mir erzählt, dass irgendein entkommener Sträfling in Ihrer Wohnung umgekommen ist. Es stand nur wegen Ihnen nicht in der Zeitung«, sagte er.

»Ihre Kontaktperson ist nicht ganz auf dem Laufenden«, sagte Diane. »Chief Garnett wird in Kürze hier eintreffen und Ihnen allen wahrscheinlich einige Fragen über den Mieter von 1-D stellen. Bitte beantworten Sie ihm diese möglichst wahrheitsgetreu. In der Zwischenzeit sollten Sie Ruhe bewahren. Es gibt nichts, worüber Sie sich Sorgen machen müssten.«

»Er meinte, die US-Marshals hätten Sie verhört«, beharrte Loyal.

»Natürlich haben sie das. Es war mein Apartment«, sagte Diane.

»Er meinte dann noch, dass die Presse wegen Ihrer Beziehungen zu einflussreichen Leuten niemals etwas Schlechtes über Sie schreibt, weil diese die Zeitungen einschüchtern würden.«

Loyal war eine sprudelnde Quelle von Fehlinformationen. Sie fragte sich, wer sein Informant sein könnte.

»Wenn Sie in letzter Zeit diese Zeitungen gelesen hätten, wüssten Sie, dass das nicht stimmt«, sagte Diane. Sie hätte nie gedacht, dass sie einmal ihre schlechte Presse dazu benutzen

würde, um sich selbst zu verteidigen.

»Haben Sie die Polizei angerufen, weil wir für Ihren Auszug gestimmt haben?«, fragte ein Mieter, der in Rosewood ein kleines Juweliergeschäft betrieb. Er drehte nervös den Ring an seinem Finger.

»Nein, natürlich nicht. Ich kann doch wegen so etwas nicht den Kriпочef mobilisieren. Oder meinen Sie, jemand stellt mir deswegen einen Durchsuchungsbefehl aus? Dies ist Teil der laufenden Ermittlungen über die Ereignisse in meiner Wohnung. Ich darf Ihnen leider keine Einzelheiten mitteilen, aber Ihre Kooperation wird uns eine Menge helfen.«

»Möchte jemand Plätzchen und Tee?«, fragte ihre Hauswirtin.
»Ich habe gerade frischen gemacht.«

Diane blieb noch, bis Garnett eintraf, damit niemand in Versuchung geriet, zu gehen, obwohl sie nicht wusste, wie sie sie hätte aufhalten können. Sie hatte Angst, dass die Nervöseren unter ihnen einfach davonlaufen würden, nur um nicht mit Garnett sprechen zu müssen. Ein Verhör durch einen Ermittler der Kriminalpolizei gab selbst den Unschuldigen manchmal das Gefühl, in irgendeiner Form schuldig zu sein. Allerdings hatten diese Leute hier wahrscheinlich ein solch schlechtes Gewissen, weil sie für ihren Auszug gestimmt hatten, dass sie auf jeden Fall tun würden, was sie von ihnen verlangte.

Als Garnett ankam und seine Befragungen im Wohnzimmer ihrer Hauswirtin begann, ging Diane die Treppe hinauf in ihr Apartment. Als sie dessen Tür öffnete, schlug ihr der eklige Geruch verwesenden Bluts entgegen. Sie hielt sich ein Tuch vor den Mund und blieb einige Momente am Eingang stehen. Angesichts dieses Gestanks und der hässlichen Blutspuren konnte sie sich nicht vorstellen, jemals wieder hier zu leben. Selbst wenn die Reinigungsmannschaft diesen Geruch

irgendwie beseitigen konnte, würde sie immer noch glauben, sie rieche Blut.

Jin und Neva hatten über die eingetrockneten Blutlachen Bretter gelegt, nachdem sie ihre Untersuchungen beendet hatten. Diane ging in ihr Schlafzimmer und schaute in ihre Schränke. Neva hatte den Großteil ihrer Kleidung bereits mitgenommen. Diane holte aus dem obersten Regal eine Metallschachtel voller Fotos herunter. In der Ecke lag sorgfältig gestapelt ihre Höhlenausrüstung. Sie trug einige Sachen ins Auto. Danach schaute sie in den Kühlschrank. Glücklicherweise war er weitgehend leer. Sie schüttete die Milch weg und warf den Behälter in den Abfall. Auch in ihrer Speisekammer gab es kaum noch Vorräte. Sie hatte einen Großeinkauf geplant gehabt. Den konnte sie sich jetzt sparen.

Diane sah sich in ihrem Badezimmer um. Neva war hier ebenfalls sehr gründlich gewesen. Sie hatte auch nicht Dianas Schmuckkästchen und das Foto von Diane mit ihrer Adoptivtochter Ariel vergessen, das auf dem Nachttisch gestanden hatte. Tatsächlich hatte Neva fast alles Wichtige mitgenommen. Natürlich gab es da noch die CDs und die Stereoanlage. Diane würde ein Umzugsunternehmen beauftragen, alle schweren Sachen abzuholen. Das Sofa und die Sessel würde sie wahrscheinlich wegwerfen, da sie sich nicht vorstellen konnte, dass sie den üblen Geruch jemals wieder herausbekommen würde. Sie fand im Küchenschrank eine Dose Febreze und sprühte sich damit ein.

Als sie die Wohnung verließ, hatte sie sich innerlich bereits von ihr verabschiedet. Sie fühlte sich in ihr nicht mehr heimisch. Allerdings wusste sie im Moment noch nicht, wo ihr neues Heim sein würde.

Als sie ihre Wohnungstür zuschloss, kamen gerade Leslie und ihr Mann die Treppe hoch.

»Es tut mir so leid«, sagte Leslie. »Ich weiß nicht, was ich sagen soll ... nur, dass nicht jeder für Ihren Auszug gestimmt hat.«

Diane lächelte. »Nur die Mehrheit«, sagte sie.

»Sie können das ja gar nicht erzwingen«, sagte ihr Mann.

»Das spielt keine Rolle mehr. Hier drin herrscht sowieso ein einziges Chaos.« Diane wollte das Blut gar nicht erst erwähnen.

»Wir werden Sie vermissen«, sagte Leslie und fiel ihr plötzlich um den Hals.

»Ich Sie auch«, sagte Diane. In Wirklichkeit hatte sie die beiden allerdings fast nie gesehen. »Wie geht es der kleinen Bella?«

Leslie lächelte wieder. »Sie wächst so schnell. Sie wiegt schon fast sechs Kilo.«

»Sie wird ein großes Mädchen«, ergänzte ihr Mann. »Sie ist jetzt schon fünfundsechzig Zentimeter groß.«

»Im Alter von zwei Jahren«, sagte Diane, »wird sie etwa die Hälfte ihrer Erwachsenengröße erreicht haben. Dann wissen Sie ungefähr, wie groß sie tatsächlich werden wird.«

»Sie machen Witze, mit zwei Jahren?«, sagte Leslie.

»Kommen Sie mich doch einmal im Museum besuchen«, sagte Diane.

»Das werden wir. Wir haben das Museum schon einmal besucht, und es hat uns sehr gut gefallen. Ich bin froh, dass es so etwas hier in Rosewood gibt.«

Leslie sah aus, als ob sie jeden Augenblick in Tränen ausbrechen würde. Sie war wohl wirklich sehr gutherzig, musste Diane denken. Man genoss die Gegenwart netter Menschen, wenn man es gewohnt war, ständig den bösen nachjagen zu müssen.

»Das ist schon in Ordnung«, tröstete sie Diane. »Es hat hier ja tatsächlich in letzter Zeit eine Menge ... Ereignisse gegeben,

die vielen Bewohnern Angst gemacht haben.«

»Vielleicht«, sagte Leslie, »aber dass sie Ihnen die Schuld an dieser Explosion gegeben haben. Das war lächerlich.«

»Ramona möchte nur Ihre Wohnung haben. Sie glaubt, sie habe zwei Schlafzimmer. Sie hat diese ganze Sache in die Wege geleitet«, sagte Leslie Mann. »Gerade eben hat sie mit dem Neffen der Hauswirtin geredet.«

»Da wird sie sich aber wundern«, sagte Diane. »Es gibt dort nur ein Schlafzimmer, und die Küche ist winzig. Ich glaube, es ist eine der kleineren Wohnungen in diesem Haus.«

Diane verabschiedete sich und trug ein paar weitere Sachen die Treppe hinunter. Im Erdgeschoss kam ihr Garnett entgegen. Einige ihrer Nachbarn verließen gerade die Wohnung der Hauswirtin. Nur ganz wenige versuchten nicht, Dianas Blicken auszuweichen. Sie nahm an, dass es die waren, die für sie gestimmt hatten.

»Ich habe von diesen Leuten nicht viel erfahren. Ich glaube, Bobby Banks hat versucht, möglichst unauffällig zu bleiben. Übrigens, Bobby ist tatsächlich ein Er«, sagte Garnett.

»Oh, hatte er einen Adamsapfel?«, fragte Diane.

»Einen Penis«, sagte Garnett. »Auf der Männertoilette gibt es Pissoirs.«

»Oh, ein Penis. Das weist tatsächlich auf einen Mann hin«, sagte Diane.

Garnett hustete und lachte zur selben Zeit. »Ich dachte tatsächlich, Sie seien da auf etwas gestoßen«, sagte er.

»Ich auch«, sagte Diane. »Vielleicht hatte er doch irgendwelche Verbindungen zu Clymene.«

»Das vermute ich auch. Ich habe gehört, diese Leute wollen Sie aus Ihrer Wohnung vertreiben.«

»Mein Leben ist etwas zu aufregend für sie«, sagte Diane. »Diese Geschichte war da nur noch der letzte Auslöser.«

»Es tut mir leid, das zu hören«, sagte Garnett. »Kann ich Ihnen irgendwie helfen?«

»Nein, aber ich danke Ihnen für das Angebot. Das wird schon gehen. Ich wohne gerade bei Frank. Ich spiele schon lange mit dem Gedanken, ein Haus zu kaufen. Jetzt wäre vielleicht eine gute Zeit dafür.«

In diesem Moment betrat Neva den Hausflur. Als sie Diane erkannte, eilte sie auf sie zu. »Haben die Sie wirklich aufgefordert, hier auszuziehen?«, fragte sie.

»Das hat aber schnell die Runde gemacht«, sagte Diane.

»Ihre Nachbarn haben es David und mir erzählt, als wir hier ankamen«, sagte Neva. »Das ist ... das ist einfach nur gemein.«

»Ich bin vielleicht wirklich nicht die ideale Nachbarin. Habt ihr etwas gefunden?«, fragte sie.

»Blut«, sagte Neva.

Kapitel 36

Sie haben Blut gefunden?«, fragte Garnett. »Also hatte dieser Junge ... dieser Bobby Banks doch etwas mit Clymene zu tun?«

»Wir haben ein paar Tropfen auf dem Bettkasten entdeckt. Und ein paar im Badezimmer. Es war nicht viel. Er könnte auch Nasenbluten gehabt haben, aber ...«

»Aber was?«, fragte Garnett.

Diane merkte, dass die Hauswirtin sie hinter ihrer einen Spaltbreit geöffneten Tür beobachtete. Sie fragte Neva, ob sie schon einen Untersuchungspfad durch die Wohnung gelegt hätten, auf dem sie diese betreten könnten, ohne Beweisspuren zu kontaminieren.

»Aber sicher«, sagte Neva.

Neva führte die beiden zum Apartment 1-D. Diane hörte noch, wie sich hinter ihnen die Tür der Hauswirtin ganz leise schloss. Als Erstes schaute sich Diane in der ganzen Wohnung um. Vom Zuschnitt her unterschied sie sich kaum von der ihren, außer dass sie vielleicht etwas größer war. Sofa, Stühle, Tisch und Lampen waren neu, aber sehr billig. Es gab keine Bilder, Fotos oder irgendwelche Accessoires.

»Spartanisch«, stellte Garnett fest.

»Da haben Sie recht«, bestätigte Neva. »Im Schlafzimmer und im Bad sieht es genauso aus. Niemand hat hier wirklich *gelebt*. Das war nur eine Übernachtungsstelle.«

»Sie hatten ein *Aber*, von dem Sie uns gerade erzählen wollten«, sagte Diane.

»Wir haben eine Blutentnahmenadel gefunden, die sich zwischen zwei Parkettdielen verkeilt hatte«, sagte Neva. »Ich glaube, hier haben sie sich das Blut abgenommen, das in Ihrer Wohnung ausgeschüttet worden ist, und sich danach ausgeruht.

Clymene und ihre Schwestern waren wahrscheinlich im Schlafzimmer, als David hier klingelte und den Jungen an der Wohnungstür fragte, ob er etwas gehört habe.«

David kam aus der Küche herbei. »Hat Neva euch erzählt, was wir gefunden haben?«, sagte er. »Sie waren hier. Genau hier. Ich habe mit diesem Jungen dort am Eingang gesprochen. Er erzählte mir, er habe gelernt und überhaupt nichts gehört.«

»Ich frage mich, warum er nicht ausgesagt hat, er habe laute Geräusche gehört. Das hätte doch die Version untermauert, dass Diane etwas in ihrer Wohnung angestellt hat«, sagte Garnett.

»Er wäre dann aber der einzige Zeuge gewesen«, gab David zu bedenken. »Wir wären zu ihm zurückgekehrt und hätten gemerkt, dass er nicht mehr da ist. So hingegen war er nur einer der Bewohner in diesem Gebäude.«

»Das sind kluge Leute«, sagte Garnett. »Ich frage mich, woher sie kommen.«

»Das finde ich schon noch heraus«, sagte Diane und wandte sich zum Gehen. »Übrigens macht ihr hier einen guten Job.«

Sie ließ Neva, David und Garnett in Banks' Wohnung zurück und fuhr ins Museum. Dort rief sie ein Umzugsunternehmen an und beauftragte es, alles in ihrem Apartment zusammenzupacken, nachdem die Reinigungsmannschaft ihre Arbeit beendet hatte.

Da Frank an diesem Abend nicht nach Rosewood zurückkehrte, beschloss sie, die Nacht auf einem ihrer Museumssofas zu verbringen. Vielleicht könnte sie einfach ins Museum ziehen. Eventuell ließe sich im Untergeschoss des Ostflügels irgendwo eine kleine Wohnung einrichten. Sie schüttelte den Kopf über diesen Gedanken. Anscheinend bereitete sie sich bereits innerlich auf ein Leben vor, bei dem sie das Museum nie mehr verlassen musste.

Auf ihrem Schreibtisch hatte sie eine kurze Nachricht von Kingsley vorgefunden. Er entschuldigte sich, nicht mit ihr essen gehen zu können, da er unbedingt nach Atlanta zurückkehren müsse. Morgen werde er wieder vorbeischaun. Jacobs hielt sich wahrscheinlich irgendwo im Gebäude auf und versuchte immer noch herauszufinden, ob sie nicht doch Diebe waren. Ihr fiel ein, dass sie ihren Vorstand über die neuesten Entwicklungen in der Altertümersache informieren sollte. Sie schickte allen Mitgliedern eine E-Mail, in der sie sie für diesen Abend zu einer Vorstandssitzung einlud.

Danach begann sie, im Internet zu recherchieren, wie sie am besten zu Vermögens- und Familienanwälten Kontakt aufnehmen könnte. Sie fand mehrere Berufsorganisationen, die Listen von Vermögens- und Familienanwälten ins Netz gestellt hatten, auf denen aber nur deren Postanschriften und nicht ihre E-Mail-Adressen angegeben waren.

Sie rief den Museumsanwalt an und fragte ihn nach Listen, auf denen auch die E-Mail-Adressen von Anwälten stünden. Sie erklärte ihm genau, was sie vorhatte, vor allem, dass es sich bei der Gesuchten um eine Frau handele, die reichen Kunden von Anwälten nachstellen könnte. Er schlug ihr vor, einen entsprechenden Text mit Bild in die verschiedenen Anwalts-Mailinglisten zu stellen.

Diane fand auf der Website der Rosewooder Lokalzeitung ein ziemlich gutes Foto von Clymene. Nachdem sie dafür eine Nutzungserlaubnis eingeholt hatte, verfasste sie eine kleine Botschaft, in der sie um Hilfe bei der Identifizierung der Frau auf dem angefügten Foto bat. Sie überlegte sich lange, wie viel sie von der ganzen Geschichte offenbaren sollte. Schließlich entschied sie sich, vor allem zu betonen, dass sie sich wahrscheinlich an vermögende Männer heranmachen würde. Danach schickte sie den Betreibern der entsprechenden

Listserv-Mailinglisten eine E-Mail, in der sie sie bat, diese Botschaft in ihre Listen aufzunehmen. Sie erklärte ihnen sehr ausführlich, warum es so wichtig war, Clymene aufzuspüren. Sie erwartete eigentlich, dass die Hälfte von ihnen ihre Bitte ablehnen würde. Tatsächlich tat das dann zu ihrer Überraschung kein Einziger.

Danach teilte sie Andie mit, sie werde für eine Weile ins Kriminallabor hinübergehen. Sie vermied den Weg direkt durchs Museum, damit sie niemand aufhalten konnte.

Das Labor war leer. Sie nahm an, dass Jin sich in seinem neuen DNA-Labor aufhielt. Neva und David sicherten immer noch Spuren in ihrem Apartmentgebäude. Sie hatte den Polizeichef und den Bürgermeister bereits mehrfach zu überzeugen versucht, dass sie mehr Mitarbeiter brauche, aber sie hatten jedes Mal abgelehnt. Den gegenwärtigen Personalmangel konnte sie allerdings nicht als Argument anführen. Der Polizeichef würde ihr einfach mitteilen, dass das Aufspüren von Clymene in den Verantwortungsbereich der US-Marshals falle, und er hätte damit sogar recht. Aber Clymene hatte es offenbar auf sie und damit auch auf das Labor abgesehen.

Diane setzte sich an einen Spezialcomputer, auf dem ein Gesichtserkennungsprogramm installiert war und der vor allem für lange Suchläufe geeignet war.

Ausgefeilte Gesichtserkennungsprogramme können ein Gesicht aus der Menge herauspicken. Dies ist für einen Computer gar nicht leicht. Er muss erkennen, dass ein Gesicht keine Wolke, kein Kürbis, Baumstumpf, Stein oder irgendetwas anderes ist, das zufällig einem Gesicht ähnelt. Danach kann die Software dieses Gesicht mit den Bildern vergleichen, die in einer Datenbank gespeichert sind.

Man konnte zum Beispiel ein Foto einscannen und das

Programm in einer Bilddatenbank nach einer Entsprechung suchen lassen. Diane gab Clymenes Polizeifoto ein. In diesem Fall war dies gut genug, da das Programm sich nicht für unterschiedliche Gesichtsausdrücke interessierte. Stattdessen vermaß es besondere Merkmale (zum Beispiel Augen, Nase und Mund). Hierbei bestimmte es deren Position, Abstand und Lage zueinander und bildete daraus eine Indexzahl. Danach suchte es nach Gesichtern mit einem entsprechenden Index.

Als Clymene vor Gericht stand, hatte sich der Staatsanwalt nicht für ihre wirkliche Identität interessiert. Er meinte, er brauche keine alten Geschichten, um ihre Verurteilung zu erreichen. Aus diesem Grund fand auch nie eine tiefer gehende Untersuchung ihres Hintergrundes statt. Diane würde diesen Irrtum jetzt korrigieren. Sie entschloss sich, sowohl in amerikanischen als auch internationalen Datenbanken nach ihr zu suchen.

Von einem anderen Computer aus schickte Diane das Polizeifoto an Colonel Alex Kade. Sie hatte ihn kennengelernt, als er das Foto eines vermissten Kindes mit der Gesichtsrekonstruktion in Übereinstimmung brachte, die Neva auf der Grundlage eines Skeletts hergestellt hatte, das in einem Wald in der Nähe von Rosewood gefunden worden war. Nach seiner Pensionierung suchte er nun mit dem Segen des FBI in einer Datenbank, die er aus Pornographie-Sites im Internet zusammengestellt hatte, nach vermissten Kindern. Seine eigene Tochter war im Alter von fünfzehn Jahren verschwunden. Sie fanden sie erst Jahre später wieder, sie war schlimm missbraucht worden und hatte sich dabei eine tödliche Krankheit zugezogen, der sie bald darauf erlag. Kade meinte nicht zu Unrecht, dass er sie hätte retten können, wenn er sie eher gefunden hätte. Aus diesem Grund versuchte er nun, andere Kinder zu retten.

Diane erklärte ihm in ihrer E-Mail, dass es dieses Mal nicht um ein Kind gehe und es im Übrigen zu spät sei, diese Frau noch zu retten. Sie sei aber vielleicht als Kind von ihrer Familie getrennt worden. Es sei äußerst wichtig, sie aufzuspüren. Diane nannte ihm aber nicht ihren Namen.

Er schickte fast postwendend eine E-Mail zurück und erklärte sich bereit, bei der Suche zu helfen. Diane hatte den Eindruck, dass er ständig am Computer saß und nach vermissten Kindern Ausschau hielt. Er nutzte Computerprogramme, deren Algorithmen den Altersunterschied berücksichtigten, so dass die erwachsene Clymene mit dem Bild einer kindlichen oder jugendlichen Clymene in Übereinstimmung gebracht werden konnte. *Die Computersoftware wird von Jahr zu Jahr ausgefeilter*, dachte Diane.

Als Nächstes rief sie David an. Er und Neva waren auf dem Rückweg ins Museum.

»Ich möchte ›Arachnid‹ verwenden«, sagte sie.

David schwieg eine ganze Weile. »Dafür ist es ja wohl gedacht, nehme ich an«, sagte er schließlich.

Kapitel 37

Arachnid war Davids Baby. Er verglich es selbst mit Rosemarys Baby.

»Dieses Programm ist seinem Wesen nach böse«, hatte er ihr einmal gesagt.

»Nein«, hatte ihm Diane geantwortet. »Es ist nicht böse. Man kann damit Übles tun, aber dann liegt das Übel in seiner Anwendung und nicht in dem Programm selbst.«

Ihr Argument traf auf taube Ohren, da David an einem leichten Verfolgungswahn litt. Er gab dies nicht nur zu, sondern kokettierte sogar noch damit. Die Ironie bei Arachnid war, dass David etwas geschaffen hatte, vor dem er sich selbst am meisten fürchtete: Big Brother. Natürlich war ihm das bewusst, und es vergrößerte noch sein Schuldgefühl. Aber nun war es einmal da und wartete im Untergeschoss auf seine Anwendung als ultimative Datenspinne. (Arachne ist das griechische Wort für »Spinne«.)

Diane plante, in ihrem Museum Arbeitsräume einzurichten, die Leute für wissenschaftliche Arbeiten mieten konnten. In beide Untergeschosse wurden deshalb gerade klimatisierte Lagerräume und Arbeitsräume mit Internetanschluss eingebaut. Das DNA-Labor und David waren die ersten Nutzer. David hatte Räumlichkeiten für seine fotografischen Arbeiten angemietet. Er hielt gelegentlich im Museum Fotografiertkurse ab, weswegen es sinnvoll war, dass ihm dort jetzt auch die entsprechenden Räumlichkeiten zur Verfügung standen. Er hatte sich eine Dunkelkammer, einen Bearbeitungsraum und ein Studierzimmer eingerichtet. Sie waren alle nicht sehr groß, genügten aber Davids Bedürfnissen. Der Computer mit dem Arachnid-Programm stand im Studierzimmer.

David war der Insekten-und Spinnenexperte des

Kriminallabors. Wenn Insekten zu züchten waren, um den Todeszeitpunkt eines Opfers festzustellen, richtete er die Zuchtkästen ein. Er mochte Käfer. Spinnen mochte er nicht besonders. Sie würden böse aussehen, behauptete er. Deshalb hatte er seine Schöpfung auch Arachnid genannt. Aufgabe dieses Programms war es eigentlich nur, das Internet zu durchsuchen.

David hatte es aber geschafft, Suchmaschinenalgorithmen mit Gesichtserkennungsalgorithmen zu verbinden. Er hielt es für eine fürchterliche Verletzung aller Regeln des Datenschutzes, aber er hatte es trotzdem getan, weil er Algorithmen liebte. Er hatte Diane das Versprechen abgenommen, niemandem von diesem Programm zu erzählen – weder Jin noch Neva wussten etwas von Arachnid.

»Es ist wahrscheinlich illegal. Und wenn nicht, sollte es illegal sein«, hatte er Diane gesagt.

Arachnid suchte das ganze Internet nach Bildern durch, pickte Gesichter heraus und verglich sie mit dem, das identifiziert werden sollte. Wenn die Gesichter von Clymene und ihren Schwestern irgendwo im Web waren, würde Arachnid sie finden.

»Du weißt sicher, dass du mit dieser Software viel Geld machen könntest«, hatte sie ihm erzählt.

»Blutgeld«, hatte er erwidert.

Diane hatte die Augen verdreht. »Du weißt ganz genau, dass irgendwann ein anderer auf diese Idee kommen wird. Sie liegt einfach auf der Hand. Vielleicht ist das sogar schon passiert.«

»Irgendwelche Geheimdienste sind bestimmt auch schon darauf gekommen, aber es bleibt trotzdem eine üble Sache. Wir dürfen es nur für gute Zwecke benutzen.«

»David, du machst mir manchmal wirklich ein bisschen Angst.«

»Manchmal kriege ich selbst etwas Angst vor mir.«

Diane ging ins Untergeschoss hinunter und betrat Davids Reich. Dort wartete Arachnid auf sie wie ein schlafender Zyklop. Auf Diane wirkten Bildschirme immer wie einäugige Kreaturen. Der Monitor des Arachnid-Computers war schwarz, was diese Vorstellung noch verstärkte. Sie schaltete den Computer ein und wartete. Plötzlich tauchte auf dem Bildschirm eine Spinne auf, die Diane die weiteren Schritte erklärte. Bei jedem Schritt fragte sie nach, ob Diane ihn wirklich ausführen wolle. Danach gebe es nämlich kein Zurück mehr.

»David«, flüsterte Diane und verzog das Gesicht. »Du hast wirklich einen an der Klatsche.«

Sie scannte Clymenes Polizeifoto ein und wies das Arachnid-Programm an, nach einer Entsprechung zu suchen. Das würde eine ganze Weile dauern, möglicherweise sogar einige Stunden. Diane verließ den Computerraum und schloss ihn ab.

Da sie schon einmal im Untergeschoss war, schaute sie jetzt auch noch im DNA-Labor vorbei. Es wirkte auf sie wie eine futuristische Arztpraxis. Alles war aus Glas, Metall oder weiß. Jin saß an einem Computer.

»Hey«, sagte er und schob ihr einen Stuhl hin. »Ich lasse den Computer nach Verwandten suchen.« Er deutete auf einen weiteren Rechner, der in der Ecke des Raumes lief. »Einige Leute stellen aus ganz unterschiedlichen Gründen ihre DNA ins Internet. Manche wollen damit Familienmitglieder finden. Ich schaue jetzt alle diese Dateien durch.« Er machte eine Pause, bis sich Diane gesetzt hatte. »Glauben Sie, wir werden sie finden?«

»Ich denke nicht, dass sie eine Chance hat«, sagte Diane. »Bei dem ganzen Aufwand, den wir betreiben, muss einfach etwas herauskommen. Wissen Sie, wie die Ermittler im White County mit dem Rivers-Mord vorankommen?«

Jin schüttelte den Kopf und strich sich seine schwarzen Haare hinter die Ohren. »Wir haben ihnen alles gegeben, was wir am Tatort gefunden haben. Das war aber nicht viel. Sie halten wohl alle Clymene für die Täterin und verfolgen deshalb keine anderen Spuren mehr. Ich habe gehört, dass man Sie aus Ihrer Wohnung geworfen hat.«

»Wo haben Sie denn das schon wieder her?«

»Neva hat mich angerufen. Werden Sie bei Frank wohnen?«

»Zumindest eine Weile. Ich habe mich noch nicht entschieden. Vielleicht kaufe ich mir ein Haus.«

»Das wäre prima, Ihre Nachbarn waren sowieso ziemlich verrückt. Wenn ich nur an die Leute auf der anderen Seite des Flurs denke, die Begräbnisse und Todesandenken lieben. Und jetzt wohnt auch noch ein Mitglied der Donner-Familie im Untergeschoss ... Sie müssen wirklich von dort wegziehen.«

Diane lächelte. »Die Wohnung war sehr klein, und außerdem hätte ich gerne einen Vorgarten.«

»Da wir gerade von Schmutz sprechen: Ich habe die Erde an dieser Sphinx analysiert. Sie stammt aus Ägypten, aus der Gegend von Abydos. Es fehlte der Staub, der darauf hinweisen würde, dass sie fünfzig Jahre in einem Magazin stand. Sie muss also aus einer erst kürzlich erfolgten Raubgrabung stammen. Am Steingeficht und der Büste haftete eine Staubmischung, die keiner bestimmten Weltgegend zuzuordnen war.«

»Wir wissen jetzt also, dass der Gürtel vor fünfzig Jahren aus dem Museum von Kairo gestohlen wurde und die Sphinx vielleicht aus einer erst vor kurzem erfolgten Raubgrabung stammt. Damit können wir noch nicht allzu viel anfangen, oder?«, sagte Diane.

»Zumindest wissen wir jetzt, dass die Artefakte keinen gemeinsamen Hintergrund haben«, sagte Jin. »Sie wurden wohl

ausgewählt, weil sie den Altertümern ähnelten, die in den Begleitunterlagen beschrieben werden. Aber warum sollte man so etwas tun?«

»Ich habe keine Ahnung.« Diane schaute auf die Uhr. »Ich habe gleich ein Treffen mit meinem Vorstand.«

»Schon wieder?«, wunderte sich Jin.

»Diesmal habe ich es einberufen. Ich dachte mir, wenn man sie auf dem Laufenden hält, werden sie vielleicht nicht so empfindlich reagieren.«

»Viel Glück«, sagte Jin.

Diane nahm den Aufzug in den zweiten Stock und ging zum Versammlungsraum hinüber. Fast alle waren schon da, obwohl es noch zu früh war. *Sie sind wohl schon gespannt, was es Neues gibt*, dachte sie. Barclay sah düster drein. Sie fragte sich, ob Vanessa schon mit ihm gesprochen hatte.

»Da wir schon vollzählig sind, fange ich etwas früher an. Ich wollte Sie informieren, wie weit wir im Fall der ägyptischen Altertümer inzwischen gekommen sind«, sagte sie. »Die Artefakte, die wir erhalten haben, stimmen nicht mit denen überein, die wir gekauft haben, und mit denen, die auf den Begleitpapieren beschrieben werden. Diese Unterlagen gehören aber zweifelsfrei zu den Stücken, die wir erstanden haben. Außerdem steht fest, dass diese Altertümer, wo immer sie jetzt sein mögen, aus vollkommen gesetzmäßigen Quellen stammen.«

»Also war das Ganze ein Irrtum?«, fragte Harvey Phelps.

»Ich weiß nicht, ob es nur ein Irrtum war. Eines der Stücke steht auf der nationalen Liste gestohlener Kunstgegenstände. Es wurde vor fünfzig Jahren in Ägypten gestohlen. Wir wissen noch nicht, woher die übrigen stammen. Eines zeigt Anzeichen, dass es vielleicht erst vor kurzem ausgegraben wurde, aber auch das ist noch nicht bestätigt.«

»Und was bedeutet das jetzt für uns?«, fragte Anne Pascal. Sie hatte eine leise Stimme und ein freundliches Gesicht. In der letzten Sitzung hatte sie kaum etwas gesagt. Vielleicht dachte sie, sie könne jetzt endlich auch einmal zu Wort kommen. Diane tadelte sich sofort selbst wegen dieses zynischen Gedankens.

»Das bedeutet, dass uns jetzt die Artefakte fehlen, die wir gekauft haben und für die wir schon eine Anzahlung geleistet hatten«, sagte sie. »Ich glaube jedoch, dass wir sie mit Hilfe des FBI aufspüren werden. Allerdings besteht auch die Möglichkeit, dass sie bei einem Brand zerstört wurden, der das Geschäft des Antiquitätenhändlers, bei dem wir sie gekauft haben, vernichtet hat.«

»Haben Sie dieses Geschäft vor dem Kauf unter die Lupe genommen?« Offensichtlich konnte Barclay jetzt nicht länger an sich halten. *Immer noch zänkisch. Es muss Teil seiner Persönlichkeit sein. Kein Tag ohne eine kleine Auseinandersetzung.*

»Golden Antiquities ist – war – eines der renommiertesten Antiquitätengeschäfte in Georgia. Allerdings ging die Leitung gerade vom Vater an den Sohn über, weil der ältere Cunningham in Ruhestand trat. Der jüngere Cunningham war vielleicht nicht ganz so honorig wie sein Vater. Er ist allerdings bei diesem Feuer umgekommen. Das FBI hat große Schwierigkeiten, irgendwelche Zeugen zu finden.«

»Was hat dieser FBI-Agent über Kendel gesagt?«, fragte Laura.

»Er hat sie befragt und danach mit keinem Wort angedeutet, dass er sie in dieser Sache für schuldig hält.« Diane schaute bedeutungsvoll in die Runde.

»Noch etwas: Ich habe herausgefunden, wer die Lanie-LaRu-Radio-Talkshow angerufen und durch seine Fragerei darauf hingedeutet hat, dass wir gestohlene Altertümer »waschen«

könnten«, fuhr Diane fort.

»Wer?«, erkundigte sich Vanessa.

»Meine Quelle hat berichtet, dass Bezirksstaatsanwalt Riddmann jemanden aus seinem Büro zu diesem Anruf angestiftet hat. Er wollte damit Vanessa eins auswaschen. Er glaubte wohl, dass er sich diese Möglichkeit, das Museum öffentlich in den Dreck zu ziehen, nicht entgehen lassen sollte«, sagte Diane.

»Dieser kleine Wicht«, sagte Vanessa. »Ich hätte es wissen müssen.«

»Was können wir dagegen tun?«, fragte der Geschichtsprofessor.

»Nichts«, sagte Diane. »Das Ganze verläuft sich irgendwann im Sande.«

»Wir sollten über den Schaden sprechen, den das Museum durch das Ganze genommen hat«, sagte Vanessa.

»Ich glaube nicht, dass es uns auf lange Sicht schaden wird«, sagte Diane. »Es haben zwar ein paar Leute angerufen und uns mitgeteilt, dass sie uns künftig nicht mehr finanziell unterstützen würden, aber ich glaube, dass dies alles schnell vergessen sein wird, sobald diese Sache hier wieder in Ordnung kommt.«

»Also, meiner Meinung nach machen Sie hier einen hervorragenden Job«, sagte Kenneth Meyerson. »Sie scheinen sogar den FBI-Agenten auf unsere Seite gezogen zu haben.«

»Das ist bei diesen Ermittlungsbeamten schwer zu sagen. Im Moment ist es für uns wohl am besten, so kooperativ wie möglich zu sein.«

»Und was ist mit Ihnen?«, fragte Harvey. »In der Zeitung stand, dass jemand in Ihre Wohnung eingedrungen ist und Sie danach auch noch überfallen wurden. Geht es Ihnen gut?« Er zog seine weißen buschigen Augenbrauen zusammen.

»Mir geht es gut, danke. Die Ermittlungen laufen noch,

deshalb darf ich keine Einzelheiten erzählen«, sagte sie.

»Hat diese ganze Publicity Auswirkungen auf das Museum?«, fragte Barclay.

»Bisher noch nicht«, erwiderte Diane.

»Sie scheinen sich mit Ihren vielen Tätigkeiten etwas zu verzetteln. Ich glaube, wir sollten über einen neuen Direktor nachdenken«, sagte er.

Alle wurden von einem lauten Schlag auf den Tisch überrascht. Es war Vanessa.

»Das ist kein Thema für diesen Vorstand«, sagte sie.

Ihre Stimme war einige Dezibel lauter als gewöhnlich und so energisch, dass niemand ein Wort sagte, nicht einmal Diane.

»Ich meine ja nur, dass wir darüber nachdenken –«, meldete sich nach einer Weile Barclay erneut zu Wort, bis Vanessa ihn unterbrach.

»Diane leitet dieses Museum genau so, wie es sich Milo vorgestellt hat. Deshalb hat er auch dem Direktor so viel Macht verliehen – um jedweden Unsinn zu verhindern. Wir hier sollen beraten und unterstützen. So ist es nun einmal.«

»Okay, Vanessa, ich weiß, dies ist Ihr Museum, aber trotzdem müssen die Dinge richtig laufen«, meinte er trotzig.

»Aber sie laufen doch richtig«, mischte sich Anne Pascal ein. »Das ist das beste Museum weit und breit. Nehmen Sie sich doch einmal die Zeit, alle Räume zu besichtigen und die Ausstellungsstücke richtig, ich meine *richtig*, anzuschauen. Dann werden auch Sie erkennen, was ich meine. Dies hier ist ein Ort des Wissens und der Erkenntnis. Den können Sie nicht wie eine Bank leiten.«

»Gut ausgedrückt, Anne«, sagte Kenneth.

»Ich bin der gleichen Meinung«, sagte Vanessa. »Genau das hatte Milo im Auge, ein Ort des Wissens und der Erkenntnis. Wenn Diane jetzt das Treffen beendet, kann sie zu ihren

Aufgaben zurückkehren.«

»Okay, das Treffen ist beendet. Ich schicke Ihnen E-Mails, wenn wir noch etwas über unsere Altertümer herausfinden.«

Ihr Handy klingelte. Es war Andie. Eine Vermögensanwältin war am Telefon und wollte mit ihr sprechen.

Kapitel 38

Diane eilte in ihr Osteologiebüro im zweiten Stock des Westflügels, das nicht weit vom Versammlungsraum entfernt lag. Sie setzte sich an den Schreibtisch und atmete erst einmal tief durch, bevor sie den Hörer abhob.

»Danke, dass Sie gewartet haben«, meldete sie sich.

»Ich möchte Ihnen nur sagen, dass Ihre Botschaft nicht in die Mailing-Liste der Vermögensanwälte gehört. Diese sollte beruflichen Angelegenheiten vorbehalten bleiben. Sie wurde nicht eingerichtet, um Leuten wie Ihnen bei ihren seltsamen Anliegen zu helfen.«

»Entschuldigung, mit wem habe ich das Vergnügen?«, sagte Diane. Ihrer Stimme war die Enttäuschung anzumerken. Sie hatte geglaubt, einen ersten Hinweis auf Clymenes Hintergrund zu bekommen, und jetzt wollte ihr nur jemand zum zweiten Mal an diesem Tag den Kopf waschen.

»Ich bin Anwältin Emma T. Lorimer und hätte gerne gewusst, mit welchem Recht Sie das Foto dieser Frau im ganzen Internet verteilen und behaupten, sie sei eine Kriminelle.«

»Sie *ist* eine Kriminelle«, sagte Diane.

»Wurde sie verurteilt?«

»Haben Sie denn meine Botschaft nicht gelesen? Sie wurde wegen Mordes verurteilt, und jetzt ist sie aus dem Gefängnis geflohen. Sie ist eine gefährliche Frau, die sich an reiche Familien heranmacht, um ihnen ihr Geld abzuluchsen. Kennen Sie sie?«, fragte Diane.

»Nein, ich kenne sie nicht. Ich habe nur angerufen, um meiner Empörung Ausdruck zu geben, dass Sie eine private Liste auf diese Weise missbrauchen.«

Diane wunderte sich, dass jemand sich die Zeit nahm, sie wegen einer ihrer Meinung nach unpassenden E-Mail anzurufen.

Da musste noch etwas anderes dahinterstecken.

»Dieser Frau, die sich jetzt Clymene O'Riley nennt, gelingt es immer wieder, das Vertrauen anderer Menschen zu gewinnen. Wissen Sie, wer sie ist?«

»Nein. Warum fragen Sie mich das andauernd?«

»Weil Sie sich die Zeit genommen haben, mich anzurufen. Ich schätze es, dass Sie Unschuldige schützen wollen. Es werden mehr Unschuldige fälschlicherweise irgendwelcher Verbrechen angeklagt, als es sich die meisten Menschen vorstellen können, aber diese Frau gehört nicht dazu. Kennen Sie sie oder jemanden, der wie sie aussieht? Ihre Schwestern ähneln ihr sehr.«

»Zum letzten Mal, nein, ich kenne sie nicht. Ich bin nur wütend, dass Sie meine Liste zusammentun und meine Mailbox mit diesem Unsinn zumüllen. Das hat überhaupt nichts mit Vermögensrecht zu tun.«

»Das war kein Spam. Ich habe den Betreiber der Liste um Erlaubnis gefragt«, sagte Diane.

»Nun, dann war es ein Fehler von ihm, Ihnen das zu erlauben.«

»Vielleicht wollte er nur Ihre Klienten vor einer gefährlichen Verbrecherin beschützen.«

»Machen Sie das nie wieder.«

Ein lautes Klicken zeigte, dass sie aufgelegt hatte.

»Was sollte denn das?«, fragte sich Diane verblüfft.

Sie schaute bei Google unter Emma T. Lorimer nach, woher sie stammte. Sie wohnte offensichtlich in Richmond, Virginia. Wahrscheinlich hatte sie nur Dianas Vorgehen für unangebracht gehalten. Vielleicht hatte sie aber auch Clymenes Foto erkannt. Diane druckte die Google-Informationen über sie aus.

Sie ging noch einmal in den Versammlungsraum zurück. Obwohl die offizielle Sitzung vorbei war, saßen immer noch alle Vorstandsmitglieder da und berieten sich gerade, ob sie nicht

der Lokalzeitung einen Leserbrief schicken sollten.

»Was glauben Sie?«, fragte Harvey Diane. »Wir dachten uns, dass ein kleiner Brief vielleicht einige unserer Spender beruhigen könnte.«

»Es wäre vielleicht besser, jeden dieser Spender persönlich anzuschreiben und ihn wissen zu lassen, dass wir dabei sind, die ganze Sache aufzuklären. Wenn wir dann mehr wissen, können wir immer noch einen offenen Brief verfassen.«

»Nun, wenigstens in dieser Frage sind wir einer Meinung«, sagte Barclay. »Ich habe Ihnen gesagt, dass man mit öffentlichen Verlautbarungen sehr vorsichtig sein muss.«

»Diese harmonische Note wäre eigentlich ein guter Zeitpunkt zum Heimgehen«, sagte Harvey und grinste über beide Backen.

»Ich schreibe einen Brief und schicke ihn an alle unsere Spender«, sagte Diane. Auch sie war froh, wenigstens einmal mit Barclay übereinzustimmen.

Vanessa überredete Diane, mit ihr, Laura und Harvey im Museumsrestaurant zu Abend zu essen. Sie verbrachten eine angenehme Zeit miteinander, vor allem weil sie wenigstens diesmal über keinerlei Probleme sprachen. Als Diane aufstand, um zu gehen, legte ihr Vanessa die Hand auf den Arm.

»Hat das alles hier mit mir zu tun?«, fragte Vanessa. »Will mich jemand verletzen, indem er dem Museum schadet?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Diane. »Riddmann versuchte, Ihnen eins auszuwischen, aber meine Quelle sagt mir, dass er nicht hinter der Sache mit den Artefakten steckt. Er hat das Ganze nur für seine Zwecke ausgenutzt.«

»Ich habe in meinem Leben schon eine Menge Leute verärgert«, sagte Vanessa.

»Das haben wir alle«, sagte Harvey.

»Es könnte auch um mich gehen«, sagte Diane, »oder um Kendel, oder auch um Jonas. Er ist der Kurator der

Archäologieabteilung. Wahrscheinlich geht es aber um etwas ganz anderes. Was immer es ist, wir werden es herausfinden.«

Diane ging in ihr Osteologiebüro hinauf, um Deputy Marshal Merrick anzurufen. Sie erreichte nur seinen Anrufbeantworter, auf dem sie ihm eine Botschaft hinterließ. Sie teilte ihm mit, dass die Anwältin Emma Lorimer Clymene vielleicht kannte, das Ganze aber auch ein Holzweg sein könnte. Sie berichtete ihm alle Einzelheiten und betonte am Ende erneut, dass alles nur so ein Gefühl von ihr sei, hinter dem wahrscheinlich gar nichts stecke.

Es war immer noch früh, und sie hatte für den Moment, was die Suche nach Clymene anging, alles getan, was möglich war. Sie würde die Nacht in ihrem Museumsbüro verbringen. Sie entschied sich, noch etwas länger im Labor zu bleiben und die Knochen zu untersuchen, die man ihr aus Ohio geschickt hatte.

Als sie die Knochen auf dem Labortisch auslegte, fielen ihr einige Dinge sofort ins Auge. Sie stammten von einem jungen Menschen. Das Opfer war zwischen zwölf und fünfzehn Jahre alt gewesen. Beide Speichen wiesen verheilte Drehungsbrüche auf. Außerdem bemerkte sie verheilte Rippen und Fingerknochen. Dieses Kind war misshandelt worden, es war weiblich, und es war unterernährt. Dies war der traurigste Satz Knochen, den sie seit langem gesehen hatte. Der Sheriff, der sie um diese Untersuchung bat, hatte ihr erzählt, dass diese Knochen fünfzehn Jahre lang im Regal des örtlichen Leichenbeschauers gelegen hatten. Ein Jäger hatte sie kurz davor in einem Wald gefunden.

Der Schädel lag in einer gesonderten Schachtel. Das Gesicht war vollständig zertrümmert. Als Diane die fürchterlichen Verletzungen betrachtete, entschloss sie sich, die Identität dieses Mädchens herauszufinden, selbst wenn dies weitere fünfzehn Jahre dauern sollte. Sie begann, die Gesichtsknochen,

so gut es ging, zusammenzusetzen.

Sie arbeitete bis in den frühen Morgen hinein. Sie hatte den rekonstruierten Schädel in eine Sandkiste gelegt, bis der Leim vollständig getrocknet war. Danach würde sie ihn von einem Laserscanner abtasten lassen. Mit Hilfe eines speziellen Computerprogramms konnte sie dann das Gesicht rekonstruieren. Die Software konnte es auch »altern« lassen und berechnen, wie das Mädchen als Erwachsene ausgesehen hätte. Vielleicht ähnelte sie ihrer Mutter oder einer Tante, und jemand würde sie erkennen. Diane nahm eine kleine Knochenprobe, um sie einem Labor in Kalifornien zu schicken. Vielleicht konnte es herausfinden, wo das kleine Mädchen aufgewachsen war.

Sie wusch sich die Hände, zog den Laborkittel aus und löschte das Licht. Ihr Museumsbüro lag auf der anderen Seite des Gebäudes im Erdgeschoss. Sie wollte eigentlich einen Nachtwächter rufen, der sie in ihr Büro begleiten sollte, entschied sich aber dagegen. Dies war ihr Museum, und sie würde sich von niemandem so viel Angst einjagen lassen, dass sie nicht mehr allein darin herumlaufen würde. Nur die Ausstellungsräume würden dunkel sein. Außerdem arbeitete gerade die Reinigungsmannschaft im Haus. Sie brauchte also keine Angst zu haben.

Sie schloss ihre Tür ab und winkte dem diensthabenden Wachmann des Kriminallabors zu. Danach ging sie am Dinosaurier-Aussichtspunkt und dem Mitarbeiterzimmer vorbei, das gerade von den Putzfrauen gesäubert wurde. Sie rief ihnen auf dem Weg zum Aufzug ein »Hallo« zu.

Diane kam ohne Zwischenfälle in ihrem Büro an. Im Nachhinein ärgerte sie sich über ihre übertriebene Besorgnis. Sie zog einen Schlafanzug an, machte sich die Couch zurecht und legte sich schlafen.

Sie erwachte, als sie Andie das Büro nebenan betreten hörte. Sie schaute auf die Uhr. Es war acht Uhr. Vier Stunden Schlaf mussten heute genügen. Sie stand auf, holte sich saubere Wäsche aus dem Schrank und nahm eine Dusche. Sie war gespannt, ob jemand in der großen Cyberwelt Clymene O'Riley erkannt hatte.

Kapitel 39

Andie«, sagte Diane auf dem Weg in ihr eigenes Büro, »ich werde mich den Großteil des Tages im Kriminallabor aufhalten. Rufen Sie mich dort an, wenn Sie mich brauchen.«

»Ich habe die Dusche laufen hören. Haben Sie die Nacht hier verbracht? Sind Sie gerade obdachlos?«

Andie hatte sich heute für einen Retrolook entschieden. Sie trug etwas, was Dianas Mutter ein Sackkleid genannt hätte, gerade und ohne Taille. Sie hätte das auch in den sechziger Jahren anziehen können. Es war rosa mit einem schwarzen Besatz und großen schwarzen Knöpfen auf der Vorderseite. Dazu trug sie schwarze Mary-Jane-Lacklederschuhe. Diane musste lächeln.

»Nein. Ich bin nicht obdachlos. Heimatlos vielleicht, jetzt, wo Sie es erwähnen. Ich wohne im Moment bei Frank, und er musste in Atlanta bleiben, deshalb habe ich in meinem Büro übernachtet. Mir gefällt Ihr Kleid.«

Andie stand auf, ergriff den Rock des Kleides und drehte sich einmal schnell um die eigene Achse. »Ich liebe es. Ich habe es in einem kleinen, süßen Vintage-Modegeschäft bekommen, das gerade in der Innenstadt aufgemacht hat.«

»Was ist eigentlich gestern mit Agent Jacobs passiert? Ich habe ihn gar nicht gehen sehen«, fragte Diane.

»Er hat sich die Bücher angeschaut und dann gesagt, er käme wieder vorbei.« Andie zuckte die Achseln. »Dass er niemanden in Handschellen mitnahm, war wohl ein gutes Zeichen.«

»Hoffen wir es zumindest«, sagte Diane.

Diane versuchte, sich zu erinnern, ob sie ihm über die Erdprobe von der Sphinx erzählt hatte. Sie hatte nicht. Sie holte ihr Handy aus ihrer blauen Twilljacke. Agent Jacobs hatte ihr seine Handynummer gegeben, und sie hatte sie in ihr Handy

eingespeichert. Diane hatte es für ein gutes Zeichen gehalten, dass er ihr seine Privatnummer mitgeteilt hatte. Sie drückte die Kurzwahltaste. Er meldete sich sofort.

»Dr. Fallon«, sagte er. »Was kann ich für Sie tun?«

»Die Erdprobe, die wir von der Sphinx genommen haben, stammt aus der Gegend von Abydos in Ägypten«, sagte sie. »Jin meint, sie sei erst kürzlich ausgegraben worden. Es gab kaum andere Verunreinigungen, die darauf hinweisen würden, dass sie längere Zeit in einem Magazin oder sonst wo gelagert worden sein könnte.«

»Das ist eine wertvolle Information. Vielen Dank«, sagte er.

»Nichts zu danken.« Sie beendete das Gespräch.

»Also Sie wissen jetzt, wo das Zeug herkommt?«, fragte Andie.

»Nicht genau. Aber wir wissen jetzt ein klein wenig mehr.«

»Und was ist mit dem Geld?«, flüsterte Andie.

»Ich habe keine Ahnung.« Sie stand auf und steckte das Handy in die Tasche zurück. »Rufen Sie mich an, wenn Sie etwas benötigen. Ich bin im Kriminallabor.«

Ihr gesamtes Team war bereits da. Jin hatte offensichtlich Neuigkeiten. Diane sah es seinem Gesicht an, das aussah, als ob er ersticken würde, wenn er diese Neuigkeiten nicht sofort loswurde. Bevor sie sich zu ihnen setzte, schaute sie aber erst einmal, wie weit die Computersuchläufe gediehen waren. Das Gesichtserkennungsprogramm durchsuchte immer noch mit Lichtgeschwindigkeit sämtliche offiziellen Datenbanken, hatte aber bisher noch nichts gefunden. Diane war etwas enttäuscht. Sie schaute ihre E-Mails durch. Auch Colonel Kade hatte sich bisher noch nicht gemeldet. Irgendwie hatte sie gehofft, sie würde heute aufwachen und der Fall sei gelöst – oder sie hätte wenigstens eine Spur. Natürlich gab es da immer noch Arachnid. Sie würde später hinuntergehen und schauen, ob es

auf etwas gestoßen war.

Unter ihren E-Mails waren auch Rückmeldungen auf ihr Hilfeersuchen in den Mailinglisten, die von fünf verärgerten Anwälten stammten. Es waren kurze, im Wesentlichen höfliche, aber doch sehr bestimmte Botschaften wie »Das ist unangebracht« oder »Ich habe mit dem Betreiber der Liste gesprochen«. Nur einer war etwas deutlicher und fragte sie, ob sie sich überhaupt vorstellen könne, wie »scheißlang« es gedauert habe, dieses Bild herunterzuladen. Nur fünf Beschwerden von Hunderten von Anwälten hielt Diane für einen guten Prozentsatz, vor allem wenn man bedachte, dass diese Leute mit dem Verfassen von Klageschriften ihren Lebensunterhalt bestritten. Sie wusste allerdings nicht, wie viele sich direkt bei den Betreibern beschwert hatten. Diese waren solche Reaktionen aber wohl schon gewohnt.

Ihr Team hatte ihr die ganze Zeit über die Schulter geschaut.

»Noch nichts, Boss, oder?«, sagte Jin.

»Es ist noch früh«, sagte Diane. »Ich glaube, wir sollten uns zusammensetzen und besprechen, welche Fortschritte wir gemacht haben.« Diane stand auf, warf noch einen leicht wehmütigen Blick auf das weiterlaufende Gesichtserkennungsprogramm und ging dann zum Konferenztisch hinüber.

»Ich hätte gerne gewusst«, sagte David, als sich alle gesetzt hatten, »was das mit dem Geld soll. In diesem Umschlag waren immerhin viertausend Dollar. Hat dir das jemand einfach so geschickt?«

»Was für Geld?«, fragten Jin und Neva wie aus einem Mund.

»Ja, jemand hat es mir geschickt«, sagte Diane. »Mit diesem beiliegenden Blatt Papier. Ich weiß nicht, ob es eine Bestechung, Geldzahlung oder die Spende von einem wütenden Mäzen ist, der das Museum immer noch unterstützen

möchte, obwohl er auf mich stinksauer ist.«

»Worüber redet ihr eigentlich?«, fragte Neva.

»Als wir gestern mit all diesen schwerbewaffneten Polizeibeamten zusammensaßen«, sagte David, »reichte mir Diane plötzlich diesen Umschlag voller Hundert-Dollar-Noten rüber.«

»Du machst Witze«, sagte Jin. »Jemand hat Diane bündelweise Geld geschickt?«

»Ja«, sagte Diane, »und ich habe keine Ahnung, wofür. Wir können es der langen und immer noch wachsenden Liste von Dingen hinzufügen, über die ich nichts weiß.« Sie schaute David an. »Hast du etwas darüber herausfinden können?«

»Ja, habe ich. Jin, erinnerst du dich an das winzige Stück Papier, das ich dir gegeben habe, an dem Blut klebte?«, sagte David.

»Du hast dieses Stück von einem Geldschein abgeschnitten? Ist das überhaupt legal?«, fragte Jin.

»Es stammt von einer der Banderolen«, sagte David und funkelte ihn an. »Offensichtlich hat er sich beim Verpacken am Papier geschnitten.«

»Sehen Sie, Boss, und jetzt komme ich ins Spiel«, sagte Jin. »Also machen wir jetzt doch Fortschritte.« Er rieb sich die Hände.

»Endlich«, sagte Diane. »Und was ist es?«

»Das Blut auf der Banderole hat dieselbe DNA wie die Haare an Andies Tasche, die sie Ihrem Angreifer über den Schädel geschlagen hat.«

Diane starrte ihn an. Sie war sich nicht sicher, ob sie deswegen so überrascht war, weil der Angreifer und der Geldsender identisch waren oder weil sie tatsächlich doch noch etwas herausgefunden hatten.

»Sind Sie sicher?«, fragte sie.

»Natürlich bin ich mir sicher«, sagte Jin. »Und keiner von ihnen ist mit Clymene identisch oder auch nur mit ihr verwandt.«

»Ist er irgendwo erfasst?«, fragte Diane.

»Nein«, sagte Jin.

»Warum schickt er Ihnen Geld?«, sagte Neva. »Das ist wirklich seltsam.«

»Ich weiß es nicht. Hast du noch etwas gefunden, zum Beispiel Fingerabdrücke?«, fragte sie David.

»Nein, und das finde *ich* seltsam. Wie kann er sich diese Papierschnittwunde zugezogen haben, wenn er Handschuhe anhatte?«, sagte David.

»Nicht jeder hinterlässt Fingerabdrücke«, gab Jin zu bedenken. »Wer sehr trockene Haut hat oder in seinem Job viel mit Papier zu tun hat, oder –«

»Ich weiß«, sagte David, »dann werden die Fingerkuppen quasi abgeschmirgelt. Ich weiß das. Es ist trotzdem seltsam, dass auf diesem Geld überhaupt keine Abdrücke waren.«

»Was ist mit dem Poststempel?«, fragte Diane.

»Rosewood«, sagte David.

»Hatte es einen –«, begann Jin.

»Nein, es hatte keinen Absender«, sagte David.

»Fragen kann man ja mal«, sagte Jin.

»Was ist mit dem beiliegenden Zettel?«, fragte Diane.

David lächelte. »Der war schon hilfreicher. Es waren einfache Blockbuchstaben. Beim Schreiben wurde sehr stark aufgedrückt. Der Kerl muss wirklich wütend gewesen sein.«

»Was stand auf dem Zettel?«, fragte Neva.

»Schlampe«, sagte David.

»Und du musstest auf die Stärke des Drucks schauen, um zu wissen, dass er wütend war?«, fragte Neva. Sie grinste, als David das Gesicht verzog.

Er ging nicht auf ihre Bemerkung ein. »Interessant war die Art

des Papiers. Er schrieb seine Botschaft auf liniertem Schulpapier, das unter einem weiteren beschriebenen Blatt Papier gelegen haben muss.«

»Ich nehme an, du hast das mit Hilfe der elektrostatischen Oberflächenprüfung herausgefunden?«, sagte Diane.

»Habe ich, aber das war eigentlich gar nicht nötig, weil auch dieser Schreiber so stark aufgedrückt hat«, sagte David.

»Und was stand darauf?«, fragte Diane.

»Einzelne Wörter«, sagte David. Er sprang auf und ging zu seinem Schreibtisch in einem der verglasten Arbeitsbereiche hinüber, um mit einem Stück Papier zurückzukommen. »Stück, rot, blau, haben, Hund, Spiel und Gesicht.«

»Was soll das denn?«, sagte Jin.

»Buchstabierwörter, die Kinder beim Schreibenlernen benutzen«, sagte Diane. »Erste Klasse, wenn ich mich nicht irre.«

David nickte und legte das Papier auf den Tisch. Darauf stand in einer sauberen Druckschrift, die eindeutig von einem Kind stammte, hintereinander eine Reihe von Wörtern.

»Das ist gut«, sagte Neva. »Mit dieser Information lässt sich der Personenkreis, in dem wir suchen müssen, schon etwas eingrenzen.«

»Ich weiß. Jetzt muss ich mir nur noch einen geeigneten Spruch zurechtlegen: Hallo, ich bin von der Polizei von Rosewood und möchte gerne eine Liste der Buchstabierwörter haben, die Sie in Ihrer ersten Klasse benutzen.« David musste lachen, bevor er seinen Satz beendet hatte. Jin, Neva und schließlich auch Diane stimmten in sein Lachen mit ein. Einen Moment lang saßen sie alle vier lachend um ihren Tisch herum.

»Wenn ich mir eine geeignete Vorgehensweise zurechtgelegt habe, werde ich herausfinden, in welcher Schule und vielleicht sogar in welcher Klasse dieses Kind ist.«

Diane hatte endlich das Gefühl, dass sie Fortschritte machten. Sie wollte sich gerade nach Jins DNA-Suche erkundigen, als sie ein rotes Leuchten bemerkte, das aus Davids verglastem Arbeitsraum kam.

Kapitel 40

Was ist das?«, fragte Neva und deutete auf das rote Leuchten in Davids Laborraum.

David verzog das Gesicht. Seine dunklen Augen schauten alarmiert. Er strich sich mit der Hand über den kahlen Schädel und den kleinen übriggebliebenen Haarkranz und warf Diane einen Blick zu.

Was ist los?, dachte sie. Dann dämmerte es ihr: Arachnid hatte etwas gefunden. Sie wollte etwas sagen, unterließ es dann aber.

»Stimmt etwas nicht?«, fragte Neva. »Brennt das Gebäude?«

Diane erkannte Davids Dilemma. Einerseits war er stolz auf sein Programm und wollte seinen Kollegen zeigen, was es konnte. Andererseits hätte er es aber gerne geheim gehalten.

»Okay«, sagte Jin und ließ den Blick von David zu Diane wandern. »Ihr beide macht uns langsam richtig Angst. Was ist los? Müssen wir das Gebäude räumen? Ist eine giftige Chemikalie ausgelaufen? Sind die Speckkäfer aus ihrem Behältnis ausgebrochen oder was?«

Diane sagte kein Wort, sondern schaute nur David an. Dieser setzte sich wieder hin und legte die Hände flach auf den Tisch.

»Wenn ich es euch erzähle, müsst ihr mir versprechen, es geheim zu halten«, sagte er zu Jin und Neva.

Neva schaute Diane an. Ihr Lächeln schien zu fragen, worauf er hinauswollte.

»Versprochen«, sagte sie dann.

»Und du, Jin?«, fragte David.

»Geht klar«, antwortete er.

»Was geht klar?«, sagte David.

»Okay«, sagte Jin. »Ich lege die Hand aufs Herz und schwöre bei allem, was mir heilig ist. War es das, was du hören wolltest?«

Jetzt hast du mich endgültig neugierig gemacht. Wir werden dich nie mehr in Frieden lassen, wenn du es uns nicht erzählst.«

»Okay, ich habe ein neues Computerprogramm geschrieben. Es ist im Keller«, sagte David.

»Wie bitte? Du hast ein Computerprogramm geschrieben, und es ist im Keller? Die beiden Sätze passen irgendwie nicht so recht zusammen. Wovon redest du eigentlich?«

»Ich habe ein Gesichtserkennungsprogramm geschrieben, das das Internet nach Bilddateien durchsucht, darin Gesichter auswählt und sie mit einem vorgegebenen Gesicht vergleicht. Es heißt Arachnid.«

»Und du hast das geheim gehalten?«, fragte Neva verblüfft.
»Du solltest es verkaufen.«

»Es darf nur für gute Zwecke verwendet werden«, entgegnete David. »In den falschen Händen könnte es viel Schaden anrichten. Außerdem läuft bei den Geheimdiensten bestimmt schon ein ähnliches Programm und sammelt Bilder von uns allen.«

»Bedeutet das rote Licht, dass es etwas gefunden hat?«, fragte Neva.

»Ja«, bestätigte David. »Ich habe es angewiesen, meinen Computer hier oben zu informieren, wenn es auf etwas stößt. Ich wusste nur nicht, dass das Licht so ... so leuchtend sein würde.«

»Du hast Clymenes Bild eingegeben, nicht wahr?«, sagte Jin.
»Komm, lass uns danach schauen.«

Sie fuhren mit dem Aufzug ins Untergeschoss und gingen zu Davids Arbeitsbereich hinüber.

»Ich dachte, du beschäftigst dich hier unten mit Fotografie«, sagte Jin, als David die Tür aufschloss.

»Tue ich auch. Aber ich habe hier auch mein Laboratorium«, sagte er in einer Stimme, die wohl an Boris Karloff erinnern

sollte.

David führte sie in den Raum, in dem der Arachnid-Rechner stand. Als sie eintraten, sahen sie als Erstes auf dem Monitor die Nahaufnahme eines Spinnenmauls.

»Mein Gott, David«, sagte Neva. »Jetzt weiß ich auch, warum du uns erzählt hast: ›Es ist im Keller.«« Nevas Boris-Karloff-Imitation war weit besser als die von David.

David machte das Licht an und ging zum Drucker.

»Tatsächlich«, rief er, »Arachnid hat etwas gefunden.« Er reichte Diane die ausgedruckte Seite.

»Die da an dem Tisch sitzt, ist das nicht sie?«, sagte Neva und deutete auf das Gesicht einer Frau, die an einem großen Banketttisch neben einem älteren Mann saß, der seine Hand auf die ihre gelegt hatte. Neben ihnen saßen noch drei weitere Paare.

Neva hatte ein gutes Auge für Gesichter. Diane musste dagegen ganz genau hinschauen. Die Frau auf dem Foto hatte kurze dunkle Haare, die straff zurückgekämmt waren, was sie ziemlich anders aussehen ließ als die Frau, der Diane im Gefängnis gegenübergesessen hatte. Aber es war eindeutig Clymenes Gesicht.

»Speichert es auch die Informationen zum Foto?«, fragte Jin.

»Natürlich. Sonst würde es ja kaum etwas nützen«, sagte David.

Er setzte sich, drückte ein paar Tasten, und der Drucker begann, einige weitere Seiten auszudrucken, die sich Diane sofort anschaute.

»Dieses Foto wurde 1997 in Richmond auf der Jahresversammlung der Anwälte des Staates Virginia aufgenommen«, sagte sie.

Neva las den Rest der Bildunterschrift. Dort wurden alle Namen der Personen auf dem Foto aufgezählt.

»Mr. und Mrs. Grant Bacon«, sagte Neva. »Jetzt kennen wir eines ihrer Pseudonyme. Schade, dass sie nicht auch ihren Vornamen angegeben haben.«

»Es könnte eine ihrer Schwestern sein«, sagte Jin.

»Das stimmt«, sagte David, »wenn sie die gleichen Gesichtszüge haben.«

»Nun, ob nun Clymene oder ihre Schwester, wir haben wenigstens eine von ihnen gefunden«, sagte Neva.

Während sich die drei unterhielten, fiel Diane ein weiterer Name auf.

»Also hat sie sie doch gekannt«, sagte sie.

»Wer hat wen gekannt?«, fragte Neva.

Diane erzählte ihnen von dem Anruf, den sie am Tag zuvor von dieser Vermögensanwältin bekommen hatte, die sich über die E-Mail beschwerte, die Diane auf die Mailing-Liste gestellt hatte.

»Es war diese Frau, Emma Lorimer«, sagte sie und deutete auf den Namen auf der Bildunterschrift. »Ich muss das sofort den Marshals faxen.«

»Jetzt haben die schon ein paar Leute, die sie befragen können«, sagte Jin. »Das wird sie bestimmt glücklich machen.«

»Arachnid hat einen großartigen Job gemacht, David«, sagte Diane. »Endlich kommt eins zum anderen. Mit all diesen Suchmöglichkeiten werden wir bestimmt herausfinden, wer Clymene wirklich ist.«

Diane eilte in das Kriminallabor hinauf und rief Deputy Marshal Merrick an.

»Ich habe Ihre Nachricht auf meinem Anrufbeantworter bekommen«, sagte er. »Ich werde die örtlichen Polizisten bitten, einmal mit dieser Emma Lorimer zu sprechen.«

»Wir haben eines von Clymenes Pseudonymen gefunden«, platzte Diane heraus. »Mrs. Grant Bacon. Ich habe auch die

Namen von Leuten, die mit ihr auf der Jahresversammlung der Anwälte von Virginia von 1997 waren. Eine davon war Emma Lorimer.«

»Sie machen Witze. Glauben Sie, das war ihr richtiger Name, bevor sie Robert Carthwright geheiratet hat?«, fragte er.

»Ich weiß es nicht. Es könnte auch eine ihrer eineiigen Zwillinge sein. Immerhin ist es ein Anhaltspunkt«, sagte Diane.

»Das ist gut, denn wir haben bisher weiter nichts herausgefunden«, sagte Merrick. »Wissen Sie, ob dieser Grant Bacon noch lebt?«

»Nein. Das werde ich als Nächstes überprüfen. Kann ich Ihnen diese Seiten faxen? Ich würde das dann sofort erledigen.«

Er gab ihr eine Nummer.

»Halten Sie mich auf dem Laufenden«, sagte er. »Informieren Sie uns bitte sofort, wenn Sie noch etwas erfahren.«

»Mache ich. Wir haben hier noch ein paar Eisen im Feuer.«

Während sie das sagte, legte sie die Seiten ins Faxgerät und schickte sie ab. Danach setzte sie sich an ihren Computer und suchte im Internet nach Grant Bacon. Zu viele Hits. Als sie »*Grant Bacon, Virginia*« eingab, waren es schon bedeutend weniger Treffer. Sie begann, die Listen durchzuschauen. Es waren immer noch zu viele Möglichkeiten. Als sie »*Grant Bacon, Nachruf*« eingab, war es nur noch ein einziger Eintrag. Grant Bacon aus Richmond, Virginia, starb im Jahr 1998 bei einem Bootsunfall. Er hinterließ seine Frau, Kathy Delancy Bacon, und zwei Söhne aus erster Ehe. Diane druckte diesen Nachruf aus und faxte ihn ebenfalls den Marshals zu.

Danach rief sie Ross Kingsley an.

»Ich habe einen Namen für Sie«, sagte sie, als er sich meldete.

»Für Clymene?«, fragte er.

»Ja.«

»Ich wusste doch, dass Sie das schaffen. Erzählen Sie«, sagte er.

Seine Erregung war deutlich an seiner Lautstärke zu erkennen. Diane wunderte sich, dass ihr die Ohren nicht abfielen.

»Es ist wahrscheinlich eines ihrer Pseudonyme«, sagte sie. »Es könnte aber auch eine der Schwestern sein. Der Name ist Kathy Delancy Bacon. Sie war mit einem gewissen Grant Bacon verheiratet. Ich habe ein Bild der beiden, wie sie an einem Anwaltsbankett teilnehmen. Wenn Sie mir Ihre Faxnummer geben, schicke ich Ihnen, was wir gefunden haben.«

Nachdem er ihr seine Nummer mitgeteilt hatte, fragte er etwas weniger euphorisch: »Haben Sie auch nach ihrem Mann geschaut?«

»Ich schicke Ihnen seinen Nachruf«, sagte Diane.

Kingsley seufzte. »Wie ist er gestorben?«

»Bei einem Bootsunfall. Es gibt keine Details«, sagte sie.

»Die kann ich mir beschaffen. Diane, das ist großartig. Ich bin wirklich baff«, sagte er.

»Offen gesagt, ich auch. Die Marshals überprüfen das Ganze. Es sind auch noch andere Personen auf diesem Bild.« Sie erzählte ihm von Emma Lorimer.

»Das ist aber jetzt interessant. Sie leugnete, sie zu kennen, und hat doch angerufen, um sie zu verteidigen. Ich glaube, ich muss selbst mit dieser Frau sprechen. Mich interessiert wirklich, wie Clymene es immer wieder schafft, Menschen für sich zu gewinnen. Wann war das?«

»Das Bild stammt aus dem Jahr 1997. Er starb 1998«, sagte Diane. Sie gab Kingsleys Nummer in das Faxgerät ein und schickte ihm die entsprechenden Seiten zu.

»Diese Frau hält ihr anscheinend noch nach zehn Jahren die

Treue. Wo fand das alles statt?«, fragte er.

»Richmond, Virginia«, antwortete sie.

»Richmond. Wenn Clymene aus dieser Gegend stammt, kann man es vielleicht doch noch an ihrem Akzent erkennen. Das Gefängnis hatte keine Tonaufzeichnung von ihr. Wir suchen immer noch. Ich lasse gerade einen Linguisten namens Marley die Einträge in ihren Erinnerungsalben durchsehen. Vielleicht findet er etwas über sie heraus. Wenn Sie natürlich weiterhin so schnelle Fortschritte machen, brauchen wir den Linguisten vielleicht gar nicht mehr. Wie sind Sie überhaupt an diese Informationen gekommen?«, fragte er.

Diane hatte diese Frage befürchtet. »Nur durch das Suchen im Internet«, sagte sie.

»Das ist eine gute Spur. Wir können froh sein, dass Lorimer Sie angerufen hat. Diese Bilder und E-Mails an die Anwalts-Mailinglisten zu schicken, war eine hervorragende Idee. Ich wette, dass Sie noch vor heute Abend ein paar weitere Treffer erzielen.«

Er glaubte, sie hätte nach Emma Lorimer im Internet gesucht und sei dann mit viel Glück auf Clymene gestoßen, dachte sie. Nicht schlecht. Sie behielt die Wahrheit zwar nicht gerne für sich, aber David würde durchdrehen, wenn ausgerechnet das FBI etwas von Arachnid erfahren würde.

Diane schaute auf die Uhr. Sie war hungrig, aber die Essenszeit war noch weit entfernt. Dann fiel ihr ein, dass sie nichts gefrühstückt hatte. Sie wollte gerade ins Mitarbeiterzimmer aufbrechen, um sich dort einen Snack zu holen, als Jin an die Tür klopfte und den Kopf hereinsteckte.

Kapitel 41

Jin«, sagte Diane. »Noch mehr Neuigkeiten?«

Sie hatten im Moment so viele Fühler ausgestreckt, dass die Informationen allmählich hereinströmen sollten. Zum ersten Mal glaubte sie wirklich, dass sie Clymene finden würden. Was sie Jin bereits früher gesagt hatte, stimmte: Clymene hatte keine Chance. Diane deutete auf die Sitzgelegenheit vor ihrem Schreibtisch. Jin tänzelte in ihr Büro und warf sich in den Polsterstuhl.

»Wissen Sie, Boss, Davids Spinnenprogramm ist schon etwas Besonderes. Warum versteckt er es? Oder glaubt er wirklich, die ›Men in Black‹ holen ihn sonst ab?«

»Hier geht es wohl um seine Grundüberzeugungen. Er ist der Ansicht, dass das Internet die Privatsphäre respektieren sollte. Wenn Leute Fotos ins Netz stellen, dann nur, damit ihre Mitmenschen sie anschauen können. Sie wollen sicher nicht, dass sie zu anderen Zwecken ausgenutzt werden.«

»Wir haben sie doch nicht ausgenutzt. Wir haben nur nach Clymene gesucht. Wir hätten das auch auf traditionelle Weise tun können. Das hätte dann Jahre gedauert. David ist manchmal wirklich komisch. Ist Ihnen das auch schon aufgefallen?«

»Gelegentlich«, sagte Diane und lächelte. »Sind Sie aus einem bestimmten Grund gekommen, oder wandern Sie nur so im Gebäude herum?«

»Ach so, ja, klar. Langsam macht das Ganze wirklich Spaß. Seitdem wir so viele gute Spuren finden, fängt mir diese Jagd nach Clymene an zu gefallen. Das Blut am Bettrahmen der Wohnung 1-D in Ihrem früheren Apartmenthaus stammt von Clymene Rot«, sagte er.

»Clymene Rot?«

»Ja, erinnern Sie sich noch an diese Weihnachtsbäumchen?

Da gibt es die echte Clymene. Sie ist die Mörderin. Und dann gibt es noch Clymene Rot und Clymene Blau. Ich habe die beiden Schwestern nach den Farben der jeweiligen Weihnachtskugeln benannt.«

Diane nickte. »Okay. Also stammt das Blut am Bett von einer der Schwestern«, sagte sie.

»Ja«, bestätigte Jin. »Allerdings stammten die Epithele in der Blutentnahmenadel, die wir gefunden haben, von Clymene Blau, der anderen Schwester.«

Diane lief es jetzt noch eiskalt den Rücken herunter, wenn sie daran dachte, dass sie die ganze Zeit ohne ihr Wissen nur eine Etage unter ihr gewohnt hatten. Sie fragte sich, wie lange im Voraus Clymene ihre Flucht geplant hatte.

»Gute Arbeit«, sagte sie. »Haben Sie sonst noch etwas in dieser Wohnung gefunden?«

»Nein, obwohl David wirklich gut durchgesaugt hat. Sie wissen ja, wie er ist. Die drei Clymenes haben das ganze Apartment mit Bleichmittel ausgewaschen, bevor sie das Weite suchten. Sie haben nur das Blut am Bett übersehen. Uns wäre das beinahe auch passiert. Es war heruntergetropft und dann unter den Rahmen gelaufen. Die Nadel hatte sich in einer Ecke zwischen zwei Parkettdielen verkeilt. Wir hatten Glück, dass sie das übersehen haben. Clymene und ihr Gefolge sind anscheinend doch nicht unfehlbar«, sagte Jin.

»Irgendwelche Anzeichen des jungen Mannes, der bei ihnen war?«, fragte Diane.

»Nein. Keine von ihm und auch keine von der echten Clymene«, sagte Jin.

Diane wollte gerade einen Kommentar dazu abgeben, als das Telefon klingelte. Sie hob den Hörer ab.

»Fallon.«

»Dr. Fallon, hier ist Alex Kade.« Er sprach langsam und mit

ernster Stimme. »Wie geht es Ihnen?«, sagte er.

»Danke, Colonel Kade. Mir geht es gut. Ich hoffe, Sie haben Neuigkeiten für mich.«

»Die habe ich. Aber nennen Sie mich doch bitte Alex«, sagte er.

»Der *Colonel*, das war in einem früheren Leben.«

»Einverstanden, wenn Sie mich Diane nennen«, sagte sie.

»Abgemacht. Ich glaube, ich habe Ihre Frau gefunden.« Er machte eine Pause. »Sie meinten, es sei zu spät, sie zu retten?«

»Sie lebt, aber ...« Diane ließ den Satz unvollendet.

»Ich muss es nicht wissen. Es tut mir nur leid, dass ich nicht da war, um dieses kleine Mädchen zu retten«, sagte er.

»Ich glaube nicht, dass sie jemals als vermisst gemeldet wurde. Es steht zwar nicht zweifelsfrei fest, aber wir glauben, dass ihr Vater sie verkauft hat«, sagte Diane.

»Oh mein Gott.«

Diane konnte den Schmerz in seiner Stimme hören.

»Auf dem Bild sieht sie wie fünfzehn oder sechzehn aus. Ich schicke Ihnen nur ihr Gesicht. Ich glaube nicht, dass Sie den Rest des Bildes brauchen. Ich schicke Ihnen aber auch die vollständigen Bilder, wenn Sie das für nötig halten, aber –«

»Ich will es eigentlich gar nicht sehen. Es geht einem dann bestimmt nicht mehr aus dem Kopf«, sagte Diane. »Haben Sie auch noch zusätzliche Informationen über diese Bilder?«

»Einige. Dieser Satz Bilder ist schon seit Jahren auf vielen Internet-Pornoseiten zu finden. Sie sind anscheinend sehr beliebt. Ursprünglich wurden sie von einem Mann ins Netz gestellt, der sich Jürgen Heinrich nannte, dessen wirklicher Name jedoch Simon Greene war. Er stammt aus den Vereinigten Staaten, hat aber in den siebziger, achtziger und frühen neunziger Jahren überall in Europa gelebt. Er kommt aus

einer begüterten Familie, hat aber sein eigentliches Vermögen mit dem Verkauf von Sexsklavinnen gemacht. Er war ein wirklich übler Kerl. Ich hätte ihn mir gerne einmal so richtig vorgenommen.«

»Ist er immer noch im Sklavenhandel tätig?«, fragte Diane.

Sie hatte ihre E-Mail-Eingänge durchgeschaut und dabei auch Alex Kades Botschaft gefunden. Sie sah sich die Bilder an. Er hatte alles außer dem Kopf und ihren Schultern weggeschnitten. Diane war froh darüber. Während sie Kade zuhörte, betrachtete sie das Gesicht auf den Fotos. Sie war noch so jung, aber es war eindeutig Clymene. Clymene, als sie etwa fünfzehn Jahre alt war. Auf den Bildern hatte sie zwar den Mund zu einer Art verführerischem Schmollen verzogen, aber ihre Augen erzählten eine ganz andere Geschichte. Sie waren voller Wut.

»Nein. Greene wurde ermordet. Eine Abrechnung unter Verbrechern, wenn Sie mich fragen. Jemand überschüttete ihn mit Kerosin und zündete ihn an. Er lebte noch ein paar Monate, bevor er eine Infektion bekam und starb. Ein schlimmes Ende für einen absolut schlimmen Kerl.«

Clymenes erster Mord, hätte Diane gewettet. Kingsley hatte ihr erzählt, dass der erste Mord gewöhnlich das Muster für alle weiteren abgab. Dieser Heinrich oder Greene starb gewaltsam und unter großen Schmerzen. Clymene mochte ihre Tötungsmethoden den jeweiligen Umständen anpassen, aber auch Archer O'Rileys Sterben war äußerst schmerzhaft gewesen. Auch ihr vorheriger Mann, Robert Carthwright, starb einen schmerzhaften Tod. Dass dieser Tod ein Unfall war, wurde von Tag zu Tag unwahrscheinlicher. Sie tötete reiche Männer auf möglichst schmerzhaft Weise. Der besondere Pfiff dabei war, dass sie diese Männer zuerst heiratete, um an ihr Geld zu kommen.

»Ich schätze Ihre Arbeit«, sagte Diane. »Das Ganze muss für

Sie oft widerlich und emotional höchst belastend sein.«

»Ich bekomme auch von Eltern Bilder geschickt, die sie zusammen mit ihren wiedergefundenen Kindern zeigen. Ich habe sie auf meinen Computer geladen, damit ich sie anschauen kann, wenn ich nach weiteren Vermissten suche. Das lässt mich durchhalten. Ich kenne Ihren Hintergrund ein wenig und weiß, was Sie früher gemacht haben. Das war wohl auch nicht leicht.«

»Nein«, sagte Diane einfach.

»Schlimm ist nur, zu wissen, dass sie nie mehr ein Leben wie früher führen können, selbst wenn ich sie finde und sie nach Hause zurückkehren. Sie werden auf Dauer mit dem leben müssen, was man ihnen angetan hat. Ich habe neulich in den Nachrichten von einem neuen Medikament gehört. Ich glaube, es heißt Propranolol. Es ist eigentlich gegen Bluthochdruck, aber sie meinten, es könne vielleicht auch schlechte Erinnerungen und traumatische Erlebnisse auslöschen. Ich dachte mir damals, es wäre doch gut, wenn man diese Kinder nach ihrer Heimkehr mit so etwas behandeln könnte. Sie hätten dann weit bessere Lebenschancen«, sagte er. »Haben Sie schon einmal davon gehört? Glauben Sie, das ist möglich?«

»Ich habe zwar noch nicht von diesem Propranolol gehört, aber ich bin sicher, dass so etwas möglich ist«, sagte sie.

Diane wusste nicht, ob sie das wirklich glaubte, aber Alex Kade war ein Mann, der entführten und missbrauchten Kindern und ihren Familien unbedingt ein normales Leben zurückgeben wollte. Diane wollte ihm diese Hoffnung auf keinen Fall rauben.

»Weiß man, was mit diesem Mädchen passiert ist?«, fragte Diane.

»Nein, darüber haben wir keinerlei Informationen«, erwiderte er.

»Trotzdem hilft uns das eine Menge«, sagte Diane. »Vielen

Dank.«

»Immer zu Diensten«, sagte er.

»War das der Mann, der nach vermissten Kindern sucht?«, fragte Jin, als Diane aufgelegt hatte.

»Ja. Er hat ein Bild von Clymene gefunden, das sie mit ungefähr fünfzehn zeigt«, sagte sie. »Kingsley und ich glauben, dass ihr Vater sie irgendwelchen Mädchenhändlern verkauft hat.«

»Da könnte man wirklich Mitleid mit ihr bekommen«, sagte Jin. »Sie will sich jetzt wohl dafür rächen.«

»Einerseits tut sie es aus Rache. Andererseits ist sie heute eine vernünftige, erwachsene Frau und weiß, dass das, was sie tut, falsch ist. Stellen Sie sich nur einmal vor, was sie erreichen könnte, wenn sie ihre großen Fähigkeiten wie Colonel Kade einsetzen würde, um Gutes zu tun.«

»Da haben Sie wohl recht. Hey, wollen wir nicht zusammen essen gehen? Ich sterbe vor Hunger«, sagte er.

»So geht es mir auch«, sagte sie. »Wir schauen mal, ob Neva und David uns nicht begleiten wollen. Ich habe David noch gar nicht danach gefragt, ob er über diese Artefakte etwas Neues herausgefunden hat.«

»Vielleicht könnte man Arachnid so verändern, dass es auch nach solchen Sachen sucht«, sagte Jin. »Was denken Sie?«

»Sie können es David ja vorschlagen«, sagte sie. »Ich treffe Sie dann im Restaurant. Ich muss nur noch vorher Garnett anrufen.«

Kapitel 42

Garnett war in seinem Büro, und Diane wurde sofort zu ihm durchgestellt.

»Was gibt's?«, sagte er. Er klang sehr beschäftigt.

»Ich wollte Ihnen nur unsere neuesten Erkenntnisse mitteilen«, sagte sie. »Ich kann aber auch später noch einmal anrufen.«

»Nein, das ist schon in Ordnung. Ich muss nur gerade diesen schrecklichen Papierkram erledigen. Das ist ein notwendiges Übel dieses Jobs«, sagte er. »Trotzdem hasse ich es.«

Diane erzählte ihm alles, was sie bisher über Clymene herausgefunden hatten. »Ich weiß, dass dies in den Verantwortungsbereich der Marshals fällt, trotzdem wollte ich Sie auf dem Laufenden halten«, sagte sie.

»Da hat Ihr Team aber ganz schön viel Neues aufgedeckt«, sagte er. »Meine Ermittler hatten weit weniger Erfolg. Es würde mich interessieren, wie Sie das geschafft haben«, sagte er.

»Mit viel Glück«, sagte sie.

Wieder einmal musste sie flunkern, um Davids Computerprogramm zu schützen. Sie erzählte Garnett von der Anwältin, die sich über ihre Botschaft in der Mailingliste beschwert hatte, und dass sie diese Frau dann auf einem Bild gefunden hatte, das sie zusammen mit Clymene in einem von deren früheren Leben zeigte.

»Natürlich nehme ich nur an, dass es Clymene ist. Es könnte auch eine ihrer Schwestern sein. Wenigstens haben wir jetzt ein paar Namen von Leuten, mit denen wir sprechen können. Das wird die Marshals sicher freuen.«

Garnett schwieg, und Diane konnte Papier rascheln hören.

»Wenn es tatsächlich Clymene ist«, sagte er nach einer langen Pause, »dann macht sie das wohl schon geraume Zeit. Wann war das? Vor zehn Jahren? Ich möchte nicht wissen, wie

viele Leichen sie seitdem hinter sich gelassen hat.«

»Sie hat wahrscheinlich schon viel früher angefangen«, sagte Diane. Sie erzählte ihm von Colonel Kade und seiner Mission, vermisste Kinder aufzuspüren. »Er hat nach Clymene auf Internet-Pornoseiten gesucht und dabei berücksichtigt, wie sie in jüngeren Jahren ausgesehen haben muss.« Sie beschrieb ihm, was Alex Kade gefunden hatte.

»Sie haben wirklich eine Glückssträhne«, sagte er. »Natürlich stehen Ihnen eine Menge Ressourcen zur Verfügung, die wir hier nicht haben. Ich erinnere mich daran, wenn wir das nächste Mal nach einem Vermissten suchen.«

»Meine Mitarbeiter sind sehr kreativ und talentiert«, sagte Diane. »Ich bin sehr stolz auf sie.«

»Was Jin mit dieser Blutprobe angestellt hat, war schon erste Klasse. Der Bürgermeister und der Polizeichef waren sehr beeindruckt«, sagte Garnett. »Sie finden es gut, dass wir jetzt auch ein DNA-Labor haben.«

Diane fragte sich, ob sie sich überhaupt bewusst waren, dass das DNA-Labor wie ihr Osteologielabor Teil des Museums war und nicht der Stadt gehörte. Sie sollten es eigentlich wissen, da sie es nicht bezahlt hatten. Manchmal vergaßen sie aber gern solche trivialen Einzelheiten und hielten alles im Westflügel für ihren Besitz.

»Seine Analyse war wirklich beeindruckend«, sagte sie. So wie seine Präsentation, dachte sie. »Ich bin froh, dass die Marshals einmal gesehen haben, was wir hier alles können.«

»Meinen Chefs gefiel diese Vorstellung ebenfalls. Sie wollen auch auf diesem Gebiet mit Atlanta mithalten, aber ich nehme an, das wissen Sie bereits.« Er lachte. »Benutzen Sie auch diese Gesichtserkennungssoftware?«, fragte er. »Das hat sie ganz besonders interessiert. Anscheinend hat der Polizeichef neulich darüber einen Bericht im Fernsehen gesehen.«

Diane verdrehte die Augen. Das Fernsehen hatte sich für manches zu verantworten. »Wir durchforschen die nationalen und internationalen Datenbanken. Bisher haben wir nichts gefunden. Aber ich hoffe, dass uns noch ein weiterer Vermögensanwalt kontaktieren wird.«

Danach informierte sie Garnett über ihre Funde in der Wohnung 1-D und darüber, dass das Haar ihres Angreifers mit dem Blut auf den Geldbänderolen übereinstimmte.

»Welches Geld?«, fragte er erstaunt.

»Ach, Sie wissen noch gar nichts von diesem Geld?«, fragte Diane. »Stimmt, ich habe es Agent Jacobs erzählt. Sehen Sie, langsam kann ich nur noch schwer auseinanderhalten, was ich Ihnen, den beiden Marshals und den beiden FBI-Agenten mitgeteilt habe, was in wessen Verantwortungsbereich fällt, ganz zu schweigen davon, wer gerade was untersucht.«

»In letzter Zeit gehen bei Ihnen die Ermittlungsbeamten tatsächlich aus und ein. Der Bürgermeister war etwas verärgert über diesen Zeitungsartikel über das Museum und diese ... diese ›aus Raubgrabungen stammenden Altertümer‹, wie es dort hieß.«

»Haben Sie ihm nicht gesagt, dass ihn die Museumsangelegenheiten gar nichts angehen?«, fragte Diane.

»Das Problem mit dem Bürgermeister ist, dass er glaubt, alles in dieser Stadt gehe ihn etwas an«, sagte Garnett und kicherte. »Dieser Jacobs untersucht die Sache mit den Altertümern, nicht wahr?«

»Ja«, erwiderte Diane.

»Und er glaubt, Clymene habe etwas damit zu tun?«

Diane merkte seiner Stimme an, wie verwirrend er das fand. Nichts, was sie bisher entdeckt hatten, deutete auf eine solche Verbindung hin.

»Das ist nur eine der verschiedenen Möglichkeiten, denen er

nachgeht«, sagte Diane. »Clymene kennt sich in der Archäologie aus und verfügte vielleicht auch über die Kontakte, um sich mit dem Museum anzulegen. Allerdings haben wir dafür keinerlei Beweise. Bisher führten alle Untersuchungen in die Sackgasse.«

»Also, was ist nun mit diesem Geld?«, fragte er.

Diane erzählte ihm von dem Päckchen mit den Hundert-Dollar-Noten.

»Also der Typ überfällt Sie, und dann schickt er Ihnen Geld. Der Kerl ist ja ein wandelnder Widerspruch.«

Diane lächelte. »Das haben Sie schön gesagt. Ich habe keine Ahnung, worum es bei diesem Überfall und diesem Geld geht, aber wir verfolgen einige erfolgversprechende Spuren«, sagte sie. »So, ich glaube, jetzt sind Sie wieder auf dem Laufenden. Einige unserer Suchläufe sind noch nicht abgeschlossen. Ich informiere Sie sofort, wenn sich noch etwas ergeben sollte.«

Diane und der Leiter der Rosewooder Kriminalpolizei hatten eine gute Arbeitsbeziehung, worüber sie sich manchmal immer noch wunderte. Am Anfang, bevor es dieses Kriminallabor gab, war sie mit der hiesigen Polizei und Stadtverwaltung überhaupt nicht klargekommen. Das hatte hauptsächlich mit ihrer Weigerung zu tun gehabt, das Museumsgrundstück an einen bestimmten Grundstücksmakler zu verkaufen.

Dieser erzählte jedem, der es hören wollte, dass der Stadt neue Arbeitsplätze, Steuern und andere Vorteile entgehen würden, wenn sie das Anwesen nicht verkaufen würde. Im Gegenzug wies Diane darauf hin, dass das Museum neue Arbeitsplätze schaffe und mit dem Restaurant und dem Museumsladen auch zwei neue Privatunternehmen entstünden. Wenn sie umziehen müsse, würde sie das County verlassen, und alle diese Leute einschließlich der Stadt hätten dann das Nachsehen. Sie war erstaunt, dass niemand auf sie hören

wollte, bis sich dieser Immobilienmakler als Betrüger herausstellte. Aber das war nun alles vergeben und vergessen. Der Bürgermeister fand sie nützlich, und auch mit Garnett kam sie gut aus, nicht zuletzt, weil dieser ein guter Puffer zwischen ihr und den übrigen Rosewooder Größen war. Gegenwärtig war also alles in Ordnung. Trotzdem wartete Diane immer noch auf das dicke Ende.

Als sich ihr Magen bemerkbar machte, hörte sie auf, über die empfindlichen Machtstrukturen in Rosewood nachzudenken, und ging ins Restaurant hinunter, um mit ihrem Tatortteam zu Mittag zu essen. Die Atmosphäre im Museumslokal empfand sie immer als sehr erholend. Gerade heute wirkte das murmelnde Gesprächsgeräusch der vielen Restaurantbesucher richtiggehend entspannend. Am Eingang wurde Diane von einer Kellnerin begrüßt, die gerade auf jeden Tisch eine Vase mit wilden Frühlingsblumen stellte.

Während Diane einen Lachssalat verspeiste, erzählte sie Neva von den Knochen des kleinen Mädchens aus Ohio, das sie unbedingt identifizieren wollte. Sie bat sie, Zeichnungen von ihrem Gesicht und ihrer ganzen Gestalt anzufertigen.

Sie beschrieb Neva die Eigenheiten des Mädchens, die sie dabei berücksichtigen sollte. Ein Bein war etwas kürzer als das andere. Sie sollte ihren gebrochenen Unterarm reiben, weil dieser weh tat. Ihre Augen sollten ängstlich dreinschauen und ihr Gesicht großen Schmerz ausdrücken. Dianas Gesichtsrekonstruktionsprogramm war sehr ausgereift, aber Nevas Zeichnungen verliehen den Dargestellten erst richtiges Leben. Diane wollte die Sache mit dem kleinen Mädchen nicht als weniger dringlich vernachlässigen. Es war dringend, und es war wichtig.

Nach dem Essen schaute sie erst bei Andie vorbei und machte sich dann ins Kriminallabor auf. In der Eingangshalle

stieß sie auf Kingsley, der gerade inmitten einer Schar lärmender Schulkinder das Gebäude betrat.

»Sie kommen wohl auch nicht mehr ohne das Museum aus«, sagte Diane.

»Hier geht einfach viel zu viel vor.« Er grinste sie an. »Ich habe Neuigkeiten.« Er deutete in Richtung Aufzug. »Sollen wir auf die andere Seite gehen?«, sagte er.

Als sich die Aufzugstür öffnete, stürmte ein kleiner Junge von etwa fünf Jahren an ihnen vorbei und stellte sich lachend in die Ecke der Kabine. Eine von Dianas Museumsführerinnen, eine junge Frau namens Emily, lief ihm nach, packte ihn, klemmte ihn unter den Arm und trug ihn heraus.

»Emily«, rief Diane, die von diesem rüden Umgang mit dem kleinen Jungen etwas geschockt war.

Emily drehte sich um und grinste Diane an. »Das ist schon in Ordnung. Das ist mein kleiner Bruder. Die Frau da drüben mit der gerunzelten Stirn ist unsere Mutter.«

Der Junge kicherte und versuchte, sich ihrem Griff zu entwinden.

»Ich verfüttere dich an die Dinosaurier«, rief sie ihm zu. Jetzt krächte er endgültig vor Vergnügen.

»Und ich glaubte, ich hätte einen schwierigen Job«, sagte Kingsley.

Diane schüttelte den Kopf. »Manchmal laufen sie weg und verirren sich im Museum. Sie können die Museumsführer zur Verzweiflung treiben.«

Diane drückte auf den Knopf für den zweiten Stock.

»Ich habe auch einige Neuigkeiten«, sagte sie, als sich die Türen schlossen. »Ich weiß nicht mehr, was genau ich Ihnen alles schon erzählt habe, aber im Moment treffen laufend neue Informationen ein.«

Die Türen öffneten sich, und sie stiegen am Aussichtspunkt

über den Pleistozän-Saal aus.

»Jacobs ist von Ihrem Museum wirklich beeindruckt«, sagte Kingsley, als sie auf das Mammut hinuntersahen. »Er meinte, er wäre sehr enttäuscht, wenn herauskäme, dass Sie etwas mit dem Kauf und Verkauf illegaler Antiquitäten zu tun hätten.«

»Ich hätte gedacht, er hätte inzwischen herausgefunden, dass dem nicht so ist«, sagte Diane.

»Er hält Sie für anständig. Er ist nur vorsichtig. Außerdem kommt er mit seinen Ermittlungen im Moment nicht weiter.« Kingsley lachte. »Er hofft wohl, dass Clymene dahintersteckt.«

»Ich eigentlich auch, aber ich bezweifle es. Selbst eine Clymene hat ihre Grenzen«, sagte Diane. »Obwohl es sie ja immerhin dreifach gibt.«

»Drei Clymenes.« Kingsley musste erneut lachen. »Wer hätte das gedacht?«

Als sie durch die Ausstellungswerkstatt gingen, wurden sie von Janine aufgehalten.

»Ich glaube nicht, dass wir einen Dinosaurier haben sollten, der kleine Kinder schießt«, sagte sie mit in die Hüfte gestemmtten Händen.

Kingsley schaute sie verblüfft an und lachte.

»Ich hielt das auch nicht für eine so gute Idee«, sagte Diane, »aber Sie sollten noch mit Emily Fellows sprechen und herausfinden, was sie darüber denkt.«

»Die Museumsführerin?«, fragte Janine.

»Ja. Sie hat viel mit Kindern zu tun.«

»Wollen Sie das wirklich machen?«, fragte Janine.

»Nicht unbedingt. Ich halte es für eine lächerliche Idee, aber ich bin auch nicht mehr fünf Jahre alt. Ich überlasse es Ihnen«, sagte Diane.

»Ich rede mit ihr.« Janine schüttelte den Kopf und verließ den Raum.

»Muss ich wissen, worum es gerade ging?«, fragte Kingsley.

»Museumsangelegenheiten.«

Sie hielten noch einmal an, damit er sich den Brachiosaurus anschauen konnte, und gingen dann weiter in Dianas Büro im Osteologielabor, wo sie Colonel Kades Bilder aufbewahrte. Sie wollte sie noch einmal genau betrachten. Irgendetwas war ihr an ihnen aufgefallen, ohne dass sie genau gewusst hätte, was es war.

Kapitel 43

Diane nahm hinter ihrem Schreibtisch im Osteologiebüro Platz. Kingsley rückte den burgunderroten Polsterstuhl an den Tisch und setzte sich.

»Das tut gut«, sagte er und lehnte sich aufatmend zurück.

Diane rief ihr E-Mail-Programm auf und ließ sich Alex Kades Botschaft mitsamt den Bildern ausdrucken.

»Ich glaube, das wird Sie interessieren.« Sie überreichte ihm das Material.

Kingsley hatte bisher gelächelt, vielleicht, weil er sich noch an das Gespräch über dieses seltsame Dinosauriermodell erinnerte. Jetzt dagegen verfinsterte sich sein Gesicht zusehends.

»Das erklärt fast alles«, sagte er. »Dieser Heinrich oder Greene oder wie immer er tatsächlich hieß, war ihr erstes Opfer. Er muss es sein. Ich würde meinen ganzen guten Ruf darauf verwetten.«

»Das habe ich mir auch gedacht«, sagte Diane.

»Diane« – er schlug mit der Hand ganz leicht auf die Papierseiten –, »genau auf so etwas hatte ich gehofft. Wie haben Sie das gefunden?«

Sie erzählte ihm von Colonel Alex Kade und seinem Kreuzzug.

»Das Verdienst gehört ganz allein ihm«, sagt sie. »Er hat die Fotos beschnitten, um mich nicht zu sehr zu schockieren. Er meinte, er würde uns auch die kompletten Bilder schicken, wenn wir sie brauchten.«

Die Marshals wollten Clymene nur finden, um sie ins Gefängnis zurückzubringen. Kingsley wollte mehr als das. Er wollte verstehen, was sie zu dem gemacht hatte, was sie heute war. Dafür benötigte er detaillierte Informationen über ihren Werdegang.

»Auf dieser Seite steht ja auch seine E-Mail-Adresse«, sagte er. »Ich werde ihn bitten, mir die Fotos in mein Büro zu mailen. Eigentlich tut sie mir sogar leid. Wie alt war sie damals, vierzehn, fünfzehn? Kein Kind sollte so etwas durchmachen müssen.«

»Mir tut das kleine Mädchen auf den Bildern leid. Als Erwachsener hast du eine Wahl«, sagte Diane.

»Wirklich? Hatte sie wirklich eine Wahl, wenn ihr Vater – wenn das denn stimmt – sie einem Verrückten verkauft hat, der sie als Sexsklavin für sich arbeiten ließ?« Er seufzte. »Wer hat eigentlich wirklich eine Wahl?«

Diane widersprach ihm zwar nicht, teilte allerdings auch nicht seine Meinung – zumindest nicht vollkommen.

»Ich wünschte, wir hätten ihren Namen«, sagte er.

»Darüber habe ich auch schon nachgedacht. Haben Sie sich jemals Clymenes Zelle angeschaut?«, fragte Diane.

»Ja.«

»Wie war sie dekoriert?«, fragte sie.

»Ganz einfach. An der Wand hingen Bilder von Blumen in Vasen. Ich glaube, sie hat sie aus Zeitungen herausgerissen.«

»Waren es Iris, Rosen und Lilien?«, fragte Diane weiter.

Kingsley schaute sie überrascht an. »Ja ... das stimmt. Nur diese Blumen.«

»Das sind die Namen der drei Schwestern«, sagte Diane. »Clymenes richtiger Name ist Iris. Ihre Schwestern heißen Rose und Lily.«

»Das ergibt Sinn – Drillinge, drei Blumenarten. Leichter als Namen, die sich reimen«, sagte er. »Aber wie zum Teufel sind Sie darauf gekommen?«

»Beim Mittagessen habe ich gesehen, wie die Kellnerin Wildblumen auf die Tische stellte, und da machte sich etwas in meinem Unterbewusstsein bemerkbar, etwas, das ich irgendwo

gesehen hatte. Schauen Sie sich doch noch einmal die Bilder an, die Colonel Kade geschickt hat. Auf jedem Bild steht im Hintergrund eine helle Vase mit einer Iris darin. Als ich damals Reverend Rivers besuchte, erzählte er mir, dass die meisten Blumenarrangements in der Gefängniskapelle von Clymene stammten. Sie bestanden alle aus drei Blumen: Iris, Rosen und Lilien.«

»Jetzt brauchen wir also nur noch ihren Nachnamen«, sagte er und grinste. »Sehen Sie, wie schnell Sie auch das gelöst haben. Es war richtig von mir, Sie zu bestechen.«

Diane lächelte leicht gequält. Das Telefon auf ihrem Schreibtisch läutete, und sie hob den Hörer ab.

»Fallon«, meldete sie sich.

»Dr. Fallon, ich bin Trenton Bernard, ein Vermögensanwalt in Seattle. Ich rufe Sie wegen Ihrer E-Mail an. Darin steht, Sie seien die Direktorin des Kriminallabors in Rosewood, Georgia. Ist das richtig?«

»Ja, Mr. Bernard. Macht es Ihnen etwas aus, wenn ich jemanden das Gespräch mithören lasse? Neben mir sitzt Ross Kingsley, ein FBI-Profiler. Wir arbeiten beide an diesem Fall.«

»Ich nehme an, das geht in Ordnung. Die ganze Angelegenheit ist ja höchst seltsam«, sagte er.

Kingsley merkte sofort auf, als sein Name genannt wurde. Er beugte sich vor, als Diane den Telefonlautsprecher einschaltete.

»Hallo, Mr. Bernard«, sagte Kingsley. »Vielen Dank, dass Sie mit uns sprechen.«

»Kennen Sie die Frau auf dem Foto?«, fragte Diane.

»Ich kenne jemanden, der ihr sehr ähnlich sieht«, antwortete er.

»Wie haben Sie sie kennengelernt?«, fragte Diane.

»Sie war mit einem meiner Klienten verheiratet. Allerdings kann ich mir kaum vorstellen, dass sie dieselbe Frau ist, die Sie

in Ihrer E-Mail beschrieben haben. Die Frau, die ich kenne, ist einer der nettesten Menschen, denen ich je begegnet bin. Meine Sekretärin hat mich jedoch davon überzeugt, dass ich Sie anrufen sollte, weil die Frau auf dem Bild meiner Bekannten gar so sehr ähnelt«, sagte er.

»Können Sie uns Näheres von ihr erzählen?«, fragte Diane.

»Ihr Name ist Estelle Redding. Sie und mein Klient Glenn Redding waren insgesamt etwa drei Jahre verheiratet. Glenn ist inzwischen verstorben«, sagte er.

Kingsley schaute Diane bedeutungsvoll an. Sie nickte.

»Er war einer der prominentesten Bürger Seattles, und sie führten eine sehr harmonische Ehe. Sie liebten sich offensichtlich sehr.«

»Wie ist er gestorben?«, fragte Kingsley.

»Das war wirklich eine Tragödie. Nach einer Bypass-Operation hat ihn eine Staphylokokkeninfektion erwischt. Die haben sie dann einfach nicht mehr unter Kontrolle bekommen. Immer wenn sie dachten, er sei über den Berg, hatte er einen Rückfall. In Krankenhäusern sind solche Staphylokokkeninfektionen heutzutage ein großes Problem. Ich habe allerdings gehört, dass das auch für Sportumkleidekabinen gilt. Das kann einem richtig Angst machen. Der arme Glenn hat schrecklich gelitten, bevor er starb.«

»Wann war das?«, fragte Diane.

»Er starb 2001«, sagte er.

»Und wer hat geerbt?«, fragte Diane weiter.

»Estelle erbte den Großteil des Vermögens. Ich weiß, das klingt verdächtig, war es aber nicht.«

»Wie können Sie da so sicher sein?«, fragte Kingsley.

»Etwa ein Jahr vor seinem Tod kam Glenn zu mir, um sein Testament zu ändern. Ich erinnere mich noch an dieses Treffen,

als sei es gestern gewesen. Estelle war mitgekommen. Er hatte Kinder aus einer früheren Ehe, zwei Söhne und eine Tochter. Die waren zu dieser Zeit schon alle erwachsen. Er war wegen einiger unschöner Geschichten, auf die ich hier nicht näher eingehen möchte, wütend auf sie und wollte sie deshalb enterben. Er war dazu eisern entschlossen. Estelle sagte ihm dann, es seien doch seine Kinder, und selbst wenn er jetzt böse auf sie sei, könne sich das doch auch wieder ändern. Auch wenn sie jetzt vielleicht unverantwortlich gehandelt hätten, so müsse das ja nicht immer der Fall sein. Er solle zwar die Dinge nach seinem Gusto regeln, aber sie nicht völlig enterben. Estelle gelang es wirklich, Glenn zu besänftigen. Das war so ihre Art. Danach stand sie auf und meinte, wir beide würden nun bestimmt eine gute Lösung finden, deshalb werde sie jetzt einkaufen gehen. Klingt das etwa wie eine Erbschleicherin?«

»Was hat Mr. Redding dann gemacht?«, fragte Diane.

»Abgesehen von einigen kleineren Begünstigten und etlichen Wohltätigkeitsorganisationen ging der Großteil seines Besitzes an Estelle. In einem beiliegenden Brief hatte er aber geschrieben, dass er es ihr überlasse, den Kindern ihren Teil auszuzahlen, wenn sie der Ansicht sei, sie seien zu reifen und verantwortungsvollen Menschen geworden.«

»Und hat sie das getan?«, fragte Diane.

»Auf die beiden Jungs war sie ziemlich wütend. Die wollten Geld von ihr haben, noch bevor ihr Vater unter der Erde lag. Nach der Testamentseröffnung kam sie zu mir und sagte, sie werde noch etwas warten und sehen, wie sich die beiden entwickelten. Im Moment hätten sie sie aber sehr verärgert. Dagegen richtete sie für die Tochter einen treuhänderischen Vermögensfonds ein, mit einem Bonus, wenn sie ihren Abschluss an einem guten College machen würde. Außerdem tat sie etwas, das ich für sehr anständig hielt und das wohl nicht

viele Frauen getan hätten.«

»Was war das?«, fragte Kingsley.

»Glenn und seine erste Frau hatten eine wirklich hässliche Scheidung. Kurz bevor er starb, stellte man bei ihr Brustkrebs fest. Nach der Operation schien sie zunächst geheilt, aber dann hatte sie einen umso schlimmeren Rückfall. Estelle rief mich in dieser Zeit an. Zwar wisse sie, dass Glenn Marilee zu seinen Lebzeiten gehasst habe, aber da, wo er jetzt war, würde er ihrem Vorhaben zustimmen. Sie gab Marilee zwei Millionen Dollar, damit sie bis zu ihrem Tod gut versorgt war. Klingt das etwa nach der Frau, die Sie in Ihrer E-Mail beschrieben haben?«

»Das war wirklich sehr anständig von ihr«, sagte Kingsley.

»Wie hoch war eigentlich dieses Vermögen?«

»Insgesamt rund zweihundert Millionen Dollar. Ein Teil Bargeld, der Rest Wertpapiere und Immobilien«, sagte er.

Kingsley und Diane sahen sich an. »Nicht schlecht«, sagte er ganz leise.

»Wie sah Estelle aus?«, fragte Diane.

»Ihr Gesicht sah fast so aus wie auf dem Foto in Ihrer E-Mail, nur nicht so viel Make-up. Und ihre Haare waren platinblond, wie man das wohl nennt. Sie war wirklich eine eindrucksvolle Frau.«

»Wissen Sie zufällig, ob sie Blumen mochte?«, fragte Diane.

»Ja, das tat sie tatsächlich. Ihr Wintergarten war voller Rosen, Lilien und Iris.«

»Stehen Sie noch in Kontakt zu ihr?«, fragte Kingsley.

»Bis vor zwei Jahren hat sie sich ab und zu gemeldet. Sie erzählte mir, sie wolle reisen und einige der Orte aufsuchen, an denen sie mit Glenn gewesen war. Sie hat dann einige Male angerufen und sich nach den Jungs erkundigt. Ich musste ihr leider sagen, dass sie sich noch nicht gebessert hätten.«

»Vielen Dank, dass Sie mit uns gesprochen haben«, sagte

Kingsley. »Wir rufen Sie vielleicht später noch einmal an.«

»Ich hoffe, ich konnte Ihnen helfen«, sagte er. »Ich kann zwar immer noch nicht glauben, dass sie mit der Frau identisch ist, die Sie suchen ... aber wie gesagt, meine Sekretärin war der Meinung, ich sollte Sie doch einmal anrufen.«

»Sie haben uns wirklich sehr geholfen«, sagte Diane. »Sie haben das Richtige getan. Vielen Dank.«

Diane legte den Hörer auf, lehnte sich zurück und schaute Kingsley an.

»Was halten Sie davon?«, fragte Kingsley.

»Ich halte sie für ein cleveres Mädchen. Ich glaube, sie hat ihren Mann allmählich und über längere Zeit dazu gebracht, sein Testament zu ändern. Es ist wie dieser Kartentrick, bei dem ich Sie mehrere Male nacheinander bitte, aus mehreren Karten, die ich Ihnen zeige, eine auszuwählen. Wenn ich dann schließlich diejenige aufdecke, für die Sie sich entschieden haben, wundern Sie sich und fragen sich, wie ich das habe wissen können. Dabei habe ich Sie die ganze Zeit unmerklich zu der Karte eingeführt, die Sie auswählen sollten.«

»Ich stimme Ihnen zu«, sagte Kingsley. »Genau das hat sie gemacht. Sie hatte Redding in ihrem Sinne beeinflusst, bevor sie diesen Anwalt aufsuchten. Sie agierte so vernünftig und vertrauenswürdig und besprach mit ihm die verschiedenen Möglichkeiten, wie er sein Testament gestalten könnte. Als sie dann zum Anwalt gingen, dachte er wahrscheinlich, die ganze Idee stamme von ihm. Was halten Sie von diesen Geschenken an die Tochter und deren Mutter?«

Diane zuckte die Achseln. »Vielleicht ein Ablenkungsmanöver. Sie wollte zeigen, wie großzügig sie ist, und davon ablenken, dass die beiden Jungs überhaupt nichts bekamen und der Großteil des Vermögens bei ihr landete. Vielleicht identifizierte sie sich auch mit der Tochter und vielleicht auch mit der Mutter.«

»Sie sollten als Profiler anfangen«, sagte Kingsley.

»Ich werde nur allmählich so zynisch wie diese Frau«, sagte Diane. »Wir hatten recht. Sie hat schon früher getötet. Reddings tödliche Staphylokokkeninfektion ähnelt sehr der Tetanuserkrankung, die sie bei Archer O'Riley angewendet hat.«

»Das ist mir auch aufgefallen«, sagte Kingsley.

»Sie sagten vorhin, Sie hätten auch Neuigkeiten«, sagte Diane.

»Die habe ich auch. Ich habe einem Linguisten die schriftlichen Eintragungen in Clymenes Erinnerungsalben gezeigt. Zuerst fiel ihm gar nichts auf, aber dann stieß er auf einen Ausdruck, der nur auf den Outer Banks, diesen Inselchen vor der Atlantikküste von North Carolina, verwendet wird. Es könnte also sein, dass sie von dort stammt.«

Diane schaute hoch, als sich die Tür öffnete. Es war Jin.

»Hallo. Ich habe eine Verwandte der Drillings gefunden. Interessiert?«

Kapitel 44

Also«, sagte Frank, während er sich aufs Sofa setzte und Diane in seine Arme zog, »du gehst morgen auf eine lange Reise.«

»Wir fliegen. New Bern in North Carolina ist immerhin achthundert Kilometer von hier entfernt«, sagte Diane. »Kingsley möchte sie so schnell wie möglich befragen und sie auch nicht vorher über unser Kommen informieren. Er möchte ihr nicht die Chance geben, uns aus dem Weg zu gehen oder vielleicht sogar Clymene zu benachrichtigen.«

»Wer ist diese Frau?«

»Carley Volker. Sie hatte ihr komplettes DNA-Profil auf eine dieser Familienforschungs-Websites gestellt, auf denen man nach seinen Verwandten und gemeinsamen Vorfahren sucht. Es war für Jin gar nicht so leicht, sie aufzuspüren. Es genügt dabei nicht, irgendwelche Tabellen abzugleichen. Man muss die Wahrscheinlichkeitsrechnung bemühen, wenn man gemeinsame Allele finden will, die auf eine verwandtschaftliche Beziehung hindeuten.«

»Was ist denn euer gegenwärtiger Erkenntnisstand?«

»Wir wissen eigentlich gar nicht so viel. Aber wir haben einige gut begründete Annahmen. Ein Problem besteht darin, dass sie eineiige Drillinge sind. Einige Fotos, die wir finden, stellen vielleicht gar nicht Clymene, sondern eine ihrer Schwestern dar. Sie könnten auch alle zusammen hinter diesen Verbrechen stecken, drei Schwarze Witwen, die das Geld ihrer toten Männer einkassieren.«

»Was glaubst du also zu wissen?«, fragte Frank.

»Ich gehe davon aus, dass Clymene so um die fünfunddreißig Jahre alt ist. Das ist meine Ausgangsbasis.«

Diane setzte sich auf und trank einen Schluck Wein. Sie hatte

zum Abendessen eine ihrer berühmten Drei-Käsesorten-und-Fleisch-Lasagne gemacht, und Frank hatte eine Flasche Wein geöffnet. Sie nahm genüsslich noch einen Schluck.

»Im Jahr 1987 war Clymene möglicherweise mit einem Mann namens Simon Greene, alias Jürgen Heinrich, irgendwo in Europa. Er hat mit ihr Pornofilme gedreht. Kade konnte keine früheren Fotos von ihr finden, aber das hat nicht viel zu bedeuten.«

»Also ist 1987 das erste Datum, an dem du sie festmachen kannst. Wie alt war sie da etwa?«, sagte Frank.

»Fünfzehn. Wir vermuten, dass ihr Vater sie zu dieser Zeit verkauft hat. Vielleicht hat er das aber auch schon viel früher getan. Er betrachtete sie wohl als verzichtbar. Immerhin hatte er ja noch zwei Weitere wie sie«, sagte Diane.

»Tut sie dir leid?«, fragte Frank.

»Es tut mir leid, dass man ihr diese schrecklichen Dinge angetan hat und ihr die Chance nahm, ein normales Leben zu führen«, sagte sie. »Mir tut diese kleine Fünfzehnjährige leid. Die Mörderin, die aus ihr geworden ist, tut mir nicht leid, nein.«

»Warum gehen wir deine Zeitleiste nicht einmal gemeinsam durch«, schlug Frank vor, während er ihre Schultern massierte.

»Okay, 1991 wurde Greene ermordet, lebendig verbrannt. Wir glauben, es war Clymene, aber wir haben dafür keinen Beweis«, begann Diane. »Sie wäre zu dieser Zeit neunzehn gewesen, alt genug, sich selbst zu verteidigen und ab jetzt ihr eigenes Ding zu machen.«

»Man könnte argumentieren, dass sie sich nur verteidigt hat. Es war vielleicht die einzige Möglichkeit, ihrem Peiniger zu entkommen«, sagte Frank. »Wenn das Star wäre, würde ich auch von ihr erwarten, dass sie sich wehrt ...«

»Ich weiß«, sagte Diane. »Und ich würde dir auch zustimmen, wenn das Töten damals aufgehört hätte.«

»Gut, das war 1991. Was kam dann?«

»Das nächste Mal begegnen wir ihr wieder sechs Jahre später im Jahr 1997. Sie heißt jetzt Kathy Delancy Bacon und ist verheiratet mit Grant Bacon aus Richmond, Virginia. Er stirbt bei einem Bootsunfall.«

»Der reiche Ehemann Nummer eins«, sagte Frank.

»Vier Jahre später, 2001, ist sie Estelle Redding, die Ehefrau von Glenn Redding aus Seattle, Washington. Er stirbt an einer akuten Staphylokokkeninfektion und hinterlässt ihr zweihundert Millionen Dollar. 2004 heißt sie Clymene Smith Carthwright, verheiratet mit Robert Carthwright aus Atlanta. Er stirbt, als ein Auto, das er gerade repariert, vom Wagenheber fällt und ihn erdrückt. 2006 ist sie dann Clymene O'Riley, Ehefrau von Archer O'Riley hier in Rosewood, der an Tetanus stirbt. Das ist ihre Geschichte, soweit wir sie kennen«, sagte Diane.

»Die Ereignisse auf deiner Zeittafel haben überall in den Vereinigten Staaten und in Europa stattgefunden. Du hast mir erzählt, dass das von Jin erstellte epigenetische Profil darauf hindeutet, dass Clymene von ihren Schwestern getrennt wurde und eine Reihe von Jahren umherzog, während die beiden anderen Schwestern näher beieinander gelebt haben müssen. Das würde den Schluss untermauern, dass die Frau in deiner Zeittafel wirklich Clymene und nicht eine ihrer Schwestern war«, sagte Frank.

»Ich bin mir ziemlich sicher, dass es sich um Clymenes Zeittafel handelt, aber ich möchte im Moment andere Möglichkeiten noch nicht ausschließen. Clymene hat uns bisher schon einige Male überrascht.«

»Noch etwas Wein?«, fragte Frank.

Diane schüttelte den Kopf und kuschelte sich wieder in Franks Arme. »Das ist wirklich richtig heimelig«, sagte sie.

»Du weißt, dass du das weit regelmäßiger haben könntest«,

sagte er.

»Was meinst du damit?«, fragte sie.

»Du weißt genau, was ich meine. Du brauchst ein Heim. Zieh hier ein. Das ist ein großes Haus. Du kannst hier dein eigenes Reich haben, wenn dir das angenehmer ist. Du könntest die ganze obere Etage übernehmen.«

Diane schwieg einige Sekunden. Bei Frank einzuziehen, hatte irgendwie etwas Verpflichtendes. Andererseits genoss sie es, Frank so nahe zu sein. Sie würde gerne abends in ein solches Heim zurückkehren.

»Du sagst ja gar nichts«, unterbrach er die Stille. »Du musst doch irgendwo wohnen, solange du ein Haus suchst. Dann kannst du dir bei dieser Suche auch richtig Zeit nehmen. Probiere es einfach mal aus, länger hierzubleiben. Vielleicht gefällt es dir sogar. Außerdem brauche ich jemanden, der so gute Lasagne macht.«

Diane lachte und wollte ihn wegdrücken, aber er küsste sie.

»Das ist angenehm«, sagte sie nach einer Weile.

»Das ist mehr als angenehm«, sagte er und rieb ihr mit dem Daumen über die Lippen. »Das fühlt sich doch gut an, oder?«

»Ich bleibe so lange hier, bis ich darauf eine Antwort habe«, sagte sie.

»Okay. Ich betrachte das als ein Ja«, sagte er und gab ihr noch einen Kuss.

»Ich habe ja auch schon viele meiner Sachen hier«, sagte sie.

»Siehst du, noch ein Grund mehr«, sagte Frank und lachte.

»Es tut gut, mit dir zu reden«, sagte sie. »In letzter Zeit hat mich nur noch diese Sache mit Clymene und den Altertümern beschäftigt.«

»Hältst du sie für eine Soziopathin?«, fragte Frank.

»Sie leugnet, eine zu sein.«

»Würdest du einer Soziopathin glauben?«

»Das ist das Problem mit Clymene. Man geht ihr so leicht auf den Leim. Dabei sind es gar nicht die großen Dinge, sondern die Kleinigkeiten, wie etwa das Geld, das sie Reddings Tochter und seiner Ex-Frau gegeben hat. War das ehrliches Mitgefühl oder nur Teil ihres Versuchs, das Vertrauen ihrer Mitmenschen zu gewinnen? Dasselbe gilt für ihre Sorge um Grace Noel und Eric Tullys Tochter. Sie schien sich wirklich um die Kleinen Sorgen zu machen, ich habe ihr das zumindest abgenommen. Allerdings ist sie auch im höchsten Maße raffiniert«, sagte Diane.

»Interessanter Fall. Ich kann verstehen, warum Kingsley so fasziniert von ihr ist. Sie muss der Traum eines jeden Profilers sein. Ich hole mir etwas Eiskrem«, sagte er. »Möchtest du auch welche?«

»Ja, bitte. Was für Sorten hast du?«

Diane wusste, dass er immer mehrere dahatte. Frank kaufte gewöhnlich mehr Nahrungsmittel ein, als er eigentlich benötigte, um immer eine Auswahl zu haben. Deswegen stand wohl auch eine solch riesige Gefriertruhe auf seiner rückwärtigen Veranda.

Franks Küche passte zum Rest des Hauses. Die Einbauschränke waren aus dunklem Holz, wie es dem Kolonialstil des ganzen Gebäudes entsprach. Seine Küchengeräte waren blendend weiß, und der Boden war aus dunkelgrünem Schiefer. Aber vor allem konnte man gut darin kochen. Sie war allemal bequemer als die kleine Küche in ihrer alten Wohnung.

»Wie wäre es mit Rum und Rosinen?«, fragte er.

»Das klingt großartig.«

Er holte zwei Packungen aus dem Tiefkühlfach, öffnete sie und drückte ihr einen Löffel in die Hand.

»Wir essen sie aus dem Karton?«, fragte sie.

»Natürlich. Das ist die einzig richtige Art, Eiskrem zu essen.«

Er grinste, und sie setzten sich an den kleinen Küchentisch, um ihr Eis zu verspeisen.

»Das schaffe ich aber nicht ganz«, sagte sie.

»Hebe es dir für später auf. Was ist eigentlich mit diesen angeblich gestohlenen Antiquitäten?«

»Wir machen im Moment überhaupt keine Fortschritte. Gut ist nur, dass nichts auf eine direkte Beteiligung des Museums oder eines seiner Mitarbeiter hinweist. Schlecht ist, dass wir damit unseren Ruf nicht wiederherstellen können. Offen gesagt, weiß ich nicht, was dieser FBI-Typ überhaupt macht. Er hat sich viel mit dem Clymene-Fall beschäftigt.«

»Mit dem Clymene-Fall? Wieso das denn?« Frank schob sich einen weiteren Löffel Eiskrem in den Mund.

»Eigentlich stimmt das so nicht. Er und Ross Kingsley sind Freunde und haben sich oft über diesen Fall unterhalten. Jacobs hatte dann die Idee, dass Clymene vielleicht auch hinter dieser Altertümersache stecken könnte. Sie kennt sich zwar in Archäologie aus, aber ...« Diane zuckte die Achseln.

»Du glaubst das nicht?«, fragte er.

»Ich weiß es nicht. Die Theorie ist so gut wie jede andere, denn eigentlich haben wir bisher überhaupt nichts in der Hand«, sagte sie. »Das Ganze erschien mir von Anfang an wie ein Spiel. Ich konnte das Gefühl nie abschütteln, dass alles, was geschieht, ein weiterer Zug in diesem Spiel sein könnte.« Diane schüttelte den Kopf. »Diese Eiskrem ist wirklich gut.«

»Du hast diese Sorte noch nie gegessen?«, wunderte er sich.

Das Telefon klingelte. Erst bei dieser unwillkommenen Störung wurde Diane bewusst, wie gerne sie mit Frank allein war. Er nahm den Anruf entgegen und reichte ihr den Apparat rüber.

»Anne Pascal«, sagte er.

»Ein Vorstandsmitglied meines Museums.«

»Diane. Hallo. David Goldstein hat mir Ihre Nummer gegeben. Er bat mich, ihm bei der Suche nach dem Lehrer zu helfen, der diese Liste von Buchstabierwörtern benutzt. Ihr Leben ist wirklich hochinteressant«, sagte sie.

Stimmt, mein Leben ist ein chinesischer Fluch, dachte sie. »Wir wissen Ihre Hilfe zu schätzen. Haben Sie etwas gefunden?«

»Ja. Als Erstes habe ich die Wörter mit verschiedenen Kinderbüchern verglichen. Gewöhnlich kommen solche Buchstabierwörter aus dem Buch, das die Kinder in der entsprechenden Woche gerade lesen. Ich habe eine befreundete Schulbibliothekarin angerufen, und wir fanden zusammen heraus, dass die Wörter auf Davids Liste aus einem Kinderbuch namens *Jack und der große runde Ball* stammen. Dann habe ich mich an einige Lehrer gewandt und sie gefragt, wer dieses Buch in letzter Zeit im Unterricht verwendet hatte, und ... Nun, am Ende fand ich heraus, dass diese Buchstabierwörter eine gewisse Mrs. Coker am letzten Montag ihrer Klasse an der Jewel-Grundschule in Adamsville diktiert hatte. Ich bat sie daraufhin um eine Liste ihrer Schüler. Sie reagierte jedoch ziemlich abweisend, als sie hörte, dass diese Liste für die Polizei bestimmt sei. Das tut mir leid.«

»Das ist schon in Ordnung. Ich verstehe das. Ich bin sowieso überrascht, dass Sie diese Lehrerin und ihre Klasse finden konnten. Sie haben uns damit sehr geholfen«, sagte Diane. »Ohne Sie hätten wir das nie geschafft.«

»Oh, das hat richtig Spaß gemacht. Ich bin mir ein bisschen vorgekommen wie Miss Marple. Ich bin Ihnen sogar dankbar, dass Sie mich gefragt haben. Im Übrigen wollte ich Ihnen noch einmal sagen, wie gerne ich im Vorstand des Museums bin. Ich liebe diesen Ort«, sagte sie.

»Es überrascht mich, dass Sie sich inzwischen nicht gefragt

haben, in was Sie denn da hineingeraten sind«, sagte Diane.

»Aber überhaupt nicht. Ich habe es wirklich genossen, wie Sie Thomas Barclay diese Abfuhr erteilt haben. Er sitzt nämlich auch im Schulausschuss unserer Stadt und liebt es, dort die Lehrer runterzubügeln. Ich kann sein ›als ich noch in der Schule war‹ schon nicht mehr hören. Warum glauben manche Leute, die auf einem bestimmten Gebiet Erfolg haben, dass sie deshalb alles besser wüssten? Er hält Lehrer anscheinend für überqualifizierte Babysitter«, sagte sie. »Aber ich hatte Sie eigentlich nicht angerufen, um über Thomas Barclay zu schimpfen.«

»Ich hoffe, dass sich Barclay noch anpassen wird. Der Museumsvorstand unterscheidet sich von den anderen Vorständen und Ausschüssen, in denen er bisher gesessen hat«, sagte Diane.

»Sie lassen es mich wissen, wie diese Sache mit dem Kind und den Buchstabierwörtern ausgeht, nicht wahr?«

»Aber sicher«, sagte Diane. »Noch einmal vielen Dank für Ihre Hilfe.«

»Jemand aus meinem Museumsvorstand«, sagte Diane, als sie aufgelegt hatte. »Sie hat die Lehrerin gefunden, die die Liste der Buchstabierwörter erstellt hat, die sich auf den Zettel gedrückt hatte, der bei dem Geld in diesem Päckchen lag und auf dem das Schimpfwort stand.«

»Mit diesem Bandwurmsatz hast du mich aber wirklich überfordert«, sagte Frank. »Was für Geld?«

»Ach, ich habe dir noch gar nichts von diesem Geld erzählt? Der Typ, der mich überfallen hat, hat mir viertausend Dollar geschickt«, sagte sie.

Frank schaute sie einen Moment lang fassungslos an, während das Eis von seinem Löffel tropfte. »Viertausend Dollar? Warum hast du mir das nicht erzählt? Du hättest heute

nicht kochen müssen, wir hätten auf deine Kosten ganz groß ausgehen können«, sagte er. »Und warum hat er dir dieses Geld geschickt?«

»Ich habe keine Ahnung, aber er legte ein Blatt Papier bei, auf das er das Wort *Schlampe* in Druckbuchstaben geschrieben hatte. Dieser Zettel muss von einem ganzen Papierblock stammen. Auf die Seite, die auf dieser Botschaft gelegen hatte, hatte ein Erstklässler eine Liste von Buchstabierwörtern geschrieben und dabei so fest aufgedrückt, dass sie auch auf dem darunterliegenden Papierbogen einen Abdruck hinterließ«, sagte sie. »Mit seinen entsprechenden Geräten konnte David diese Wörter sichtbar machen. Er hat dann die in unserem Vorstand sitzende Lehrerin gebeten, ihm bei der Suche nach der Klasse zu helfen, die diese Buchstabierwörter benutzt.«

Diane wurde bewusst, wie viel seit ihrem letzten Treffen mit Frank geschehen war. Sie erzählte ihm noch, dass die DNA, die man an den Haaren gefunden hatte, die sich in Andies Tasche verfangen hatten, mit der des Blutes auf einer der Geldbänderolen übereinstimmte.

»Er scheint wohl zu denken, dass du ihn erpresst«, sagte Frank.

»Es sieht wirklich so aus«, sagte sie. »Ich habe keine Ahnung, wie er darauf kommen konnte. Ich habe ihn doch nur getreten, gebissen und gekratzt.« Sie verschloss die Eiskrempackung und stellte sie zurück in den Kühlschrank.

»Du glaubst also, dass er ein Kind hat, das in die erste Klasse geht, und versuchst jetzt, ihn mit Hilfe dieses Kindes aufzuspüren«, sagte Frank.

»Das ist mein Plan. Vielleicht erkenne ich den Namen eines Kindes in dieser Klasse wieder.«

»Dein Vorstandsmitglied hat gesagt, dass die Liste von einer Lehrerin in Adamsville stammt«, sagte Frank. »Das liegt im

gleichen County wie das Gefängnis.«

»Das stimmt«, sagte Diane. Sie wusch ihren Löffel und legte ihn in die Küchenschublade zurück.

»Du könntest nachschauen, ob in die Klasse dieser Lehrerin ein Kind mit dem Nachnamen Tully geht«, sagte er.

Diane starrte ihn mit großen Augen an. »Daran habe ich noch gar nicht gedacht. Bis heute Abend hatte ich Grace Noel völlig verdrängt. Eric Tully hat eine Tochter in ähnlichem Alter. Glaubst du, dass Clymene irgendwie ...« Diane machte eine Pause, wobei sie Frank weiterhin anstarrte.

»Du hast selbst gesagt, dass dir das Ganze von Anfang an wie ein Spiel erschien, als ob wir es hier mit einem Filmdrehbuch zu tun hätten. Dein Eindruck hat dich, glaube ich, nicht getroffen. Alles war darauf angelegt, dich in eine bestimmte Ecke zu drängen, so dass Clymene aus dem Gefängnis entkommen konnte – und sich obendrein noch ein wenig an dir rächen konnte.«

»Glaubst du, dass Clymene Tully manipuliert?«, fragte Diane.

»Das ist nur eine Vermutung«, sagte Frank. »Das stimmt vielleicht alles gar nicht.«

»Aber es ergibt Sinn«, sagte Diane. »Glaubst du, dass sie auch hinter der Sache mit den Artefakten steckt?«

»Ich weiß es nicht. Dazu brauchte man wohl mehrere Personen. Ich wette, dass Clymene nur ihren Schwestern vertraut – und vielleicht noch diesem einen Mann, wer immer er ist. Ich glaube nicht, dass sie Dritten so sehr vertrauen würde, vor allem bei etwas, womit man ihr vielleicht auf die Spur kommen könnte.«

»Ich muss unbedingt Garnett anrufen«, sagte Diane.

Sie ging ins Wohnzimmer und wählte Garnetts Handynummer. Als es zu klingeln begann, bemerkte sie die Zeit. Er war wahrscheinlich gerade daheim beim Essen. Sie legte auf.

»Ich rufe sein Büro an und hinterlasse eine Nachricht«, sagte sie.

Als sie gerade nach dem Telefon greifen wollte, klingelte es.

»Los, geh ran«, sagte Frank. »Du lebst jetzt hier.«

Diane hob den Hörer ab und meldete sich.

»Hey, sind Sie das, Diane?« Es war Garnett.

»Ja, es tut mir leid. Ich hatte zu spät bemerkt, dass es Ihre Essenszeit ist«, sagte sie.

»Das ist schon in Ordnung. Was gibt es Neues?«, sagte er.

Sie erzählte ihm von der Beweislinie, die darauf hinwies, dass Eric Tully sie überfallen haben könnte. »Ich weiß, dass es da noch eine Menge Unklarheiten gibt, aber ich dachte, man sollte das trotzdem einmal nachprüfen.«

»Da stimme ich Ihnen zu. Ich schicke gleich jemanden los, der ihn aufs Präsidium bringt«, sagte er. »Vielleicht lassen sich das Blut und die Haare tatsächlich ihm zuordnen, dann können wir ihn verhaften.«

»Ich bin morgen nicht in der Stadt«, sagte Diane. »Kingsley und ich fliegen nach North Carolina, um mit einer Verwandten von Clymene zu sprechen.«

»Haben Sie doch eine gefunden? Ich nehme an, Sie haben das auch den Marshals mitgeteilt«, sagte er.

»Kingsley hat das gemacht. Sie fliegen ebenfalls hin, aber erst, nachdem sie die Aussage einer Zeugin überprüft haben, die Clymene in Kalifornien gesehen haben will.«

»In Kalifornien? Das ist auch nicht gerade um die Ecke«, sagte er. »Was steckt denn da wieder dahinter?«

»Ich weiß es nicht. Der Informationsfluss zwischen mir und den Marshals läuft nur in eine Richtung«, sagte Diane.

»Wem sagen Sie das«, seufzte er. »Wohnen Sie gerade bei Frank?«

»Ja, bis ich etwas anderes gefunden habe. Vielleicht kaufe ich

mir ein Haus, ich weiß es noch nicht«, sagte sie.

»Guten Flug«, wünschte er ihr zum Abschied.

Nachdem sie aufgelegt hatte, erzählte sie Frank, dass die Polizei Eric Tully verhören werde.

»Ich hoffe, dass er mich jetzt nicht mehr behelligen wird«, sagte sie. »Ich kann nur mit einer gewissen Zahl von Bällen jonglieren, sonst lasse ich sie alle auf einmal fallen.«

Kapitel 45

Es war zwar kein langer Flug, aber Diane hasste das Fliegen. Intellektuell verstand sie sehr wohl, was Flugzeuge in der Luft hielt, aber tief im Herzen glaubte sie einfach nicht an den Bernoulli-Effekt oder den Impulsübertrag. Das Fliegen war für sie wie ein Zaubertrick, aber der konnte ja auch jederzeit misslingen, wie jeder weiß. Sie geriet zwar nicht in Panik, aber sie hielt doch ständig Ausschau nach dem Kobold auf den Tragflächen.

»Sie mögen das Fliegen nicht?«, fragte Kingsley.

»Nicht allzu sehr, und wenn Sie mir jetzt einen Vortrag halten, dass Flugzeuge im Vergleich zum Auto viel sicherer sind, knuffe ich Sie in die Rippen. Autounfälle kann man überleben, Flugzeugabstürze nicht«, sagte Diane.

»Und Sie haben hier oben nicht die Kontrolle«, sagte er. »Ich glaube, dass daher Ihr Unbehagen stammt.«

Diane schaute vom Fenster zu ihm hinüber und merkte, dass er grinste.

»Ich muss Ihnen vielleicht doch noch eine verpassen«, sagte sie. »Warum fliegen wir eigentlich nicht mit einem dieser hübschen kleinen FBI-Jets?«, sagte sie.

»Das Fernsehen hat das Bild meines Jobs arg verzerrt. Jeder Flug ist teuer, und ich bekomme deshalb nicht so ohne weiteres einen eigenen Jet zur Verfügung gestellt. Außerdem kann ich nicht das perfekte Profil eines Verbrechers erstellen, wenn ich nur einmal kurz einen Tatort betrachte. Ich muss darüber nachdenken, Nachforschungen anstellen, und manchmal täusche ich mich trotzdem. Das Ganze ist keine exakte Wissenschaft, sondern nur eines der zahlreichen Hilfsmittel, die zur Aufklärung eines Verbrechens beitragen können.«

»Oh, Sie fliegen also auch nicht gern, oder?«, sagte Diane.

»Nicht besonders, nein«, sagte er.

Die Stewardess brachte Getränke. Diane und Kingsley entschieden sich für eine Flasche Mineralwasser.

»Ich habe gestern ein paar Hausaufgaben gemacht«, sagte er. »Ich verfüge jetzt über genauere Informationen darüber, wie Clymenes Ehemänner gestorben sind. Ich dachte mir, das könnte Sie interessieren.«

Alles, was mich vom Fliegen ablenkt. »Ja, sicher«, sagte sie.

Er reichte ihr mehrere beschriebene Papierseiten. »Ich habe die Angaben über den Tod jedes Ehemanns zusammengefasst. Grant Bacon ist der erste, von dem wir wissen, und einer der interessantesten.«

Diane las Kingsleys Notizen durch. »Hier steht, er sei von der Schraube seines eigenen Bootes erfasst worden, während er sie versucht habe, zu reparieren. Wie kann denn das passieren?«, sagte sie.

»Sie wissen es auch nicht so genau. Laut Polizeibericht entfernte er gerade ein Anlegeseil, das sich in der Schraube verwickelt hatte. Dabei sei der Bootsmotor plötzlich angegangen. Bacon verfang sich im Seil, geriet in die Schraube und war weitgehend zerstückelt, als sie ihn fanden. Das Ganze ist reichlich mysteriös.«

»Geriet Clymene – oder vielmehr Kathy Bacon – je unter Verdacht?«, fragte Diane.

»Nein, überhaupt nicht. Das ist das Interessante an der Sache. Jeder sagte aus, dass seine Frau eher eine graue Maus gewesen sei. Grant Bacon wurde wohl ab und zu gewalttätig und mochte unterwürfige Frauen. Nach allem, was man hört, war sie äußerst unterwürfig.«

»Wenn er sie misshandelt hat, dann macht sie das zu einer Verdächtigen«, sagte Diane.

»Sie hatte ein wasserdichtes Alibi. Sie war mit einer Reihe

von örtlichen Honoratioren im dortigen Country Club, als es passierte.«

»Ihre Schwestern müssen ihr geholfen haben«, sagte Diane.
»Wenigstens eine von ihnen.«

»Das habe ich mir auch gedacht«, sagte er. »Entweder als Mörder oder als Alibi. Grant war in eine Menge dunkler Geschäfte verwickelt und hat dabei viel Geld verdient. Aber sie hat wegen des Ehevertrags, den sie vor der Hochzeit unterzeichnet hatte, nach seinem Tod kaum etwas davon bekommen. Deshalb hat sie auch niemand verdächtigt.«

»Das hört sich gar nicht nach Clymene an«, wunderte sich Diane.

»Es wird noch besser. Ich habe auch mit der Anwältin, dieser Emma Lorimer, gesprochen, die Sie aus Richmond angerufen hatte.«

»Sie hat tatsächlich mit Ihnen geredet?«, sagte Diane.

»Die Marshals hatten sie zuvor schon etwas weichgekocht. Außerdem weigert man sich nicht, mit einem FBI-Agenten zu sprechen, selbst wenn er nur ein kleiner Profiler ist.« Er kicherte.

Das Flugzeug geriet in diesem Moment in ein kleines Luftloch, und Diane umklammerte ihre Armlehnen.

»Was haben Sie von ihr erfahren?« Sie versuchte, das flaue Gefühl in ihrem Magen zu ignorieren.

»Lorimer gehört zu einem Kreis, der misshandelten Frauen hilft, ihren Peinigern zu entfliehen. Sie erzählte mir, Kathy Bacon sei eines Tages voller Panik bei ihr aufgetaucht und habe ihr anvertraut, dass Grants Sohn angefangen habe, sie zu schlagen und zu bedrohen. Sie fragte sie, was sie jetzt tun solle. Lorimer verschaffte ihr mit Hilfe ihrer Organisation eine neue Identität mit einer neuen Geburtsurkunde, Sozialversicherungsnummer und was sonst noch alles dazugehört.«

»Das war sehr clever von Clymene«, sagte Diane.

»In der Tat. Clymene verschwand einfach, und nur der Sohn hätte gerne gewusst, wo sie war.«

»Warum?«, fragte Diane.

»Das ist der Clou der Geschichte. Sie scheint vor ihrem Abgang noch die Überseekonten seines Vaters abgeräumt zu haben – etwa einhundert Millionen Dollar.«

»Einhundert Millionen«, rief Diane aus. »Das ist ein Haufen Geld. Damit war der Ehevertrag reine Makulatur.«

»Zumindest, was Clymene betraf«, sagte er. »Das Nachlassgericht hatte auf den Kaimaninseln keine Zuständigkeit, und sie kannte offensichtlich die Kontonummern und Zugangscodes.«

»Glauben Sie, Clymene wusste schon, dass er gewalttätig war, bevor sie ihn geheiratet hat?«, fragte Diane.

»Clymene hat eine exzellente Menschenkenntnis. Natürlich wusste sie das, und sie machte das Spiel eine gewisse Zeit mit«, sagte Kingsley. »Die Ehe mit Grant Bacon war nicht umsonst die kürzeste ihrer Ehen. Bevor sie verschwand, übergab sie Emma Lorimer eine riesige Summe für deren Hilfsorganisation für misshandelte Frauen. Lorimer erzählte mir, sie habe es zuerst ablehnen wollen, aber Clymene habe darauf bestanden. Sie meinte, sie könne von jetzt an für sich selbst sorgen und wolle etwas zurückgeben.«

»War es ihr ernst damit, oder war das ein weiterer Teil ihres Spiels?«, fragte Diane.

»Ich weiß es nicht. Vielleicht ein wenig von beidem«, entgegnete Kingsley.

Diane schaute die Seite mit den Notizen über Glenn Redding aus Seattle, Washington, durch. Hier gab es kaum etwas, was sie noch nicht wusste. Auch bei dessen Tod vermutete niemand irgendwelche Unregelmäßigkeiten, geschweige denn ein

Verbrechen. Unten auf der Seite hatte Kingsley zusammengerechnet, wie viel sie von Redding geerbt hatte. Es waren tatsächlich zweihundert Millionen Dollar.

»Sie gab der Tochter zehn Millionen und richtete ihr ein Treuhandkonto über weitere fünfundzwanzig Millionen ein, die ihr im Falle eines Universitätsabschlusses ausbezahlt werden sollten«, sagte Kingsley.

»Hat die Tochter einen solchen Abschluss gemacht?«, fragte Diane.

»Ja, an der University of Washington in Kommunikationswissenschaft. Sie hat ihr Geld bekommen. Sie verstehen jetzt sicher, warum dieser Anwalt, Trenton Bernard, keinen Verdacht gegen Mrs. Redding schöpfte. Es sah so aus, als ob sie nur den Willen ihres verstorbenen Mannes erfüllte.«

»Clymene ist wirklich gut«, sagte Diane.

»Ich habe zusammengezählt, wie viel Geld sie von ihren Ehemännern erhalten hat – dreihundertfünfundachtzig Millionen Dollar«, sagte Kingsley. »Das sind etwa neunzehn Millionen Dollar jährlich, von ihrem fünfzehnten Lebensjahr an gerechnet.«

»Mir war nicht klar, dass es so viel war. Clymene ist eine reiche Frau«, sagte Diane. »Ihre Schwestern helfen ihr bestimmt, es irgendwo zu verstecken. Ich weiß, dass die Polizei von Rosewood keinerlei Hinweise auf irgendwelchen Geldbesitz gefunden hat.«

»Sie hat auch auf einem anderen Gebiet äußerst umsichtig gehandelt«, sagte er. »Sie hat alle ihre Steuern bezahlt.«

»Was?«, rief Diane aus und schaute Kingsley überrascht an. »Sie hat Steuern auf verborgenes Geld gezahlt?«

»Nach jedem Todesfall blieb sie so lange in der Gegend, bis sie alle Steuern bezahlt hatte. Erst dann verschwand sie. Sie muss aus Al Capones Fehler gelernt haben. Soweit ich es beurteilen kann, bekommen wir weder sie noch eines ihrer

Pseudonyme wegen Steuerhinterziehung dran«, sagte Kingsley.

»Was ist mit den einhundert Millionen aus den Überseekonten, die sie geleert hat?«, fragte Diane.

»Auf ihrer nächsten Steuererklärung gab sie an, sie habe einhundert Millionen bei einem Inlandsgeschäft verdient. Sie hat auch dafür die Steuern entrichtet«, sagte Kingsley.

»Sie steckt voller Überraschungen!«

Das Flugzeug landete auf dem Regionalflughafen des Craven County. Sie mieteten sich ein Auto, und Diane saß am Steuer. Kingsley hatte recht gehabt. Sie saß lieber in einer Maschine, die sie kontrollieren konnte. Während er sich aus dem Internet extra eine Karte der Gegend heruntergeladen hatte, fand sie den Weg mit Hilfe des im Mietwagen installierten Navigationssystems.

Carley lebte etwa fünfzehn Kilometer außerhalb von New Bern. Diane war noch nie hier gewesen, wusste aber einiges über diese Gegend. New Bern war eine hübsche Stadt mit einer Geschichte, die bis ins 18. Jahrhundert zurückging. Vor der Küste lagen Hunderte gesunkener Schiffe, von denen einige sogar vom Ufer aus sichtbar waren. Die Outer Banks von North Carolina waren ehemals der Schlupfwinkel des berühmten Seeräubers Blackbeard gewesen. Sie hätte sich gerne manches angeschaut, aber dafür war jetzt keine Zeit. Aber alles in allem hätte sie lieber nach Blackbeards Schatz gesucht.

»Was haben Sie Carley erzählt?«, fragte sie schließlich. Kingsley hatte diese angerufen, während Diane den Mietwagen, einen Mitsubishi Outlander, besorgt hatte.

»Dass wir vom FBI und der Polizei von Rosewood, Georgia, kommen und sie gerne besucht hätten. Ich dachte, es würde sie nur verwirren, dass jemand vom FBI mit der Direktorin eines Naturkundemuseums zusammenarbeitet.«

Diane lachte. »Haben Sie ihr auch gesagt, worum es geht?«

»Nur andeutungsweise. Ich habe ihr ganz allgemein erzählt, es gehe um eine Frau, die aus dem Gefängnis geflohen sei, und dass wir auf sie gestoßen seien, weil sie ihre DNA ins Internet gestellt habe. Das war alles. Ich wollte sie nicht gleich mit der Nachricht schockieren, dass sie eine manische Killerin auf ihrem Familienstammbaum haben könnte. Biegen Sie hier links ab«, sagte er dann plötzlich. »Es müsste gleich hinter dieser Anhöhe liegen.«

Diane schaute auf ihr Navi. Es stimmte mit Kingsleys Karte überein.

Sie hatte ein stilvolles, altmodisches Haus erwartet. Tatsächlich war es eine kleine Siedlung mit neuen, kastenartigen Häusern, die nur entfernt ihren viktorianischen Vorbildern glichen. Sie waren hübsch, standen aber sehr eng beieinander. Auch die Anpflanzungen in der Umgebung waren noch recht neu. Die Bäume waren noch klein, die Blumen hatten noch keine Blüten, und die ersten Grashalme durchdrangen gerade mal die Strohabdeckung. Das Haus, in dem Carley Volker lebte, war grau mit weißen Fenster- und Türeinfassungen. Sie stellten ihren Wagen auf der Zufahrt ab.

Carley kam ihnen sofort aus dem Haus entgegen. Sie war viel jünger, als Diane erwartet hatte, etwa Anfang zwanzig, schlank, mit goldblondem Haar und blauen Augen. Sie trug Jeans und ein aprikosenfarbenes T-Shirt. Sie grinste sie breit an.

»Kommen Sie herein. Es ist so ein schöner Tag. Mama serviert den Tee hinten auf der Veranda.«

»Vielen Dank«, sagte Diane. Sie zeigte ihren Ausweis. »Ich bin Diane Fallon, und das hier ist Agent Ross Kingsley.«

»Hallo, Miss Volker«, sagte Kingsley und hielt ihr ebenfalls seinen Ausweis vors Gesicht.

Sie betrachtete beide flüchtig, ohne mit dem Grinsen aufzuhören. Carley war eindeutig zu vertrauensselig.

Sie führte sie zur rückwärtigen Veranda, wo ihre Mutter gerade Eistee und Plätzchen auf den Tisch stellte.

»Sehen Sie das Fenster da oben?« Carley deutete auf ein Erkerfenster im ersten Stock. »Das ist mein Zimmer. Von da hat man eine großartige Aussicht auf das Marschland und den Küstenkanal. Wir sind gerade erst hier eingezogen«, fügte sie noch hinzu.

Diane merkte, dass Kingsley dasselbe dachte wie sie. Carley gab zu viele Informationen über sich selbst preis. Sie betrachtete die grünen Marschgräser, die sich in der Küstenbrise wiegten, und die Wasservögel im Landeanflug. Es war ein schönes, beruhigendes Bild.

»Hallo, ich bin Carleys Mutter, Ellen Volker. Carley ist begeistert, dass jemand ihren Interneteintrag gesehen hat.«

Ellen Volker war eine ältere Ausgabe ihrer Tochter, nicht mehr ganz so schlank und mit den ersten grauen Strähnen im Haar. Sie schien sich ebenso über ihr Kommen zu freuen wie ihre Tochter.

»Hat Ihre Tochter Ihnen erklärt, warum wir hier sind?«, fragte Diane.

»Irgendetwas von einer Frau, die aus dem Gefängnis entkommen ist. Ich bin nicht sicher, ob ich das alles verstanden habe. Bitte nehmen Sie Platz, und greifen Sie zu.« Sie deutete auf den Tee und die Plätzchen.

»Mama macht die besten Plätzchen«, sagte Carley und zog sich ebenfalls einen Stuhl heran. »Also, Sie haben mich durch mein DNA-Profil gefunden, das ich ins Internet gestellt habe. Heißt das, dass es hier um jemanden geht, mit dem ich verwandt bin? Ich versuche gerade, meinen Familienstammbaum zu erforschen. Außerdem mache ich bei ›Deep Ancestry‹, diesem weltweiten Genomprojekt, mit. Haben Sie schon einmal davon gehört?«

Kingsley schüttelte den Kopf. »Darüber weiß ich gar nichts, aber ich bin mir sicher, Diane kennt es. Sie ist forensische Anthropologin.«

»Tatsächlich? Das ist aber interessant. Also dann kennen Sie diese Suche nach den eigenen frühesten Vorfahren?«

»Ich habe Carley gesagt, dass das nicht möglich sein kann. Es muss doch so viele davon geben«, sagte ihre Mutter.

»Das ›Deep Ancestry‹-Projekt zeigt Ihnen, zu welcher Haplogruppe Sie gehören«, sagte Diane. »Dann wissen Sie auch, woher Ihr Zweig der Fröhmenschen stammt und wohin sie dann gezogen sind.«

»Ist das nicht aufregend, Mutter?«, sagte Carley.

»Das muss es wohl sein, Liebes«, antwortete diese.

Diane konnte sehen, dass sie immer noch nicht wusste, wonach ihre Tochter eigentlich suchte.

Kingsley holte einen Ordner aus seiner Mappe und legte ein Bild von Clymene auf den Tisch.

»Wir versuchen herauszufinden, wer diese Frau ist«, sagte er.

»Und sie ist wirklich mit mir verwandt?«, wiederholte Carley.

»Ja, Ihr DNA-Profil zeigt, dass Sie mit ihr verwandt sind«, sagt Diane. »Ich weiß zwar nicht genau, wie, aber ich glaube, sie ist eine Cousine ersten Grades Ihrer Mutter, das macht sie zu Ihrer Großcousine.«

»Mein Gott«, seufzte Carleys Mutter, »das mit diesen Verwandtschaftsbezeichnungen werde ich nie begreifen.«

Sie wurde von einer älteren Frau unterbrochen, die die Stufen zur Veranda emporeilte und offensichtlich hochgradig wütend war.

»Carley, was hast du gemacht? Ich habe dir doch verboten, nach Verwandten von uns zu suchen«, rief sie voller Zorn.

»Oma«, sagte Carley.

Die Frau deutete mit dem Finger auf Diane und Kingsley.

»Gehen Sie weg. Sie sind hier nicht erwünscht. Gehen Sie, und zwar sofort.«

Kapitel 46

Die Frau, die Diane und Kingsley so unfreundlich entgegentrat, war eine etwa siebzigjährige Version von Ellen und Carley Volker. Starke Gene. Diane fiel auf, dass sie weniger wütend als ängstlich wirkte.

»Mama, das sind unsere Gäste«, protestierte Ellen. Sie lächelte Diane und Kingsley entschuldigend an.

»Ich habe Carley ausdrücklich gesagt, dass sie nicht nach Verwandten suchen soll. Ich möchte, dass sie jetzt gehen.«

»Warum, Oma?«, fragte Carley.

»Das ist jetzt egal. Das musst du nicht wissen. Sag ihnen nur, dass sie gehen sollen.« Sie ließ sich auf einen Stuhl fallen, als ob sie vollkommen erschöpft wäre. »Ich habe schon mitbekommen, was du vorhast«, sagte sie und schaute dabei ihre Enkelin an, als ob diese sich Drogen besorgt hätte, anstatt nach den Vorfahren ihrer Familie zu forschen.

Normalerweise hätte sich Diane unter solchen Umständen schweigend entfernt und die Familie die Sache unter sich ausmachen lassen. Es war jedoch offensichtlich, dass Großmutter etwas wusste. Diane hoffte, dass es mit Clymene zusammenhing. Sie und Kingsley blieben deswegen schweigend sitzen und beobachteten das Drama.

»Du musst mir schon sagen, warum, Oma«, sagte Carley.

Sie war ein hübsches Mädchen. Diane versuchte, in ihrem Gesicht irgendwelche Züge von Clymene zu finden, aber es gab keine. Nur die Haarfarbe und der Teint stimmten überein, sonst nichts.

»Ich muss mich nicht vor dir rechtfertigen, Kind. Tu einfach, was ich dir sage«, schnaubte die Großmutter.

»Carley, vielleicht ...«, begann ihre Mutter. Ellen Volker befand sich sichtlich in der Zwickmühle zwischen dem Wunsch,

ihre wütende Mutter zu beruhigen, und der Zumutung, ihre neuen Gäste hinauswerfen zu müssen.

Carley machte ein entschlossenes Gesicht. »Mutter, du sagst immer, dies hier sei mein Heim. Wenn das stimmt, sollte ich auch meine eigenen Gäste empfangen dürfen.«

Sie legte ihre sonnengebräunte Hand auf den Arm ihrer Großmutter. »Oma, du solltest mir wirklich erzählen, worum es hier geht. Geht es darum, dass wir Verwandte haben, die im Gefängnis sitzen? Du brauchst dich doch nicht für Sachen zu schämen, für die du nichts kannst. Schau nur mal, wie viele Leute hier in der Gegend behaupten, mit Blackbeard verwandt zu sein«, sagte sie.

Carleys Versuch, ihre Großmutter zum Lächeln zu bringen, scheiterte kläglich. Sie schaute ihre Enkelin nur stirnrunzelnd an.

»Schämen? Oh, Kind, du hast doch keine Ahnung. Warum musst du auch so stur sein?«

»Das hat sie von dir, Mutter«, sagte Ellen. Sie richtete sich auf und versuchte zu lächeln. »Wo bleibt meine gute Erziehung? Dies ist meine Mutter, Sarah Wallace. Mama, dies sind Diane Fallon und Agent Kingsley«, sagte sie.

»FBI?«, fragte Sarah.

»Wie hast du überhaupt herausgefunden, dass mich heute Leute besuchen, um mit mir über unseren Familienstammbaum zu reden?«, fragte Carley.

»Du hast es Jenny erzählt, und die hat es ihrer Mutter erzählt, und die hat es mir erzählt«, sagte die Großmutter. »Spielt das eine Rolle?«

»Ja, wenn ich dieses Leck künftig stopfen will«, sagte Carley.

»Carley«, tadelte sie ihre Mutter sanft, dann schaute sie Diane und Kingsley an. »Ich mag mir gar nicht vorstellen, was Sie jetzt von uns denken.«

Sie lächelte sie an.

»Mrs. Wallace«, sagte Diane. »Wir suchen nach einer Frau, die aus dem Gefängnis entkommen ist. Dort saß sie, weil sie ihren Mann getötet hat. Außerdem hat sie auch noch andere umgebracht. Wir kennen ihren richtigen Namen nicht, aber wir glauben, dass sie eine Cousine Ihrer Tochter ist. Damit wäre sie Ihre Nichte, nicht wahr?«

Sarah Wallace saß da, ohne etwas zu sagen, sah aber jetzt weniger ängstlich als wütend aus.

»Mama, geht es hier um deine Schwester?«, fragte Ellen Volker.

»Erwähne auf keinen Fall ihren Namen«, fuhr sie Mrs. Wallace an.

»Das ist so lange her, dass ich mich kaum noch daran erinnere«, sagte Ellen Volker. »Mama hat eine Schwester, mit der sie seit über dreißig Jahren nicht geredet hat.«

»Pst!«, zischte sie ihre Tochter an. »Warum habt ihr beide nur so eine große Klappe?«

»Mama!«, rief ihre Tochter empört. »So habe ich dich ja noch nie erlebt, zumindest nicht im Beisein von Fremden!«

»Mrs. Wallace«, meldete sich Kingsley zu Wort. »Das hier ist sehr wichtig. Wir müssen diese Frau unbedingt finden. Die US-Marshals wissen bereits über diese Verwandte Bescheid und werden auch bald hier auftauchen.«

»Marshals?«, riefen Carley und Ellen wie aus einem Mund.

»Oma, du solltest besser reden«, sagte Carley.

»Seht nur, was ihr angerichtet habt«, sagte Sarah Wallace. »Ich wollte euch beschützen, und das kommt jetzt dabei heraus.«

»Mutter! Wenn du nicht eine solche Geheimniskrämerei betrieben hättest und uns gesagt hättest, warum du etwas gegen ihre Suche nach unseren Familienangehörigen hast, hätte Carley vielleicht sogar auf dich gehört. Sie ist jetzt eine

erwachsene Frau, und du kannst sie – oder auch mich – nicht mehr wie ein Kind behandeln und angeblich zu unserem Schutz wichtige Dinge vor uns geheim halten. Wenn wir tatsächlich in Gefahr schweben, müssen wir das wissen, damit wir etwas dagegen tun können. Um Himmels willen, erzähle uns nur nicht, wir seien in Gefahr, ohne uns dann auch zu sagen, worin die Gefahr besteht. Sprich jetzt mit diesen Leuten.«

Sarah starrte ihre Tochter an. Diane hatte den Eindruck, dass es zwar lange brauchen mochte, bis Ellen Volker in die Luft ging, dass ihre Familie aber sofort darauf reagierte, wenn es denn einmal der Fall war. Die Großmutter schüttelte den Kopf. »Vielleicht hast du recht.«

Sie goss sich ein Glas Tee ein und stürzte es hinunter, als ob es Whisky wäre.

»Ich habe eine Schwester, Jerusha, die neun Jahre jünger ist als ich. Ich weiß nicht, ob du dich noch an sie erinnern kannst, Ellen.«

»Doch, ich erinnere mich. Ich war ein Teenager, als ihr beide euch verkracht habt«, sagte sie.

»Verkracht nennst du das? Ich hätte dir die Geschichte wohl schon vor langer Zeit erzählen sollen, dann würden wir nicht hier sitzen und uns streiten.«

»Nun, dann erzähle sie uns jetzt, Mama.«

»Jerusha heiratete einen Mann namens Alain Delaflote. Unsere Eltern mochten weder ihn noch seine Familie. Ich übrigens auch nicht. Aber Alain sah gut aus und hatte Geld. Das war alles, woran meine Schwester interessiert war. Natürlich war auch sie bildschön, mit blonden Locken und einer Taille wie Scarlett O'Hara. Sie feierten ein riesiges Hochzeitsfest mit langen Kleidern und Tauben. Aufwendig ist noch untertrieben. Mir war das alles äußerst peinlich.«

»Besitzt du irgendwelche Bilder?«, fragte Carley.

»Ich habe nichts, was mich an sie erinnern könnte«, antwortete ihre Großmutter. »Für mich ist sie gestorben.«

Carley schaute ihre Großmutter mit großen Augen an. »Was ist denn bloß passiert?«, flüsterte sie.

»Wenn du Geduld hast, erzähle ich es dir«, sagte die Großmutter.

Diane hätte gerne etwas zur Eile angetrieben, doch als sie sah, wie Kingsley sich nach vorne beugte und regelrecht an ihren Lippen hing, hielt sie sich zurück.

»Alain war wie sein Vater und Großvater im Seehandelsgeschäft tätig. Die Familie lebt schon ewig hier, und für die meisten Bewohner gehören ihre Mitglieder zu den angesehensten Leuten auf den Outer Banks. Sie wissen nur nicht, wer da mitten unter ihnen gelebt hat.

Einmal verlor mein Mann seine Arbeit – er war Buchhalter. Da bot ihm Alain einen Buchhalterjob in seinem Büro an. Meine Schwester rieb mir danach ständig diese *Großzügigkeit* unter die Nase, wobei sie dieses Wort immer besonders betont aussprach, damit ich nur ja nicht vergaß, wie sehr ich jetzt in ihrer Schuld stand.«

Die Großmutter nippte an ihrem Tee und griff nach einem Schokoladenplätzchen, das sie ganz aufaß, bevor sie weiterredete.

»Dann wurde meine Schwester schwanger. Sie hatte es nicht leicht. Sie bekam Drillinge.« Sarah musste lächeln. »Das waren die goldigsten kleinen Wesen, die ich je gesehen habe, und sie ähnelten sich wie ein Ei dem anderen. Sie musste ihnen farbige Bänder um das Handgelenk binden, damit man sie auseinanderhalten konnte. Ich nahm ihr damals einige Arbeit ab. Das war die einzige Zeit, wo wir gut miteinander auskamen. Alain machte sich dagegen nicht allzu viel aus ihnen. Manchmal tätschelte er ihnen das Köpfchen und lächelte, wenn ihm jemand

wegen ihnen Komplimente machte, aber echte Liebe habe ich bei ihm nie gesehen. Nicht wie eure Daddys euch geliebt haben.«

»Waren ihre Namen Iris, Lily und Rose?«, fragte Diane.

Sarah nickte. »Ja, das stimmt. Iris, Rose und Lily Delaflote.«

Die Sonne verschwand hinter einer Wolke, und es wurde kühl. Diane bemerkte einige Moskitos, die wohl aus dem Marschland kamen.

»Eines Tages bekam mein Mann eines der Handelsgeschäfte mit und fand heraus, mit welcher Ware Alain Delaflote handelte«, sagte Sarah. »Dieses Wissen änderte unser Leben.«

Kapitel 47

Sarah sah ihre Enkelin einige Sekunden an. Schließlich streckte sie die Hand aus und tätschelte Carleys glatten, sonnengebräunten Arm.

»Davor wollte ich dich beschützen«, sagte sie schließlich. »Ich wollte nicht, dass dich jemand entführt und in die Sklaverei verkauft.«

Das hatte Carley offensichtlich nicht erwartet. Sie ließ ein helles Lachen hören. »Aber Oma, heutzutage gibt es doch keine Sklaverei mehr. Dies ist das 21. Jahrhundert«, sagte sie.

Sarah Wallace runzelte die Stirn. »Frag einfach die beiden da drüben, ob es heute noch Sklaven gibt«, sagte sie.

Carley schaute mit einem nachsichtigen Lächeln zu Diane und Kingsley hinüber. Die liebenswerte Arroganz der Jugend, dachte Diane, während sie einmal tief Atem holte.

»Heute gibt es auf der Welt etwa zwölf Koma drei Millionen Sklaven, die zum Teil Zwangsarbeit leisten oder gegen ihren Willen als Soldaten kämpfen müssen. Die meisten werden allerdings zu sexuellen Diensten aller Art gezwungen«, sagte Diane.

Sie machte eine kleine Pause, während der Carley und ihre Mutter Ellen sie fassungslos anstarrten. Die Großmutter nippte ganz ruhig an ihrem Tee.

»Ich war früher Menschenrechtsermittlerin«, fügte Diane hinzu.

Diane beobachtete, wie Carleys Lächeln diesem ungläubigen Gesichtsausdruck wich, den sie schon oft bei Leuten gesehen hatte, denen sie solche Statistiken vortrug. Diane hasste es, Carley einen Teil ihres unschuldigen Idealismus nehmen zu müssen.

»Stimmt das?«, flüsterte sie. »Gibt es wirklich noch Sklaven auf dieser Welt? Aber doch bestimmt nicht in den Vereinigten

Staaten?«

Und schon verschwindet ein weiterer Teil ihres Idealismus, dachte Diane.

»Heute gibt es in den Vereinigten Staaten etwa zehntausend versklavte Menschen. Etwa neunundvierzig Prozent sind meist weibliche Sexsklaven, der Rest Zwangsarbeiter.«

»Damit hat Alain gehandelt«, sagte die Großmutter und stellte ihr Eistee Glas mit einem dumpfen Knall auf der Tischplatte ab. »Seine Gemeinde auf den Outer Banks hielt ihn für einen sozial engagierten Menschen. Sie verliehen ihm sogar Auszeichnungen für seine sozialen Verdienste.« Sie schnaubte voller Verachtung.

»Soziale Verdienste, dass ich nicht lache. Der Mann verkaufte weibliche Teenager. Er richtete immer wieder für Mädchen aus Waisenhäusern und Erziehungsheimen extravagante Partys aus. Es waren immer Teenager, nichts anderes. Offiziell begründete er das damit, dass diese schwerer zu vermitteln seien als jüngere Kinder und deshalb besondere Hilfe benötigten. Manchmal nahmen an diesen Partys auch Eltern teil, die angeblich nach Kindern suchten, die sie adoptieren könnten. Tatsächlich waren diese potenziellen Eltern Mädchenhändler. Sie wählten diejenigen aus, die ihnen gefielen, bestellten sie bei ihm, und er lieferte sie ihnen – natürlich unter Beihilfe eines korrupten Beamten. Wenn seine normalen »Bezugsquellen« nichts Geeignetes anzubieten hatten, verschwanden nach einer solchen Party schon einmal Mädchen aus der Nachbarschaft. Nicht sofort – er wusste, dass dies Aufsehen erregen würde –, sondern nach ein paar Wochen oder sogar Monaten. Manchmal war es eine junge Touristin, die plötzlich verschwand. Offiziell erzählte man den Eltern, dass ihre Töchter im Meer ertrunken oder davongelaufen seien. Ich weiß heute, dass fast alle damaligen Vermissten von meinem

Schwager entführt wurden.

Dann machte ich etwas ziemlich Idiotisches. Als mein Mann mir von seiner Entdeckung erzählte, teilte ich meiner Schwester mit, was Alain eigentlich machte. Sie solle ihre Kinder nehmen und ihn sofort verlassen. Sie lachte mich nur an und sagte: »Er würde doch niemals seine eigenen Kinder verkaufen.« Ich starrte sie nur an. Ich konnte einfach nicht glauben, dass sie Bescheid wusste. Zuerst dachte ich, sie hätte mich nicht ganz verstanden. Ich sagte zu ihr: »Jerusha, er *verkauft* die Mädchen, denen er angeblich hilft.« Sie schaute mich dann so an, wie sie mich immer anschaute, wenn sie anderer Meinung war. Sie senkte den Kopf und funkelte mich an. Dann meinte sie nur, dass Gott diesen Kindern nicht die Eltern genommen hätte, wenn sie unter seinem Schutz stünden. Ich traute meinen eigenen Ohren nicht. Ich wusste nicht, was ich ihr darauf antworten sollte.

Am nächsten Tag tauchte Alain bei mir zu Hause auf. Ich erinnere mich noch daran, als sei es gestern gewesen. Ellen war damals fünfzehn. Es war der Sommer des Jahres 1975. Ellen und ihre Freundin Laney hatten sich gerade im Kino den *Weißes Hai* angeschaut. Sie trugen Shorts und ärmellose Shirts, saßen im Gras, unterhielten sich und kicherten. Ich war auf der Veranda und las in einer Zeitschrift. Alain kam ganz freundlich auf mich zu. Er bedrohte mich nicht. Er schaute nur zu den beiden hinüber und meinte, wie attraktiv sie doch seien, so richtig reif zum Pflücken.

In diesem Moment lief es mir eiskalt den Rücken herunter. Ich brachte kein einziges Wort heraus. Ich saß nur da und starrte ihn an. Er drehte sich einfach um und ging. An diesem Abend kam mein Mann später als sonst nach Hause. Ich hatte schon Angst, dass sie ihm etwas angetan hatten. Als er schließlich heimkam, teilte ich ihm mit, dass wir die Outer Banks verlassen würden.

Mir sei es egal, ob ich für den Rest des Lebens Toiletten reinigen oder hausieren gehen müsste, aber ich würde auf keinen Fall hier bleiben. Er war einverstanden, und wir zogen nach Tennessee. Das war ein richtiger Schritt. Uns ging es dort gut. Earl und ich fanden beide gute Jobs. Nach einer Weile eröffnete er sein eigenes Büro. Bis zum heutigen Tag habe ich meine Schwester nicht mehr wiedergesehen.«

Einige Augenblicke lang saßen alle schweigend da. Carley musterte ihr dünnes Goldkettenarmband und legte dann ihre Hand auf die ihrer Großmutter. Ellen fand als Erste ihre Sprache wieder.

»Ich erinnere mich noch an diesen Umzug. Ich war so wütend auf dich und Vater, dass ihr mich von meiner Schule und meinen Freunden weggerissen habt. Warum habt ihr es mir denn nicht erzählt? Ich habe es nie verstanden, warum wir so Hals über Kopf dort wegziehen mussten.«

»Du warst erst fünfzehn, Ellen. Was hätte ich dir denn sagen sollen?«, entgegnete ihre Mutter. Sie schaute Diane und Kingsley an. »Sie sagten, diese Frau sei aus dem Gefängnis geflohen. Ist sie das?« Sie nahm das Foto in die Hand und betrachtete es aufmerksam. »Sie sieht fast so aus wie meine Schwester. Ist sie einer der Drillinge?«

»Wir glauben, dass es Iris ist«, antwortete Diane.

»Sie sagten, sie sei eine Mörderin?«, fragte Sarah.

»Sie wurde in Georgia wegen Mordes verurteilt und ins Gefängnis gesteckt. Aus dem ist sie vor kurzem entflohen«, sagte Kingsley. »Wir nehmen an, dass ihr Vater sie im Alter von etwa fünfzehn verkauft hat. Was sie danach durchgemacht hat, hat sie wohl zu einer Serienmörderin werden lassen.«

Die Großmutter war sichtlich schockiert. Offen gesagt, fand es Diane erstaunlich, dass sie noch irgendetwas schockieren konnte, was mit ihrer Familie zu tun hatte.

»Arme kleine Iris.« Sie schüttelte den Kopf. »Ich habe es meiner Schwester gesagt. Ich habe es ihr gesagt. Sie wollte nicht hören. Dumme, dumme Frau. Sie waren so goldige kleine Mädchen, sie glichen sich aufs Haar.«

»Wissen Sie, was aus dem Rest Ihrer Familie geworden ist?«, fragte Diane.

»Ich habe nie versucht, es herauszufinden. Ich wollte nie mehr in ihr Fadenkreuz geraten. Ich hatte sogar Angst, wieder in diese Gegend zu ziehen, aber Earl wollte seinen Ruhestand unbedingt hier verbringen, und Ellen hat einen hiesigen Jungen geheiratet. Ich betete nur zu Gott, dass sie uns vergessen haben und wir ihnen nie mehr über den Weg laufen. Dieses Gebet hat er bisher erhört.«

»Wie alt wäre Alain Delaflote heute?«, fragte Diane.

»Lassen Sie mich nachdenken, er war fünf Jahre älter als meine Schwester; damit wäre er heute etwa fünfundsechzig. Jung genug, um immer noch im Geschäft zu sein«, sagte Sarah. »Können Sie ihn nicht verhaften? Ich möchte nicht, dass ihm auch noch Carley in die Hände fällt. Sie ist zwar etwas älter als seine gewöhnlichen Opfer, aber ...«

»Wir werden ihn auf jeden Fall sorgfältig unter die Lupe nehmen«, sagte Kingsley. »Wir werden ihm nicht erzählen, dass Sie mit uns gesprochen haben. Wir werden weder Sie noch Ihre Familie erwähnen.«

»Dafür wäre ich Ihnen dankbar«, sagte Sarah.

»Wissen Sie, wo sie leben?«, fragte Diane.

»Wie gesagt, ich habe nie versucht, das herauszufinden. Sie lebten früher auf der Mosshazel-Insel. Als sie damals hinzogen, war es die einzige Insel an dieser Küste, die in Privatbesitz war. Sie folgen dem Highway 70 etwa fünfzig Kilometer an Beaufort vorbei bis zu einem kleinen Dorf namens Croker. Sie hatten dort ihre eigene Privatfähre, die sie zur Insel übersetzte.

Vielleicht gibt es die noch. Ihnen gehörte eines dieser großen weißen Säulenhäuser mitten auf der Insel. Es gab dort auch noch ein Dorf namens East Croker. Es ist kaum der Rede wert.«

Kingsley erhob sich zum Gehen. »Vielen Dank, dass Sie mit uns gesprochen haben«, sagte er. »Ich verstehe, dass Ihnen das nicht leichtgefallen ist, aber wir müssen Iris unbedingt finden. Wir werden die ganze Familie Delaflote überprüfen und uns um die vermissten Kinder kümmern.«

»Meinen Sie, Sie können eine von ihnen finden?«, fragte die Großmutter.

In ihren Augen war so viel Hoffnung, dass Diane ihr nur ungern gesagt hätte: *Nein, ich bezweifle, dass es hierfür auch nur die geringste Chance gibt.* Sie wusste nicht, was sie sagen sollte.

Kingsley nahm ihr diese Aufgabe ab: »Ich weiß es nicht. Aber Iris ist ihren Kidnappern entkommen. Es besteht also immer Hoffnung.«

Sie bedankten sich bei den drei Frauen und verließen Carleys Haus, nicht ohne zuvor von ihrer Mutter eine ganze Tüte Plätzchen in die Hand gedrückt zu bekommen.

»Carleys Leben hat sich heute für immer verändert«, sagte Diane.

»Das ist wohl so. Aber ich halte es für besser, wenn die Dinge offen ausgesprochen werden. Zumindest wird sie sich künftig vor jedem in Acht nehmen, der Delaflote heißt«, sagte Kingsley. »Was meinen Sie, sollen wir heute noch zur Insel hinausfahren?«

»Doch nicht ohne Unterstützung«, sagte Diane. »Sind Sie verrückt?«

Kingsley lachte. »Ich nehme an, Sie haben recht. Ich finde es nur ziemlich aufregend, so nahe zu sein. Wir sollten uns ein Motel suchen, das nicht so weit von unserem Ziel entfernt ist.

Wie, sagte sie, heißt diese Stadt, Croker? Wir rufen von dort die Marshals an. Vielleicht sind sie schon von ihrer sinnlosen Suche in Kalifornien zurückgekehrt und können, so schnell es geht, hierherkommen.«

Diane folgte dem Highway 70 nach Süden bis Morehead City und weiter bis Beaufort. Insgesamt waren das etwa achtzig Kilometer. Laut ihrer GPS-Karte war dies die größte Stadt im weiten Umkreis. Aber Kingsley wollte noch näher an die Insel heran.

»Warum?«, fragte Diane. »Wir setzen heute keinesfalls mehr über. Sie haben doch gehört, was sie gesagt hat. Wir müssen eine Fähre nehmen. Das heißt, dass wir keine schnelle Fluchtmöglichkeit haben, wenn diese nötig werden sollte.«

»Ich weiß, aber es gibt bestimmt noch andere Touristenorte jenseits von Beaufort. Dort gibt es sicher auch Motels«, sagte Kingsley.

Diane stimmte widerwillig zu. Von New Bern bis Beaufort hatten sie etwas mehr als eine Stunde gebraucht. Jetzt fuhr sie noch etwa zwanzig Kilometer über Beaufort hinaus. Dieser Teil von North Carolina war eine Wasserwelt. Sie überquerten große Flüsse und kleine Bäche und kamen durch viele kleine Touristenorte.

An vielen Stellen hätte Diane gerne angehalten und die Szenerie – das Wasser, die Boote und die Schiffe – genossen. Die Landschaft war nicht so üppig bewachsen, wie sie es aus Georgia gewohnt war, und auch die Bäume waren niedriger. Es war auch keine subtropische Vegetation, wie sie auf den Inseln vor der Küste ihres Heimatstaates zu finden war. Aber außerhalb der Städte war es hier friedlich und schön. Vielleicht fanden sie eine gute Stelle, von der aus sie beobachten konnten, wie die Sonne über dem Sund unterging. Die Sonnenuntergänge waren hier angeblich besonders

spektakulär.

»Halten Sie doch da vorne an diesem Mini-Markt an. Dort können wir uns etwas zum Essen besorgen«, sagte Kingsley plötzlich.

»Wollen Sie nicht im Restaurant essen?«, fragte Diane.

»Eigentlich nicht. Wollen Sie? Ich würde mir lieber ein paar Snacks besorgen und dann einen Übernachtungsplatz finden.«

Diane tankte, während Kingsley im Laden einkaufte. Als der Tank voll war, stellte sie den Wagen neben dem Geschäft ab und ging hinein, um zu zahlen. Kingsley trug zwei große Tüten, die offensichtlich voller Junk Food waren, wie sie erkennen konnte, als sie einen Blick hineinwarf.

»Ich habe uns ein paar Corn Dogs besorgt«, sagte er.

»Einige was?«

»Corn Dogs, das sind frittierte Würstchen in einer Maisteighülle«, sagte er und grinste, als er den Mini-Markt verließ.

Es waren nur wenige Menschen im Laden, deshalb kam Diane schnell an die Kasse, nachdem sie sich noch eine Dose Cola und eine Packung Erdnüsse aus dem Regal geholt hatte. Sie bezahlte das Benzin und die Snacks und steckte die Erdnüsse in ihre Tasche.

Sie ging zu ihrem Geländewagen hinaus und drückte auf die Öffnen-Taste ihrer Funkfernbedienung. Eine Wasserflasche rollte hinter dem Wagen hervor und stieß an ihren Fuß. Als sie sich umdrehte, um nachzusehen, wurde es ihr schwarz vor Augen.

Kapitel 48

Diane hörte durch den Schmerz und den Nebel in ihrem Kopf hindurch ein Stöhnen.

»Was zum Teufel ...?« Es war Kingsley.

Sie öffnete die Augen und versuchte, sich zu bewegen. Ihre Hände waren hinter ihrem Rücken gefesselt, und auch ihre Fußknöchel waren zusammengebunden. Sie hielt einen Augenblick still und atmete tief durch, um ihre Situation einzuschätzen.

Sie lagen beide im Fond eines Minivans, dessen Rückbank man herausgenommen hatte. Die Fenster waren verdunkelt, aber sie konnte durch die Frontscheibe hinaussehen. Draußen war es immer noch hell. Der Fahrer war jung. Sie konnte seine Backen und seine blonden Haare sehen. Es war der junge Mann, der ihnen im Restaurant Schlafmittel in die Getränke geschüttet und in ihrem Apartmenthaus eine Wohnung gemietet hatte. Er musste es einfach sein. *Verdammt, ist er uns gefolgt? Etwa seit Rosewood?*

Sie schaute Kingsley an. Er war ebenfalls gefesselt und schien gleichfalls benommen zu sein.

Kingsley blickte über die Schulter den Jungen an und dann zurück auf Diane.

»Ist er ...«, flüsterte Kingsley.

Diane nickte. »Bobby Banks. Ich glaube, ja.«

»Hey, Junge«, sagte Kingsley mit erstaunlich lauter Stimme. »Haben Sie uns verfolgt? Sie sind wirklich gut. Ich habe Sie nicht gesehen, und normalerweise merke ich, wenn mich jemand beschattet.«

»Halten Sie den Mund«, herrschte ihn der Junge an.

»Wo bringen Sie uns hin?«, fragte Kingsley weiter.

»Machen Sie mich bloß nicht wütend«, sagte der junge Mann.

Währenddessen zerrte Diane an dem Seil, mit dem sie gefesselt war. Kingsley tat dasselbe. Die Knoten waren ziemlich fest, aber Diane glaubte, sie könne es schaffen, ihre Arme nach unten und um ihren Hintern und ihre Beine herumzubewegen und dadurch ihre Hände wieder nach vorne zu bekommen. Mit einiger Anstrengung gelang ihr das tatsächlich. Jetzt konnte sie das Seil mit den Zähnen erreichen.

Kingsley versuchte das Gleiche, aber mit weniger Erfolg. Er war nicht so beweglich oder so schlank wie Diane. Sie hatte sich schon beinahe befreit, als der Van plötzlich anhielt. Der Junge drehte sich um, holte dann etwas unter seinem Sitz hervor und kam nach hinten geklettert. Kingsley stellte ihm ein Bein, und der Junge fiel auf ihn.

»Du Bastard«, schrie er. Er hatte anscheinend ein hitziges Temperament.

Diane versuchte, ihn am Genick zu packen, um ihn von Kingsley herunterzuziehen. Plötzlich gab es einen Knall, und Kingsley schrie laut auf.

Diane zog mit ihren gefesselten Händen weiterhin an dem Jungen. Er wirbelte herum und schlug ihr mit der Faust auf die Schläfe.

»Siehst du, was du angerichtet hast?«

Diane versuchte, wieder einen klaren Kopf zu bekommen. Sie schaute zu Kingsley hinüber und rief seinen Namen. Sie konnte auf dem Hemd unter seinem Jackett Blut erkennen. Er hatte einen Schuss in die obere linke Brust in der Nähe der Schulter abbekommen. Dann bemerkte sie die Pistole in der Hand des Jungen. Es war nicht die von Kingsley, die ihm der Junge sicher schon vorher abgenommen hatte. Es war eine Kleinkaliberpistole. Das war gut. Kingsleys Waffe hätte eine weit schlimmere Wunde verursacht.

»Ich muss nach ihm sehen«, sagte Diane.

»Also los, machen Sie schon. Sie sind schuld daran, nicht ich.« Er ging nach vorne zurück und setzte sich wieder ans Steuer. »Ich behalte Sie im Auge. Ich kann Sie im Spiegel sehen. Wenn Sie noch einmal einen solchen Zirkus veranstalten, knalle ich Sie ab«, sagte er. Er machte mit der Pistole in der Hand eine Bewegung, als ob er auf sie schießen würde, drehte sich um, kuppelte ein und trat aufs Gas.

Plötzlich schaukelte der Van heftig auf und ab. Diane konnte sehen, dass sie auf eine Fähre fuhren. Sie würden also das Festland verlassen. Großartig. Kingsley war angeschossen, und sie waren jetzt endgültig abgeschnitten.

»Ich muss die Fähre bedienen, aber ich kann Sie immer noch sehen. Wenn Sie aus dem Van zu flüchten versuchen, schieße ich Sie nieder. Bam-bam-bam.«

Er hatte Dianas Hände nicht mehr hinter ihrem Rücken zusammengebunden. Dafür war sie sehr dankbar. Er fühlte sich obenauf und übermäßig selbstsicher, weil er auf jemanden geschossen hatte, dachte sie. Vielleicht war das nicht einmal schlecht.

Der Van schaukelte noch einmal leicht, als die Fähre losfuhr. Sie fühlte ein Pochen im Kopf, und ihr war übel.

Konzentriere dich.

Mit ihren vor der Brust gefesselten Händen konnte sie sich immerhin um Kingsley kümmern. Sie kroch zu ihm hinüber und knöpfte seine Jacke und sein Hemd auf, um sich seine Wunde anzuschauen. Sie blutete heftig.

»Können Sie sich etwas drehen, damit ich mir die Austrittswunde ansehen kann?«, fragte sie ihn.

Obwohl sie ihm zu helfen versuchte, gelang ihm das nicht.

»Ich glaube trotzdem, dass es ein glatter Durchschuss war«, sagte sie. »Von der Lage her nehme ich nicht an, dass Ihr Schultergürtel getroffen wurde«, sagte sie. »Wackeln Sie mit

den Fingern.«

Er hatte kein Problem damit.

»Können Sie Ihre Schulter bewegen?«

Er hob die Schulter und bewegte sie vor und zurück. »Das tut schrecklich weh«, sagte er.

»Trotzdem scheinen keine Knochen gebrochen zu sein«, sagte sie. »Das ist gut.«

Plötzlich überkam sie eine Welle der Übelkeit.

»Ist Ihnen übel?«, flüsterte er.

»Mir geht es gut. Und was ist mit Ihnen?«, fragte sie.

»Ich bin ein guter Seemann«, sagte er. »Ich werde nicht seekrank. Ich habe nur ein kleines Loch in der Brust. Es tut mir leid ... Wir hätten in Beaufort bleiben sollen.«

»Ich weiß gar nicht genau, was passiert ist. Ist er uns die ganze Zeit gefolgt?«

»Ich weiß es nicht«, sagte er.

Sie musste seine Wunde unbedingt verbinden, aber womit? Sie hätte sein Jackett benutzen können, aber sie schaffte es nicht, es ihm auszuziehen. Sie schaute sich im Van um. Dort standen einige Plastikeinkaufsbeutel. Sie leerte sie auf den Boden, aber es war nichts dabei, was sie hätte brauchen können, keine Papierservietten, nur Kekse, Nüsse und Früchte. Wenigstens würden sie nicht verhungern. Sie steckte die Nüsse und ein paar Bananen in ihre Tasche.

Dabei bemerkte sie, dass ihr Handy immer noch in der vorderen Innentasche ihrer Jacke steckte. Warum hatte er es ihr gelassen? Er musste sie doch nach Waffen abgetastet haben. Er hatte doch auch Kingsleys Beretta gefunden. Warum hatte er ihr das Handy nicht abgenommen? Weil er es nicht musste. Es gab hier so weit draußen keinen Handyempfang.

Aber sie hatte eine Idee. Nichts, was sie aus ihrer augenblicklichen Situation befreien würde, aber etwas, das

ihnen auf lange Sicht helfen könnte.

Okay, denk nach. Sie ignorierte das Pochen in ihrem Kopf und das flaue Gefühl in ihrem Magen und musterte noch einmal alle Dinge, die ihr hier zur Verfügung standen.

»Wie fühlen Sie sich?«, fragte sie.

»In Anbetracht der Umstände ganz gut«, antwortete er mit einem Lächeln.

Sie kauerte sich neben seine Füße und zog ihm Schuhe und Socken aus. Sie nahm sich die Zeit, ihm die Schuhe wieder anzuziehen, bevor sie weitermachte. Sie wollte nicht das Risiko eingehen, dass der Junge sie plötzlich irgendwo aus dem Wagen warf und Kingsley dann ohne Schuhe dastand.

»Was machen Sie denn da?«, flüsterte er.

»Ihre Socken sind das Einzige, womit ich im Moment Ihre Wunde verbinden kann«, sagte sie.

»Also, das höre ich gar nicht gern«, sagte er. »Meine Socken?«

Diane musste ganz kurz lächeln. Wenigstens war er noch hellwach und konzentrierte sich nicht zu sehr auf seine Schmerzen. Sie hielt das für ein gutes Zeichen. Sie faltete einen seiner Socken zusammen und legte sie auf die Wunde. Dann faltete sie die andere.

»Ich muss es irgendwie schaffen, Ihnen Ihr Jackett und Hemd auszuziehen, damit ich diese Socke auf Ihre Wunde pressen kann«, sagte sie und drehte ihn um.

Ich bin ein Idiot, dachte sie. Mich in eine solche Lage bringen zu lassen. Man sollte mir meinen Doktorgrad entziehen. Aber dann: Sei auf der Hut! Vergiss den Schmerz in deinem Kopf. Während sie auf dem Bauch vor ihm lag, löste sie seine Fesseln.

»Ich beobachte Sie«, ließ sich plötzlich der Junge hören.

Sie schaute nach oben. Er hatte den Kopf durch ein Fenster in

den Wagen gesteckt und richtete seine Pistole auf sie.

Diane erstarrte. »Ich weiß«, sagte sie mit all der Ruhe, zu der sie in dieser Lage noch fähig war, »aber ich muss seine Wunden unbedingt verbinden. Er ist zu sehr verletzt, als dass er noch etwas unternehmen könnte. Wenn er stirbt, stecken Sie in großen Schwierigkeiten. Das wissen Sie wohl auch. Außerdem bin ich selbst immer noch gefesselt, und Sie haben zwei Pistolen.«

»Legen Sie ihm die Fesseln wieder an, wenn Sie fertig sind. Wenn nicht, erschieße ich Sie. Dann werfe ich Sie ins Wasser, und Sie werden zu Fischfutter.« Er lachte, als ob er gerade einen ungeheuer lustigen Witz gemacht hätte.

»Ich verstehe. Lassen Sie mich nur seine Wunden versorgen, und dann fessele ich ihn wieder«, sagte sie. *Mein Gott, er ist ein unberechenbarer, jähzorniger kleiner Irrer*, dachte Diane. Ihre Hände zitterten, als sie nach Kingsleys Jackett griff. *Bleib ruhig, bleib ruhig, bleib ruhig*, sagte sie ständig vor sich hin.

»Das würde ich Ihnen auch raten! Denken Sie daran, ich habe Sie ständig im Auge«, sagte er und tat so, als ob er auf sie schießen würde, wobei er mit dem Mund ein Explosionsgeräusch nachahmte. Dann verschwand sein Kopf wieder aus dem Fenster.

Die Fähre schaukelte so heftig auf dem Wasser, dass Diane allmählich wirklich seekrank wurde. Sie zwang sich, ganz regelmäßig zu atmen.

Kingsley half ihr, sein Jackett und Hemd auszuziehen, wenn er dabei auch öfter laut aufstöhnte. Zwar floss aus der Eintritts- und der Austrittswunde weiterhin Blut, aber beide waren nicht sehr groß. Kingsley konnte seine Arme und Schultern immer noch bewegen. Es tat zwar weh, aber es war möglich. Sie riss sein Hemd in Streifen, die sie dann als Verband benutzte. Danach zog sie ihm sein Jackett wieder an. Sie band ihm die Hände vor

der Brust zusammen und fummelte dann auch an seinen Fußfesseln herum.

»Ich habe das Seil genau dort in eine Schlaufe gelegt und das Seilende hindurchgezogen, wo es von Ihren Ärmeln verdeckt wird«, flüsterte sie ihm ins Ohr. »Wenn er Ihre Hände überprüft, meint er, die Fesseln seien fest. Wenn Sie aber an dieser Schlaufe und danach an dem Seil ziehen, löst sich der ganze Knoten.«

»Sie kennen sich offensichtlich mit Knoten gut aus.« Er grinste. Diane fiel auf, wie blass er war.

»Mit Ihren Füßen habe ich das Gleiche gemacht«, sagte sie.

Danach band sie auch ihre Füße auf dieselbe Weise neu zusammen, wobei sie ständig ihren Entführer am Steuer der Flachwasserfähre im Auge behielt.

»Ich möchte, dass Sie den todkranken Mann spielen, wann immer er Sie ansieht«, sagte Diane. »Auf diese Weise betrachtet er Sie nicht als Bedrohung.«

»Geht klar, Ma'am«, sagte er. »Das wird mir nicht allzu schwerfallen.«

»Jetzt müssen wir etwas essen«, sagte sie.

»Okay, bisher bin ich Ihren Anweisungen gefolgt. Aber warum sollen wir jetzt das Zeug hier essen?«, fragte er.

»Weil ich nicht weiß, wann die Marshals hier auftauchen oder wann wir entkommen können. Ich denke, wir beide wissen, dass wir auf dem Weg zu Clymenes Haus sind. Möchten Sie etwas essen oder trinken, das von ihr kommt?«

»Gutes Argument«, sagte er. Sie gab ihm eine Banane.

Diane hoffte, dass sie ihre bei sich behalten würde. Konzentriere dich nur auf das Ziel, befahl sie sich, und atme tief und langsam.

Sie kauten gerade schweigend, als der Junge wieder zu ihnen hereinschaute.

»Was machen Sie denn da?«, fragte er und richtete wieder einmal seine Waffe auf sie.

»Wir essen«, sagte Diane.

»Oh, okay«, sagte er und ging zurück ans Steuer.

Diane fragte sich, ob Kingsley schwimmen konnte. Wenn sie sich befreite, könnte sie vielleicht zurückschwimmen und Hilfe holen, aber mit gebundenen Händen war sie zur Untätigkeit verdammt. Sie schaute ihn an. Er sah wirklich krank aus. Sie versuchte, mit den Zähnen den Knoten zu öffnen. Sie hatte es fast geschafft, als sie den Jungen zurückkommen sah.

»Wir docken gleich an. Es wird einen kleinen Ruck geben, das ist alles.« Er grinste sie an. »Wie geht es Ihnen dort hinten?«

»Ausgezeichnet«, sagte sie.

In diesem Moment fühlte sie einen kleinen Stoß, und er rannte nach vorne, um die Fähre am Ufer zu sichern. Diane versuchte in aller Eile, ihre Hände vollends zu befreien, aber der Junge war schneller als sie. Er stieg in den Van, ging zu Diane hinüber und hielt ihr seine Pistole an die Schläfe.

»Ich möchte keine Probleme haben. Keine«, sagte er in überraschend ruhigem Ton. »Sie verstehen mich doch, oder?«

»Ja«, flüsterte Diane. Ihre Stimme zitterte, als sie sprach, und er lachte.

»Gut. Sonst erschieße ich Sie.« Er drückte ihr die Mündung seiner Pistole so heftig an die Schläfe, dass sie vor Schmerz zusammenzuckte. »Sie wissen, dass ich das tue.«

Er schlug Kingsley mit der Faust auf die Schulter und setzte sich wieder auf den Fahrersitz. Kingsley schrie laut auf. Diane konnte die Augen des Jungen im Rückspiegel sehen. Er schien sich gut zu amüsieren.

»Leicht zurückgeblieben, der Junge«, flüsterte Kingsley. »Ich glaube, in seinem ganzen Leben ist er nie weiter als bis

Rosewood gekommen. Gott, das hat weh getan. Verdammter kleiner Bastard.«

Diane schaute durch die Windschutzscheibe, als sie eine kurvige Schotterstraße entlangfuhren. Als das Haus in Sicht kam, war sie wirklich überrascht. Sie hatte ein heruntergekommenes, halb verfallenes, efeuüberwuchertes Herrenhaus erwartet, das von riesigen, alten Bäumen überragt wurde. Was sie jetzt sah, war dagegen wunderschön. Die gewundene gepflasterte Auffahrt führte zu einem großen, frisch gestrichenen, neoklassizistischen Gebäude mit hohen weißen Säulen. Im Vorgarten blühten zahllose Rosen, Lilien und Iris. Vor dem Eingang parkte ein schwarzer Jaguar.

Der Junge nahm einen Nebenweg zur Rückseite des Hauses und hielt vor einem niedrigen Bruchsteinhaus an, das direkt aus Emily Brontës Roman *Sturmhöhe* hätte stammen können.

»Hier sind wir. Ist zwar nicht gerade gemütlich, aber wen kümmert's«, sagte er lachend. »Sie können jetzt beide Ihre Füße losbinden.«

Diane tat so, als ob ihr das große Schwierigkeiten bereiten würde, bevor sie mit viel Getue auch Kingsleys Fußfesseln entfernte. Bobby Banks gab allerdings kaum auf sie acht. Er schaute ständig zum großen Gebäude hinüber, als ob ihn dort etwas beunruhigen würde. Als ihre Füße frei waren, führte er sie zu dem Bruchsteinhaus, ließ sie eintreten und schloss sie dann im Dunkeln ein.

Durch die Spalten zwischen den Brettern, mit denen man das Fenster vernagelt hatte, drang nur wenig Licht. Diane rüttelte an der Tür, aber sie war von außen verschlossen.

»Machen Sie Ihre Handfesseln noch nicht ab«, sagte sie. »Wir sollten damit warten, bis wir wissen, wie wir von hier entkommen können.«

»Ich habe meine fünf Sinne noch beieinander«, sagte

Kingsley. Diane hatte allerdings nicht das Gefühl, dass er ihr die Bemerkung übelgenommen hatte.

Sie untersuchten die Fenster. Die Bretter waren fest vernagelt. Allmählich gewöhnten sich ihre Augen an die Dunkelheit. Leider war es kein Geräteschuppen. Es sah eher aus wie das Schlafzimmer aus einem alten Wildwestfilm. In der Mitte stand ein Doppelbett mit einer grauen Woldecke. Die Möbel waren roh gezimmert. Man hätte es für eine Art ländliches Einzimmer-Ferienhaus ohne Badezimmer halten können.

»Was ist das, ein Haus, in dem Kinder spielen können?«, sagte Diane.

»Ich habe keine Ahnung«, sagte Kingsley.

»Warum legen Sie sich nicht aufs Bett?«, sagte Diane.

»Wir müssen hier raus«, sagte er.

»Ja, aber Sie brauchen erst ein bisschen Ruhe. Außerdem wäre es gut, wenn die Sie für kränker hielten, als Sie es tatsächlich sind«, sagte sie. »Wenn jemand kommt, sollte er Sie im Bett vorfinden.«

Diane führte ihn zum Bett und half ihm, sich hinzulegen. Als sie gerade fertig waren, hörten sie draußen Stimmen näher kommen. Sie holte ihr Handy aus der Tasche. Immer noch kein Empfang, wie sie vermutet hatte. Sie ließ es trotzdem im Stumm-Modus eingeschaltet, legte es aber blitzschnell mit dem Display nach unten unter die Kommode. Dann machte sie sich bereit, ihren Besuchern entgegenzutreten, wer immer die auch sein mochten.

Kapitel 49

Diane hatte sich gerade zu Kingsley aufs Bett gesetzt, als sich die Tür öffnete. Wegen des hellen Lichts in deren Rücken sah sie zunächst nur die Umrisse von zwei Menschen. Dann erkannte sie den Jungen, neben ihm stand eine Frau. Sie machte eine batteriebetriebene Laterne an und stellte sie auf den Tisch. Obgleich sie nur ein schwaches Licht verbreitete, sah Diane sofort, wer da vor ihr stand. Clymene.

Sie schaute Diane und Kingsley an, als ob sie irgendwelche mäßig interessanten Lebensformen vor sich hätte.

»Und warum hast du sie hierhergebracht?«

Sie trug ein einfaches weißes Baumwollsommerkleid und eine enge bestickte Jacke. Banks hatte einen Eimer mitgebracht, den er jetzt auf den Boden stellte. Diane sah, dass er auch eine Rolle Toilettenpapier hineingelegt hatte.

»Er lief mir plötzlich über den Weg«, sagte Banks. »Ich wollte etwas bei Jeeters einkaufen, da trat er aus der Tür. Ich traute meinen Augen nicht. Und dann musste ich irgendetwas tun.«

Verdammt, es war nur ein unglücklicher Zufall gewesen, dachte Diane.

»Und warum hast du sie dann hierhergebracht?«, wiederholte sie ganz ruhig ihre Frage.

»Mir fiel nichts anderes ein. Und dann musste ich auf ihn schießen. Das war deren Schuld, nicht meine. Glaubst du, sie wird wütend auf mich sein?«

Bei dieser Bemerkung begriff Diane, dass dies gar nicht Clymene war. »Sind Sie Lily oder Rose?«, fragte sie.

Die Frau schaute sie verblüfft an. »Rose. Wie schlecht geht es Ihrem Begleiter?«

»Schlecht genug. Vor allem seine erhöhte Temperatur macht mir Sorgen. Ich habe Angst, dass die Wunden wieder zu bluten

anfangen. Er erholt sich immer noch von einem Autounfall, den er vor einigen Tagen erlitten hat, und jetzt das. Er braucht unbedingt einen Arzt.«

»Sie sind doch einer«, sagte Rose.

»Ich bin kein Arzt«, entgegnete Diane.

»Aber Sie kennen sich in der menschlichen Anatomie aus. Er muss sich leider mit Ihnen begnügen. Brauchen Sie Verbandsmaterial?«

»Nein. Wenn ich den provisorischen Verband jetzt wechsele, fängt die Blutung wieder an«, sagte Diane. »Ich finde es keine so gute Idee, uns hier festzuhalten.«

»Ich schon«, gab Rose zur Antwort. »Er hätte Sie nicht hierherbringen dürfen. Aber jetzt ist es nun einmal geschehen.«

Diane hatte die ganze Zeit Rose und den Jungen, den sie für Bobby Banks hielt, beobachtet. Es war zu merken, dass sie aneinander hingen. »Ist das Ihr Sohn?«, fragte sie.

»Mein Sohn?« Sie schaute sie erneut völlig verblüfft an. »Nein. Joey ist mein Bruder.«

Joey. Diane stellte sich unter diesem Namen eher ein Babykänguru vor.

»Sie werden so lange hier drin bleiben müssen, bis ich die ganze Sache auf die Reihe bekomme«, sagte Rose. »Brauchen Sie in der Zwischenzeit etwas zum Essen?«

»Sie haben gerade erst gegessen«, sagte Joey.

»Tatsächlich. Na ja, dann hat sich das erledigt«, sagte Rose.

Die beiden gingen wieder hinaus und verschlossen die Tür.

»Wenigstens haben sie die Lampe dagelassen«, sagte Diane. *Und sie haben uns ihre Namen genannt*, dachte sie. Das war eigentlich kein gutes Zeichen. Anscheinend glaubten sie nicht, dass sie später mit diesem Wissen noch etwas anfangen könnten.

Plötzlich überkam sie erneut eine Welle der Angst. Sie

versuchte, sie zu ignorieren, und schaute in den Eimer. Tatsächlich lagen darin eine Rolle Klopapier und eine Flasche Handdesinfektionsmittel. Nun, man konnte wirklich nicht sagen, dass die Delaflotes schlechte Gastgeber waren. Sie war sich sicher, dieses Desinfektionsmittel zu etwas verwenden zu können. Vielleicht konnte sie damit die Rückwand in die Luft jagen oder so etwas. Diane untersuchte die Tür nach einem Loch oder Riss, an dem sie mit einem Werkzeug ansetzen könnte, das sich vielleicht aus einem der Bodenbretter herstellen ließ.

»Vielleicht finden wir irgendwo ein loses Brett«, sagte Kingsley, der sie beobachtet hatte.

Diane ging zum Bett zurück und legte ihre Hand auf seine Stirn. Er schien Fieber zu haben. Sie entfernte seine Handfesseln.

»Ich werde ihnen sagen, dass wir hier sowieso eingesperrt sind und Sie darüber hinaus ja auch noch krank sind. Es ist für Sie auf jeden Fall eine Erleichterung, denn Ihre Schultern werden nicht mehr so stark belastet«, sagte sie.

»Das ist tatsächlich besser.« Er rieb sich die Handgelenke.

»Wie können wir einen Keil zwischen sie treiben?«, fragte Diane. »Jacobs meinte, sie seien wahrscheinlich unzertrennlich.«

»Bis zu einem gewissen Grad hat er recht. Der Schlüssel könnte bei dem Jungen liegen. Wie alt ist er wohl, achtzehn oder neunzehn, mit dem Geist eines Dreizehnjährigen? Ich wette, er wurde geboren, als Clymene schon nicht mehr da war. Ich weiß nicht, wie seine Mutter in diese Sache hineinpasst, wenn sie denn überhaupt noch lebt, aber er hat jetzt ja auch Rose geholt. Sie scheint für ihn eine Art Ersatzmutter zu sein. Ich glaube, sie betrachtet ihn ebenfalls eher als ihren Sohn als ihren Bruder. Ich nehme an, Rose und Lily haben ihn

aufgezogen. Wann kam Clymene in ihr Leben zurück? Wir wissen es nicht, aber ihre beiden Schwestern hatten zuvor bereits eine enge Verbindung zu ihm aufgebaut. Für Clymene ist er dagegen einfach nur ein junger Mann. Das sind natürlich alles nur Vermutungen.«

»Die aber recht schlüssig klingen ... Aber wie können wir uns das nutzbar machen?«, fragte Diane.

»Ich weiß es nicht. Wir müssen einfach die Gelegenheit ergreifen, wenn sie sich uns bietet. Wir wissen, dass er diese Sache hier ziemlich verbockt hat, und er hatte sichtlich Angst, dass ›sie‹ wütend auf ihn sein könnte. ›Sie‹ kann eigentlich nur Clymene sein. Sie hat die ganze Sache so gut geplant, und dann kommt dieser kleine Scheißer und macht einen solchen Fehler. Rose war zumindest besorgt genug, Joey zu sagen, dass sie es Clymene erzählen würde. Wenn wir Clymene dazu bringen könnten, ihn anzugreifen, so dass ihre Schwestern ihn verteidigen müssten, könnten wir sie vielleicht so weit auseinanderbringen, dass sie Clymene opfern, um sich selbst und den Jungen zu retten. Das ist allerdings nur so ein Gedanke von mir.«

Kingsley hörte zu reden auf. Sie glaubte, er sei eingeschlafen. Sie durchsuchte den ganzen Raum, öffnete alle Schubladen und leuchtete mit der Lampe hinein. Vielleicht hatte sich doch irgendwo eine Nagelfeile in einer Fuge verklemmt. Aber alle Schubladen waren leer. Nichts.

Diane setzte sich auf die einzige Sitzgelegenheit im gesamten Raum, einen einfachen ungepolsterten Holzstuhl. Er quietschte, als sie sich auf ihm niederließ. Sie hatte wegen Kingsley ein schlechtes Gewissen. Wenn sie Joey nicht angegriffen hätte, hätte der vielleicht nicht auf ihn geschossen. Sie war ungeschickt und zu langsam gewesen und hatte unüberlegt gehandelt. Das Einzige, was sie jetzt noch tun konnte, war, ihn

hier herauszubringen.

Sie leuchtete mit der Lampe alle Ecken des Zimmers aus. Sie schaute unter das Bett. Der Holzboden war im Laufe der Jahre dunkel geworden. Sie suchte den ganzen Raum nach etwas ab, das jemand verloren haben könnte, und sie horchte, ob sie irgendwelche quietschenden Bodenbretter entdeckte. Die meisten quietschten tatsächlich, aber keines von ihnen war lose. Dann ging sie auf der Suche nach losen Steinen die Wände entlang. Auch hier wurde sie nicht fündig. Sie rüttelte am Stuhl, um herauszufinden, ob er sich auseinandernehmen ließ. Dann könnte sie vielleicht ein Stuhlbein als Werkzeug oder Waffe benutzen.

»Glauben Sie nicht, dass Sie auch etwas Ruhe brauchen?«, klang es plötzlich vom Bett herüber.

»Ich muss uns hier herausbringen«, sagte sie.

»Das war nicht Ihr Fehler. Wenn überhaupt, war es meiner«, sagte Kingsley.

Diane stellte den Stuhl neben das Bett und setzte sich. »Wer immer daran schuld ist, wir müssen hier raus.«

»Sie haben den Marshals damals erzählt, dass sie, in die Ecke getrieben, für den Moment aufgeben würde, um hinterher auf eine neue Chance zu warten. Glauben Sie das immer noch?«

»Ja. Allerdings gebe ich zu, dass ich mir nicht mehr ganz so sicher bin, seitdem sie uns in ihren Fängen hat«, sagte er. Sie ergriff seine Hand. Er hatte immer noch Fieber.

»Meine Frau erwartet, dass ich mich melde. Ich bin mir sicher, dass auch Frank erwartet, dass Sie sich bei ihm melden. Ich weiß nicht, wie das mit Frank ist, aber wenn meine Frau glaubt, dass etwas nicht stimmt, wird sie so lange das FBI beharren, bis die etwas unternehmen. Einige Leute, unter anderem die Marshals, wissen, dass wir Carley Volker besuchen wollten. Die

Volkers werden ihnen erzählen, dass ihre Großmutter uns den Weg zu dieser Insel erklärt hat. Wenn wir lange genug am Leben bleiben, werden wir auch gerettet. Am besten sollten Sie sich jetzt auch ein wenig hinlegen. Mir geht es gut. Ich spare mir nur meine Kräfte auf.«

Diane stand auf und versuchte, durch einen Spalt zwischen den Brettern vor dem Fenster nach draußen zu schauen. Sie sah nur ein kleines Stück des Erdbodens. Vielleicht konnte sie diese Bretter doch irgendwie entfernen. Sie versuchte, sich zu erinnern, was sie bei der Anfahrt in der Umgebung des Hauses gesehen hatte. Ein Feld? Einen Teich? Solange sie hier drinnen saßen, spielte das allerdings auch keine große Rolle.

»Legen Sie sich doch neben mich. Sie meinten vorhin, wir sollten noch etwas essen und trinken. Das wäre jetzt unsere letzte Gelegenheit. Das gilt genauso für das Ausruhen«, sagte Kingsley. »Sie brauchen ja nicht zu schlafen, entspannen Sie sich einfach eine Weile.«

Er hatte recht. Sie verbrauchte unnütz Energie. Sie stellte den Stuhl vor die Tür, damit sie hören würden, wenn sie jemand öffnete. Kingsley rückte etwas beiseite, und Diane legte sich neben ihn. Das Bett war nicht sehr bequem, und sie war immer noch sehr angespannt. Sie versuchte, sich zu entspannen.

»Ich habe mir vorhin einen Plan ausgedacht und ihn dann durchgeführt, kurz bevor Rose hereinkam«, sagte sie.

»Oh? Welchen denn?«, fragte er.

»Ich habe mein Handy unter die Kommode gelegt«, sagte sie.

»Was für ein cleverer Plan! Ich wünschte, ich wäre darauf gekommen«, sagte er.

Diane begann, laut zu lachen. Kingsley stimmte mit ein. Das ganze Bett wackelte.

»Nicht doch«, sagte er. »Das tut weh.«

»Joey hat uns unsere Handys nicht abgenommen, da er sie für

nutzlos hielt. Hier draußen gibt es keinen Empfang. Aber er dachte nicht an das GPS. In meinem ist ein Chip.«

»Das stimmt. In meinem auch.« Er griff in seine Tasche und holte es heraus. »Vielleicht sollten wir das auch irgendwo verstecken. Oder ich stecke es einfach wieder in die Tasche. Wenn beide Handys plötzlich fehlen, werden sie vielleicht misstrauisch. Sie können ja behaupten, Ihres sei in Ihrer Handtasche gewesen.«

Dianes Versuch, sich zu entspannen, musste funktioniert haben, denn erst das Geräusch des über den Boden schleifenden Stuhls weckte sie wieder auf.

Kapitel 50

Wollten Sie uns damit draußen halten? Das ist ja lächerlich.«

Es war Joey. Neben ihm stand Rose.

Diane setzte sich auf. Kingsley blieb liegen.

»Es wäre nett, wenn Sie und Agent Kingsley uns beim Essen Gesellschaft leisten würden.«

Das war nicht Rose. Das war Clymene.

Auch Kingsley hatte den Unterschied bemerkt. Er rappelte sich auf und setzte sich neben Diane.

»Clymene«, rief er aus.

»Wie Sie wahrscheinlich wissen, ist mein Name Iris. Ich ziehe es deshalb vor, auch so genannt zu werden.«

»Hey, Sie haben ihm die Fesseln abgenommen ...«, begann Joey.

»Still! Das spielt keine Rolle«, sagte Iris.

»Wie Sie sicher bemerkt haben, hat Joey eine Pistole, und er neigt leider dazu, sie auch zu benutzen. Sie sollten deshalb keine Dummheiten versuchen«, sagte sie.

Iris trat beiseite und ließ ihnen den Vortritt. Diane spielte kurz mit dem Gedanken, sich auf einen der beiden zu stürzen. Als sie jedoch das letzte Mal etwas Ähnliches versucht hatte, war Kingsley angeschossen worden. Sie hoffte, dass es im Haupthaus weniger riskante Fluchtmöglichkeiten geben würde.

Das Innere des Hauses war in ähnlich gutem Zustand wie seine Fassade. Es war keine heruntergekommene, leicht schäbige alte Pracht, sondern ein wirkliches Schmuckstück. Es war zwar nicht in einem einheitlichen Stil gehalten, aber alle Möbel waren von höchster Qualität und sahen äußerst bequem aus. Überall standen Blumenvasen, und an den Wänden hingen Bilder von Blumen, und zwar ausschließlich Iris, Rosen und Lilien. Als Carleys Großmutter ihnen von ihrer Familie erzählt

hatte, hatte sich Diane deren Haus als düster mit dunklen Räumen vorgestellt. Tatsächlich war hier alles hell und licht. Sie fragte sich, ob dies Iris' Werk war oder ob es schon immer so ausgesehen hatte. Die Außenanlagen waren in solch gutem Zustand und das Innere des Hauses so gepflegt und sauber, dass es irgendwelche Bedienstete geben musste. Das hellte Dianas Stimmung merklich auf. Zumindest waren sie hier nicht mit dieser Familie allein.

»Was war das eigentlich für ein Häuschen, in dem wir da eingeschlossen waren?«, fragte Diane.

»Ein Ort der Besinnung«, sagte Iris. »Bitte ...« Sie wies mit der Hand auf eine Tür.

In dem dahinterliegenden Speisezimmer standen ein langer heller Eichentisch mit dazu passenden Büfets und Geschirrschränken. Iris' Schwestern deckten gerade den Tisch. Alle drei waren völlig gleich angezogen. Diane dachte, sie seien dafür eigentlich etwas zu alt.

»Rose hat mir zwar gesagt, dass Sie schon gegessen haben, aber vielleicht möchten Sie doch noch etwas zu sich nehmen. Wir sind alle drei gute Köchinnen«, sagte sie.

»Ich bin für ein richtiges Dinner nicht ganz passend gekleidet«, sagte Kingsley.

Iris lächelte. »Wir werden es Ihnen ausnahmsweise verzeihen.«

»Keiner von uns fühlt sich sehr gut«, sagte Diane.

»Seien wir doch ehrlich. Sie haben Angst, dass ich Sie vergifte«, sagte Iris.

»Ja«, gab Diane zu. »Außerdem ist uns beiden wirklich übel. Ihr Bruder hat uns bewusstlos geschlagen und dann Kingsley angeschossen.«

»Akzeptiert«, sagte Iris. »Bitte setzen Sie sich trotzdem zu uns. Mich würde interessieren, wie Sie mich gefunden haben.

Ich gebe zu, dass ich beeindruckt bin«, sagte sie. »Mein Plan schien so gut zu sein.«

»Und er hat auch lange Zeit funktioniert«, sagte Diane. »Allerdings ist es erstaunlich, wie viel man mit Internetrecherche herausbekommen kann.«

Sie setzten sich alle an den Tisch, und die drei Schwestern und Joey luden sich verführerisch riechendes Roastbeef, Kartoffeln und gebackenen Spargel auf den Teller.

»Sind Sie sicher, dass Sie nichts wollen?«, fragte eine der Schwestern und lächelte. »Ich bin Lily. Wir sind uns noch nicht begegnet.«

Carleys Großmutter hatte recht gehabt. Sie glichen sich aufs Haar, wie ein Ei dem anderen. Nur Iris hatte eine kleine Narbe direkt unterhalb des Haaransatzes, und ihre Nase stand ganz leicht schief, ein Zeichen, dass man sie geschlagen hatte.

»Warum haben Sie Reverend Rivers getötet?«, fragte Diane. »Er war ein sehr netter Mann und mochte Sie wirklich.«

Die drei Schwestern schauten Joey an. Dieser blickte auf seinen Teller hinunter.

»Es war ein Unfall«, sagte er. »Ich hatte noch nie zuvor jemanden verprügelt. Bei den beiden habe ich es jetzt besser gemacht«, sagte er zu seiner Selbstverteidigung.

Es beunruhigte Diane, dass sie so offen zu ihnen waren, als ob sie und Kingsley dies sowieso niemandem weitererzählen könnten. Aber je mehr Informationen sie aus ihnen herausbekamen, desto besser. Und wer weiß? Vielleicht konnte man durch ein solches Gespräch doch einen Keil zwischen die Schwestern treiben.

»Sie haben recht. Er war ein netter Mann, und er hat immer sein Wort gehalten. Er sollte ihn nur bewusstlos schlagen. Ich bedaure seinen Tod.« Iris machte eine Pause und aß noch ein paar Bissen. »Mich würde interessieren, wie viel Sie wissen.

Agent Kingsley, Sie sehen gar nicht gut aus. Rose sagte, Sie seien in einen Unfall verwickelt gewesen – abgesehen davon, dass Sie jetzt auch noch angeschossen wurden.«

»Ja, das stimmt«, sagte er. »Die Schlafmittel des lieben Joey haben mich am Steuer einschlafen lassen.«

Als Iris Joey anschaute, schien dieser in seinem Sitz versinken zu wollen.

»Warum hast du das gemacht?«, fragte ihn Iris.

»Nun, für ihren Tisch war eine andere Kellnerin zuständig. Meine Kollegen mochten es gar nicht, wenn ich einen von ihren Gästen bediente. Ich bot deshalb dieser Kellnerin an, die Getränke für sie einzuschenken. Da ich aber nicht wusste, welches Glas für Diane bestimmt war, habe ich in beide Gläser Schlafmittel geschüttet.«

»Das war eine unserer ersten Spuren«, sagte Diane. »Auf diese Weise merkten wir, dass es unter den Restaurantangestellten ein faules Ei geben musste. Nur dort konnte man uns beiden gleichzeitig ohne unser Wissen Schlafmittel gegeben haben. Ich fand dann heraus, dass dieser Bobby Banks in meinem Apartmentgebäude gewohnt hatte ...«

Iris warf Joey einen Blick zu, der zeigte, dass sie allmählich wütend wurde. Er zuckte zusammen.

»Du solltest doch deinen Namen wechseln«, zischte sie ihn an.

»Ich dachte, es spielt keine Rolle. Alle meine Papiere waren auf den Namen Bobby Banks ausgestellt.«

»Offensichtlich spielte es doch eine Rolle«, sagte Iris.

»Ich musste der Hauswirtin den Führerschein zeigen«, sagte Joey.

»Na ja, dann musstest du wohl tatsächlich diesen Namen benutzen.« Sie wandte sich wieder Diane zu. »Das erklärt immer noch nicht, wie Sie hierhergefunden haben.«

»Iris«, mischte sich Kingsley ein. Auf Diane wirkte seine Stimme schwach und angestrengt. Sie konnte erkennen, wie sehr ihn das Glas Wasser lockte, das vor ihm stand. Aber er widerstand dieser Versuchung und ließ seine Hände im Schoß liegen.

»Ihnen muss doch klar sein, dass die Leute wissen, dass wir hier sind«, sagte er.

»Machen Sie sich darüber keine Sorgen. Ich habe einen Fluchtplan«, erwiderte sie.

»Für Sie alle?«, fragte er nach.

»Meine Schwestern hatten mit der Sache nichts zu tun«, sagte sie, »und Sie können das Gegenteil nicht beweisen.«

»Sie haben ihr Blut zur Verfügung gestellt, damit Sie es in mein Wohnzimmer schütten können«, sagte Diane.

Iris lächelte. »Vielleicht. Aber wir sind genetisch absolut identisch.«

Alle drei Schwestern lächelten Diane an.

»Ich *kann* es beweisen«, sagte Diane. »Und Sie sind genetisch nicht identisch, zumindest nicht mehr.«

Zum ersten Mal erkannte Diane einen Anflug von Unsicherheit in Iris' Augen. Diesmal spielte sie ihr bestimmt nichts vor. Sie fragte sich, ob Kingsley es auch bemerkt hatte. Identisch mit ihren Schwestern zu sein, schien Iris viel zu bedeuten.

»Sie lügen«, sagte sie mit ruhiger Stimme.

»Tatsächlich?«, sagte Diane. »Wie wäre es damit: Lily und Rose haben das Blut gespendet, das in meinem Wohnzimmer ausgeschüttet wurde. Sie waren das gar nicht. Während Ihre beiden Schwestern sich im Apartment 1-D erholten, drangen Sie und Joey in meine Wohnung ein – wahrscheinlich mit einem Schlüssel, den Sie meiner Hauswirtin entwendet hatten. Das ist auch zuvor schon passiert. Sie und Joey ließen das Ganze so aussehen, als ob Sie dort getötet worden seien und jemand Ihre

Leiche in mein Auto geschleift hätte. Ganz am Schluss haben Sie Joeys Wohnung gründlich mit Bleichmitteln gereinigt. Dabei haben Sie aber einen Tropfen Blut auf dem Bettrahmen und eine Blutentnahmenadel auf dem Parkettboden übersehen, die beide die DNA Ihrer Schwestern enthielten. Wie hört sich das an?»

Iris war sehr still geworden. Lily und Rose schauten sie erschrocken an.

»Sie reimen sich das nur zusammen«, sagte Iris.

»Auch die DNA kann sich verändern. Bei der Geburt waren Sie alle drei genetisch identisch. Aber danach haben Sie ganz unterschiedliche Erfahrungen gemacht, die Spuren in Ihrem genetischen Code hinterlassen haben. Wir können diese Unterschiede heute erkennen. Lilys und Rose' genetische Profile sind einander sehr ähnlich. Es gibt da nur geringe Unterschiede. Da Sie in Europa, Seattle, Richmond und zahlreichen anderen Orten unter ganz unterschiedlichen Umweltbedingungen gelebt haben und ganz andere Erfahrungen gemacht haben, unterscheidet sich Ihr genetisches Profil sehr von dem Ihrer Schwestern. Deshalb konnten wir ihre DNA von der Ihren trennen.«

»Das ist nicht wahr«, sagte Iris.

Diane hatte einen weiteren schweren Treffer gelandet. Iris' Selbstsicherheit war sichtlich angeschlagen.

»Iris«, sagte Kingsley, »im Moment suchen nur zwei Marshals nach Ihnen. Wenn Sie uns nicht gehen lassen, wird sich diese Zahl exponentiell erhöhen. Und sie werden nicht nur nach Ihnen allein, sondern nach Ihnen allen suchen. Sie wissen sogar über Joey Bescheid.«

»Sie wollen uns doch nur Angst machen, damit wir Sie gehen lassen«, sagte Joey.

»Natürlich will ich das«, sagte Kingsley. »Aber sagen Sie mir,

was an meiner Logik nicht stimmt. Mein Wunsch, weiterzuleben, ändert nichts an diesen Tatsachen.«

»Wie haben Sie uns hier gefunden, gerade hier in dieser Gegend?«, fragte Rose. »Das stand ja wohl nicht in unserer DNA, oder?«

»Nein, das stand in Ihrem Erinnerungsalbum«, sagte Diane.

Alle drei schauten Joey an.

»Ich habe da nichts hineingeschrieben, ehrlich«, sagte er.

»Nein, ich meine Iris' Erinnerungsalbum über ihre archäologischen Exkursionen. Einer unserer Linguisten hat herausgefunden, dass einer der Ausdrücke, die Sie dort benutzten, nur hier auf den Outer Banks von North Carolina verwendet wird.«

»Aber wie konnten Sie dann wissen, dass es ausgerechnet dieses kleine Inselchen ist?«, fragte Joey.

»Das haben wir gar nicht«, log Diane. »Sie haben uns hierhergebracht. Wir haben nur an diesem Mini-Markt angehalten, um uns etwas Essen zu besorgen. Dann wollten wir in einem Motel auf die Marshals warten, um dann mit diesen zusammen die ganze Gegend zu durchforschen.«

Iris warf wütend ihre Serviette auf den Tisch. »Meine ganze Planung ...«

»Iris«, unterbrach sie Rose. »Joey hat es doch nur gut gemeint.«

»Nun, jetzt haben wir auf jeden Fall ein Problem. Und wir müssen das möglichst schnell lösen«, sagte Iris.

»Wir könnten sie als Geiseln benutzen«, sagte Joey.

»Von dir möchte ich jetzt erst einmal nichts mehr hören«, sagte Iris. »Nur durch dich sind wir in diesen Schlamassel geraten. Das FBI verhandelt nicht mit Geiselnehmern. Uns muss etwas anderes einfallen. Zuerst einmal bringen wir Sie in ein Zimmer im oberen Stock.«

Kapitel 51

Iris höchstpersönlich führte sie die Treppe hinauf in die obere Etage. Dabei richtete sie die ganze Zeit Kingsleys Pistole auf sie. An der Art, wie sie sie hielt, konnte Diane erkennen, dass sie wusste, wie man mit ihr umging.

Diane nahm an, dass Iris nur sich selbst wirklich zutraute, eine Aufgabe richtig zu erledigen. Sie und Kingsley hatten sie allerdings etwas aus der Fassung gebracht. Außerdem war es ihnen gelungen, einen ersten Keil zwischen Iris und die beiden anderen zu treiben. Diane versuchte, einen Weg zu finden, wie man diesen beginnenden Gegensatz noch vertiefen konnte. Vielleicht führte sie deshalb auch Iris selbst nach oben, weil sie nicht wollte, dass Diane und Kingsley mit ihren Schwestern redeten, ohne dass sie dabei war.

Der obere Stock war ebenso elegant eingerichtet wie der Rest des Hauses. Diane machte gegenüber Iris eine entsprechende Bemerkung. In der breiten Durchgangshalle standen etliche Sitzgruppen. Am Ende des Gangs befand sich in einem Alkoven eine kleine Hausbibliothek.

»Lily, Rose und ich haben das Haus und die Außenanlagen nach unseren Vorstellungen umgestaltet. Mutter hatte einen miserablen Geschmack. Sie hätten das Haus damals sehen sollen. Na ja, sie war auch die Frau, die immer noch mit meinem Vater schlief, nachdem er mich verkauft hatte. So sind wir auch zu unserem kleinen Joey gekommen.« Iris klang sehr bitter. »Außerdem hat er ihr einen Pelzmantel geschenkt, um ihren Verlust auszugleichen.«

»Es tut mir leid, dass Sie das alles durchmachen mussten«, sagte Diane.

»Mir auch«, sagte Kingsley. »Ich kann mir nichts Schrecklicheres vorstellen.«

Sie standen in der riesigen eleganten Halle vor zwei großen Doppeltüren. Diane und Kingsley drängten sich eng aneinander, während Iris weiterhin die Pistole auf sie richtete.

»Ein Kunde meines Vaters war gerade auf der Suche nach neuem ›Frischfleisch‹, als er Rose erblickte. Wir waren damals gerade fünfzehn geworden. Er bot meinem Vater eine Million Dollar für sie an. Vater stimmte zu, schließlich hatte er ja noch zwei weitere Töchter. Rose war außer sich vor Schrecken. Mutter weinte, unternahm aber nichts. Ich bot an, an ihrer Stelle zu gehen. Vater war das egal. Er konnte uns sowieso nicht auseinanderhalten. Jetzt kennen Sie meine Geschichte. Profiler Kingsley, Sie gehen in dieses Zimmer. Öffnen Sie die Tür.«

»Lassen Sie uns doch beieinander bleiben«, sagte Diane. »Wir stellen doch im Moment ein ziemlich trauriges Paar dar. Außerdem braucht er Pflege.«

»Machen Sie sich nicht kleiner, als Sie sind. Ich weiß, wozu Sie fähig sind«, sagte Iris. »Öffnen Sie die Tür.«

Kingsley gehorchte. Im Zimmer stand ein Himmelbett, dessen goldbraune Brokatdecke zu den Zimmervorhängen passte. Auf dem Boden lagen weinrote Plüschteppiche. Das Ganze war etwas zu üppig für Dianas Geschmack, aber es war immerhin weit besser als das kleine Häuschen, in das man sie zuerst gesperrt hatte.

»Hübsches Gefängnis«, sagte Kingsley. Er ging hinein, und Iris schloss die Tür hinter ihm ab.

»Sie sind dort drüben«, sagte sie zu Diane.

Während Diane die große Halle entlangschritt, versuchte sie fieberhaft, einen Plan zu entwickeln. Kingsley war jetzt aus dem Weg. Jetzt gab es nur noch sie beide. Iris war stark, aber sie war es auch.

»Machen Sie nur keine Dummheiten«, sagte Iris. »Ich habe keine Hemmungen, Sie zu erschießen. Ich kann selbst von

hinten Ihre Gedanken lesen.«

»Ich käme nicht im Traum darauf, so etwas zu versuchen«, entgegnete Diane. »Sie haben ja einen klaren Verstand. Ich hoffe immer noch auf Ihre Einsicht, dass die Tötung von Polizisten weit strenger geahndet wird als der Mord an Ihrem Mann.«

»Dessen bin ich mir bewusst. Aber ich finde es eigentlich etwas ungerecht gegenüber dem Rest der Bevölkerung, finden Sie nicht?«, sagte sie.

»Sehen Sie, Iris«, sagte Diane, »Kingsley hat mir erzählt, dass Serienmörder üblicherweise bei jeder folgenden Tat die Gewalt gegenüber ihren Opfern steigern. Das war bei Ihnen nicht der Fall. Er meint, Sie seien anders. Sie gehörten nicht zu diesen Leuten ...«

»Wollen Sie meine Seele retten? Wie kommen Sie darauf, dass ich nicht zu zunehmenden Gewaltexzessen neige?«

»Weil weder Bacon noch Redding, Carthwright oder O'Riley einen solch grausamen Tod erleiden mussten wie dieser Greene oder Heinrich oder wie immer er tatsächlich hieß«, sagte Diane. »Deren Tod war zwar schrecklich genug, aber mit der eventuellen Ausnahme von Bacon nicht mit dem von Greene zu vergleichen.«

Diane beobachtete ihr Gegenüber genau, während sie das sagte. Iris war sichtlich geschockt.

»Über die alle wissen Sie Bescheid?«, flüsterte sie.

»Vielleicht gab es da noch mehr, aber das sind alle, auf die wir bisher gestoßen sind«, sagte Diane.

»Und wie?«, fragte sie mit heiserer Stimme. »Wie können Sie das von Simon Greene wissen? Das war der Mann, an den mich mein Vater verkauft hat. Niemand weiß über ihn Bescheid.«

»Sie waren nicht die Einzige, die Greene missbraucht hat«,

sagte Diane. »Er ist berühmt-berüchtigt.«

Iris war jetzt endgültig verstummt. Diane überlegte sich, ob sie ihre momentane Verwirrung nicht ausnutzen sollte. Aber was konnte sie schon tun? Einer Kugel davonlaufen? Die Beretta würde eine weit schlimmere Wunde verursachen als Joeys kleine Pistole. Außerdem schwankte die Waffe in Iris' Hand keine Sekunde.

»Machen Sie die Tür auf«, sagte sie. Es klang eher wie eine höfliche Aufforderung und nicht wie ein Befehl. Diane tat, wie ihr geheißen. Dieser Raum unterschied sich völlig von dem vorherigen. Er war in Schwarz und unterschiedlichen Braunschattierungen gehalten. Hier gab es keine Rüschen, Brokatstoffe oder Quasten, nur glatte, perfekt zugeschnittene Formen und Flächen. Diane gefiel das genauso wenig.

»Wir waren sehr offen zueinander«, sagte Diane. »Würden Sie mir noch zwei Fragen beantworten?«

»Vielleicht«, antwortete Iris. »Wenn es nicht zu lange dauert. Ich muss meine Flucht vorbereiten.«

»Haben Sie diese gestohlenen Artefakte an das Museum schicken lassen, um Vanessa Van Ross eins auszuwischen?«, fragte Diane.

»Damit hatte ich nichts zu tun. Ich habe mich bei ihr revanchiert, indem ich Sie in Schwierigkeiten brachte. Meiner Ansicht nach bedeuten Sie ihr mehr als das Museum, obgleich ich das nicht ganz verstehen kann.«

»Also war dieses ganze Blut und der Versuch, mich als Ihre Mörderin aussehen zu lassen, nur ein Teil Ihrer Rache an Vanessa?«, fragte Diane verblüfft.

»Nein, das sollte jedermann von meinem Tod überzeugen. Und dann wollte ich Ihnen noch Ihre ›Analyse‹ bei meinem Prozess heimzahlen. Außerdem habe ich Eric Tully angerufen, mich als Sie ausgegeben und ihn aufgefordert, mir

fünfzehntausend Dollar zu schicken, sonst würde ich ihn auffliegen lassen.«

Diane runzelte die Stirn. »Das erklärt eine Menge. Er hat mir nur viertausend Dollar geschickt und mich dann zweimal umzubringen versucht.«

»Er war wohl gerade etwas klamm«, sagte Iris leicht süffisant.

»Und was ist mit Grace Noel und Tullys Tochter? War das auch nur ein Versuch, mich hinters Licht zu führen?«, fragte Diane.

»Nein. Ich dachte mir, ob Tully Sie nun umbringt oder nicht, man würde ihn auf jeden Fall verhaften. Dann würde Grace seine wahre Natur erkennen. Man würde ihr sicherlich das Kind anvertrauen. Grace ist zwar nicht besonders helle, aber eine gute Seele. Das Mädchen würde es gut bei ihr haben«, sagte Iris. »Jetzt habe ich Ihnen alles erzählt, was Sie wissen wollten. Gehen Sie endlich in dieses verdammte Zimmer!«

Diane trat ein. Iris wollte schon die Tür hinter ihr schließen, als sie sich noch einmal an Diane wandte.

»Alle reichen Leute sind gleich. Sie glauben das vielleicht nicht, aber ich weiß es genau. Sie sind nicht anders als mein Vater. Geld verdirbt den Charakter sogar noch mehr als Macht. Vanessa hielt ihren Freund Archer für einen sooo anständigen Menschen. Einmal ging ich mit ihm am Strand von Malibu entlang. Da kam uns eine Gruppe von jungen Mädchen in ihren Stringtangas entgegen. Sie waren höchstens fünfzehn oder sechzehn. Da sagte er plötzlich: ›Mein Gott, sind das nicht richtig knackige junge Dinger?‹ *Knackig*, das war Vaters Lieblingswort. Alle Männer sind gleich, und die reichen Männer sind am schlimmsten, weil sie sich alles kaufen können, was sie wollen. Das können Sie Ihrer Freundin Vanessa ruhig erzählen.«

Sie schlug die Tür zu. Diane hörte, wie sich der Schlüssel im Schloss drehte. Sie stand einen Moment da und horchte, wie

sich Iris' Schritte langsam entfernten. Danach inspizierte sie schnell das gesamte Zimmer. Die Schubladen waren voller Bettwäsche, Feiertagstischdecken und Servietten – nichts Hartes, was ihr als Waffe hätte dienen können. Vielleicht konnte sie einige Betttücher zusammenbinden und außen hinunterklettern. Sie ging zum Fenster und machte die Vorhänge auf. Das Fenster war fest verriegelt und auf der Außenseite sogar noch mit Brettern verrammelt.

Diane musterte die Vorhangstange. Das wäre vielleicht eine Möglichkeit. Sie kletterte auf den Schminktisch und holte die schwere Metallstange herunter, streifte den Vorhang ab und schraubte die aus zwei Teilen bestehende Stange auseinander. Jetzt besaß sie sogar zwei Waffen, die fast wie Lanzen aussahen. Die Spitzen würden zwar nicht die Haut durchdringen, aber sie konnte damit einem Gegner bestimmt kurzfristig die Luft nehmen. Wenn sie genau dessen Solarplexus traf, war er sicher für gewisse Zeit außer Gefecht gesetzt.

Sie legte die Stangen aufs Bett, ging zum Schrank hinüber und öffnete dessen Tür. Es war ein großer begehrter Schrank. Neben dem Zugang war ein Schalter, und sie machte Licht an. An den Garderobenstangen hingen auf beiden Seiten Kleidersäcke. Noch mehr Stangen! Sie untersuchte sie, aber sie waren fest in die Wand eingelassen.

Unter den Kleidern waren weiße Plastikbehälter gestapelt. Diane bückte sich, um nachzusehen, was in diesen Behältern steckte. Pistolen und Munition, hoffte sie. Es war ziemlich dunkel. Als sie gerade einen Deckel öffnen wollte, schoss aus dem Dunkel eine Hand hervor und packte ihren Arm, wobei sich die Nägel selbst durch den Ärmelstoff hindurch tief in ihre Haut eingruben. Diane schrie auf und wich zurück. Die Hand hielt sie weiterhin fest. Sie sah regelrecht mumifiziert aus, war aber offensichtlich noch recht lebendig. Diane versuchte, mit ihrer

anderen Hand den Griff zu lösen. Gerade, als sie das geschafft hatte, tauchte ein verschrumpeltes Gesicht zwischen den Kleidersäcken auf.

»Helfen Sie mir.«

Es war ein kaum vernehmbares, heiseres Flüstern.

»Bitte, helfen Sie mir.«

Es war ein sehr alter Mann mit rot unterlaufenen Augen, dem der Speichel das Kinn herunterlief.

»Bitte ...«

Plötzlich wurde er nach hinten gezogen und verschwand in der Wand.

Kapitel 52

Diane stand wie vom Donner gerührt da und starrte auf die sanft hin-und herschwingenden Kleidersäcke. Dann gab sie ihrem Herzen einen Stoß, kniete sich neben die Behälter und drückte auf die Rückwand. Dort gab es eine lockere Stelle in der Vertäfelung. Als sie ihr Ohr daran legte, hörte sie von der anderen Seite leicht gedämpft eine laute, schrille Stimme.

»Bitte, helfen Sie mir. Bitte, helfen Sie mir«, öffte diese den alten Mann nach. »Glaubst du, jemand hat Iris geholfen, als sie um Hilfe schrie, mein lieber Alain?«

Diane hörte Schlaggeräusche und ein lautes Gejaule.

»Mr. Delaflote ... Mrs. Delaflote?«, rief Diane. »Sind Sie das?«

»Wer ist da? Wer kennt unseren Namen? Gehen Sie weg. Sie machen sie nur wütend. Machen Sie meine Blümchen nur nicht wütend. Erzählen Sie ihnen, dass ich ihn nicht weggelassen habe.«

Diane hörte Geräusche, die eindeutig von ihrer eigenen Zimmertür kamen. Sie sprang aus dem Schrank heraus und griff sich eine der Vorhangstangen. Die andere schob sie unter das Bett. Sie machte das Licht aus und stellte sich, zum Zuschlagen bereit, neben die Tür.

Im selben Moment öffnete sich diese einen Spaltbreit.

»Diane?«

»Kingsley?«, rief sie überrascht.

Diane machte das Licht wieder an. Kingsley schlüpfte herein, und Diane schloss die Tür.

»Wie haben Sie es hierhergeschafft? Und wie sind Sie aus Ihrem Zimmer herausgekommen?«, fragte sie.

»Ich habe mir das Schloss vorgenommen. Diese alten Schlösser stellen für einen geschickten Bastler wie mich kein

Problem dar. Zugegeben, das ist nicht so clever, wie sein Handy unter eine Kommode zu legen.« Er grinste sie an. Er sah schon viel besser aus als beim Essen.

»Wie fühlen Sie sich?«, fragte sie.

»Mir ging es schon mal besser, aber ich komme zurecht«, beruhigte er sie.

»Ich glaube, ich habe Vater und Mutter Delaflote gefunden«, sagte sie.

»Wirklich? Sie leben noch?«, fragte er erstaunt.

»Sie leben zwar noch, aber ihre Töchter befolgten wohl das Motto: ›Rache ist süß‹. Ich glaube nicht, dass die letzten Jahre sehr angenehm für ihn waren«, sagte sie. »Sie sind übrigens hinter dieser Wand.« Sie deutete in den Schrank.

»Verdammt. Haben ihre Töchter sie dort eingesperrt oder ... oder was?«, fragte er.

»Das nehme ich an«, sagte Diane. »Ich bin mir aber nicht sicher. Es schien so, als ob nur Mr. Delaflote fliehen wollte.«

»Übrigens bin ich von Ihrer Waffe hier ziemlich beeindruckt«, sagte er.

Diane holte die andere Hälfte der Vorhangstange unter dem Bett hervor und drückte sie ihm in die Hand.

»Mein Gott, Vorhangstangen hatte ich doch auch. Daran hätte ich wirklich denken sollen«, sagte er.

»Sie haben dafür die Schlösser geknackt«, sagte Diane. »Jetzt sind wir beide bewaffnet, und ich kann jetzt die Draufgängerin spielen. Und wie gehen wir jetzt weiter vor?«

»Wir suchen nach einem Weg nach draußen. Meine Fenster sind verrammelt, Ihre auch?«

»Ja.«

»Vielleicht finden wir eine Hintertreppe«, sagte er.

Sie spähten in die Durchgangshalle hinaus. Sie war leer. Sie schlichen aus dem Zimmer und versuchten, nacheinander die

Türen in diesem Korridor zu öffnen. Alle waren verschlossen. Sie gingen zur Treppe zurück, auf der sie vorhin mit Iris heraufgekommen waren. Sie blieben eine ganze Zeit mucksmäuschenstill stehen und lauschten. Diane fragte sich, ob man ihr Herz klopfen hörte. Sie schluckte und holte einmal tief Luft.

In der Ferne hörten sie Stimmen. Sie klangen erregt. Die Drillinge schienen sich zu streiten. *Gut*, dachte Diane.

»Sollen wir es durch die Vorder-oder durch die Hintertür versuchen?«, flüsterte Diane.

»Erinnern Sie sich noch, ob die Stufen gequietscht haben?«, fragte er leise.

Diane dachte einen Augenblick nach. »Haben sie, aber wenn wir ganz nahe an der Wand bleiben, ist das Quietschen vielleicht nicht so schlimm. In diesem alten Haus gibt es immer alle möglichen Geräusche. Außerdem haben sie vorhin ihre Eltern anscheinend auch nicht gehört. Hoffen wir, dass das bei uns jetzt ebenfalls so ist.«

Diane ging voraus. Kingsley folgte dicht dahinter. Nach jeder Stufe machten sie eine kleine Pause. Als sie vorhin das Haus betreten hatten, hatte sich Diane über dessen Helligkeit und gute Beleuchtung gefreut. Jetzt hätte sie sich gewünscht, dass es völlig dunkel gewesen wäre. Bei jeder quietschenden Stufe rutschte ihr das Herz in die Hose. Die Freude, die sie vorhin bei Kingsleys Anblick empfunden hatte, war längst nackter Angst gewichen.

Je weiter sie die Treppe hinunterstiegen, desto lauter und deutlicher waren die Stimmen zu vernehmen.

»Nichts davon ist seine Schuld, Iris. Er hat in jedem Fall nach bestem Wissen gehandelt. Er konnte nichts dafür, dass er dieser Diane über den Weg gelaufen ist. Sie hat hierhergefunden, und ich bin mir sicher, sie hätte das auch

getan, wenn Joey keine Fehler gemacht hätte. Sie wusste bereits zu viel über dich ... über uns.«

»Das spielt doch jetzt alles keine Rolle mehr«, sagte eine absolut gleich klingende Stimme. »Wir müssen von hier weg, und zwar schnell. Was immer wir mit ihnen anstellen, die Marshals werden hier früher oder später aufkreuzen.«

»Das Ganze ist wirklich schiefgelaufen.«

»Das warst du, Iris. Du hast uns diesen Schlamassel eingebrockt.«

»Mein Geld hast du aber ganz gern ausgegeben.«

Diane konnte die Stimmen nicht voneinander unterscheiden. Sie klangen alle wie Clymene.

Die Drillinge waren im Esszimmer. Dessen Tür war geschlossen. Diane deutete auf den rückwärtigen Teil des Hauses. Kingsley nickte. Sie schlichen auf Zehenspitzen an der Tür vorbei und dann den Gang entlang, der zur Hintertür führte. Diane hoffte, auf diesem Weg auch an der Küche vorbeizukommen, wo sie sich vielleicht ein Messer besorgen konnten.

Tatsächlich, da war sie, und sie gingen hinein. Sie war modern mit einer großen Kücheninsel in der Mitte. In der Ecke befand sich eine kleine Frühstücksnische. Dort saß mit dem Rücken zu ihnen Joey und aß Eiskrem.

Als er sie hörte, drehte er sich um. Offensichtlich war er von diesem unerwarteten Anblick so überrascht, dass er erst einmal nicht reagierte. Das nützte Diane aus. Sie rannte auf ihn zu, wobei sie ihre Vorhangstange als Lanze benutzte. Sie zielte damit auf seine Brust. Er duckte sich, und der improvisierte Speer traf ihn am Hals. Er fiel zu Boden und schnappte nach Luft. Sie und Kingsley eilten an ihm vorbei zur Tür.

»Können Sie rennen?«, fragte Diane, als sie die Stufen des Hinterausgangs hinunterliefen.

»Wonach sieht es denn aus?«, sagte er. »Wissen Sie, in welche Richtung?«

»Da hinüber zu diesem kleinen Wäldchen.«

Sie rannten über das offene Feld, das Diane bei der Anfahrt gesehen hatte. An dessen Ende stand ein hoher Drahtzaun. Sie hätte vielleicht hinüberklettern können, aber Kingsley in seiner jetzigen Verfassung konnte das unmöglich schaffen. An der Stelle, wo der Zaun über einen flachen Graben führte, erspähte sie unter ihm eine Lücke. Sie rannten darauf zu. Die Öffnung war gerade groß genug, um ein Tier durchzulassen, aber würde es auch für sie reichen?

Als sie am Zaun angelangt waren, trat Diane einige Dornenzweige beiseite, die in den Draht hineingewachsen waren. Dann legte sie sich auf den Rücken und schlängelte sich in die Öffnung hinein, wobei sie den Zaun hochzudrücken versuchte, um das Loch etwas größer zu machen. Nach einer Zeit, die ihr selbst als ewig erschien, hatte sie es geschafft. Sie drehte sich um, um Kingsley zu helfen. In diesem Moment sah sie, wie sich vom Haus her die Drillinge näherten. Joey war offensichtlich nicht dabei. Zwei von ihnen hatten Pistolen in der Hand.

Der auf dem Rücken liegende Kingsley begann, sich jetzt ebenfalls unter dem Zaun hindurchzuzwängen. Er streckte Diane seinen unverletzten Arm entgegen. Diese ergriff ihn und zog mit aller Macht daran, während Kingsley die Füße in den Boden stemmte, um sich selbst durch die Öffnung hindurchzudrücken. Sie wusste, dass er große Schmerzen hatte. Allerdings konnten sie beide jetzt darauf keine Rücksicht nehmen. Endlich war er drüben und rappelte sich auf.

»Rennen Sie wie der Teufel«, rief ihm Diane zu.

Und sie rannten wie die Teufel. Diane hörte Schüsse und sah, wie einige Meter vor ihnen eine Kugel in den Boden einschlug.

Die Baumgruppe, auf die sie zuliefen, war nicht sehr groß und das Unterholz nicht so dicht, wie sie es von Georgia her gewohnt war, aber es musste in diesem Fall einfach genügen.

Diane merkte plötzlich, dass Kingsley zurückblieb. Sie bremste ab und fasste ihn am Arm.

»Laufen Sie voraus«, japste er.

»Auf keinen Fall. Los, beißen Sie die Zähne zusammen! Die drei können mit ihren Kleidern nicht so schnell unter dem Zaun hindurchkriechen. Wir müssen aus der Reichweite ihrer Pistolen gelangen. Sie können sich ausruhen, wenn wir in Sicherheit sind, aber jetzt geben Sie noch einmal Gas!«, herrschte sie ihn an.

Er steigerte das Tempo. Sie waren fast an dem Wäldchen angelangt.

»Schneller«, rief sie. »Nur noch ein paar Schritte.«

Ein weiterer Schuss prallte nur ein paar Meter neben ihnen von einem großen Steinbrocken ab. Dann hatten sie die ersten Bäume erreicht.

»Weiterlaufen!«, befahl sie ihm.

»Ich muss mal kurz anhalten. Laufen Sie nur weiter«, keuchte er. »Meine Lunge tut weh.«

»Das spielt jetzt keine Rolle. Los geht's!«, sagte sie.

Vor ihnen lag eine kleine Straße, jenseits davon ein Sumpf. Plötzlich sah sie, wie sich ein Fahrzeug näherte. Sie wollte schon auf die Fahrbahn laufen, um es anzuhalten, stoppte dann aber abrupt. Es war Joeys Minivan.

»Verdammt«, murmelte sie. *Wo bleiben nur diese verfluchten Marshals?* Sie brauchte Zeit, um wieder zu Atem zu kommen und über die weiteren Schritte nachzudenken.

Hinter ihnen waren Stimmen zu hören. Es waren die Drillinge. Sie hatten einen Weg um den Zaun herum gefunden und waren ihnen jetzt offensichtlich wieder auf den Fersen. Auch der Van

kam direkt auf sie zu. Auf der anderen Seite der Straße lag der Sumpf. Dort ging es also nicht weiter. Es blieb ihnen nichts anderes übrig, als die Straße entlangzulaufen. Und dann vom Van verfolgt werden? Das würde auch nicht funktionieren.

Diane hob einen großen Stein auf und wartete auf den sich nähernden Van. Sie wollte ihn erst in letzter Sekunde in die Windschutzscheibe werfen, in der Hoffnung, dass Joey vor Schreck die Herrschaft über das Fahrzeug verlieren würde. Kingsley machte es ihr nach.

Joey hatte sie längst erkannt und zielte bereits auf sie.

»Verschwinden Sie hinter einem Baum«, schrie Diane Kingsley an. »Jetzt gleich.«

»Was haben Sie –«, fing er an.

»Sofort!«

Kingsley warf seinen Stein dem heranfahrenden Van entgegen, ohne ihn zu treffen, und flüchtete ins Unterholz. Diane wartete ab. Sie hatte Joey im Auge. Sein Gesicht war wutverzerrt. Diane wartete weiter. Der Van wurde schneller. Sie rührte sich nicht. Joey trat noch mehr aufs Gaspedal und hielt direkt auf sie zu. Im letzten Augenblick warf sie ihren Stein auf die Windschutzscheibe genau vor Joeys Gesicht und warf sich dann in den Straßengraben. Der Van kam von der Straße ab und knallte so hart auf die Bäume, dass der Airbag ausgelöst wurde. Diane stürzte sofort auf ihn zu, riss die Fahrertür auf und zog Joey nach draußen. Dann beugte sie sich in die Fahrerkabine, um seine Pistole herauszuholen. Plötzlich biss ihr Joey ins Bein.

»Scheißker!«, schrie sie und trat nach ihm.

In diesem Augenblick näherte sich Kingsley und versetzte ihm einen harten Tritt. Er traf ihn an der Schläfe. Joey ließ Dianas Bein los, fiel auf den Boden und regte sich nicht mehr.

»Geben Sie mir die Pistole«, sagte Kingsley.

»Warum?«, fragte Diane.

»Weil ich wahrscheinlich der bessere Schütze bin.«

Diane reichte ihm die Waffe. Er überprüfte das Magazin.

»Und jetzt gehen Sie in Deckung«, sagte er.

Diane stellte sich hinter den Van und beobachtete Kingsley. Er stützte seinen Arm an der Wagentür ab und zielte auf die Schwestern, die aus dem Wäldchen heraneilten. Er schoss, und eine von ihnen fiel zu Boden.

»Rose. Mein Gott, Rose!«, schrie eine Stimme.

Diane bemerkte, wie sich auf dem oberen linken Rumpf der auf dem Boden liegenden Frau rasch ein roter Fleck ausbreitete. Diane konnte nicht erkennen, ob sie tot war.

»Ihr verdammten Lumpen!«, schrie eine von den anderen beiden, dann warfen sich die Schwestern in eine flache Grube am Ausgang des Wäldchens und begannen zu schießen.

Kingsley und Diane ließen sich sofort zu Boden fallen. Sie hörte, wie die Kugeln im Van einschlugen. Einige von ihnen durchdrangen ihn sogar. *Das ist überhaupt keine Deckung*, dachte Diane. *Wenn sie etwas niedriger zielen, sind wir beide tot*. Sie zupfte Kingsley am Ärmel und kroch dann auf dem Bauch zum Straßengraben auf der anderen Seite hinüber. Auch der bot keinen vollständigen Schutz, war aber immer noch besser als der Van.

Plötzlich hörte das Schießen auf.

»Legen Sie Ihre Pistolen vor sich ab, und legen Sie sich selbst mit den Händen hinter dem Kopf auf den Boden«, schrie Kingsley in ihre Richtung.

»Ich glaube nicht, dass ihnen schon die Munition ausgegangen ist«, sagte Diane. »Sie wollen uns nur aus der Deckung locken.«

»Ich denke, Sie haben recht«, sagte Kingsley und kauerte sich wieder neben Diane.

Von ihrem Beobachtungspunkt aus konnte Diane unter dem Van hindurch zu Iris' und Lilys Versteck hinübersehen. Nach einiger Zeit konnte sie dort im Unterholz etwas Farbiges erkennen. Das mussten ihre Kleider sein. Diane wollte Kingsley das gerade mitteilen, als sie bemerkte, dass er bereits in diese Richtung zielte. Er feuerte, und sie hörten einen gellenden Schrei. Sofort wurden sie auch wieder beschossen.

Als dieses Mal das Schießen aufhörte, glaubte Diane, dass sie jetzt wohl tatsächlich keine Munition mehr hatten. Aber weder sie noch ihr Begleiter richteten sich auf, um ihre Theorie zu überprüfen.

»Rose lebt vielleicht noch«, schrie Kingsley zu ihnen hinüber. »Wollen Sie sie etwa einfach so verbluten lassen?«

Einen Moment lang herrschte Schweigen, dann rief eine der Schwestern: »Nicht schießen!«

»Werfen Sie Ihre Pistolen aus der Deckung, und stellen Sie sich dorthin, wo ich Sie sehen kann. Verschränken Sie die Hände hinter dem Kopf, und knien Sie sich auf den Boden«, forderte sie Kingsley auf.

Diane sah, wie zwei Pistolen aus dem Unterholz geworfen wurden. Die beiden Schwestern standen auf, falteten die Hände hinter dem Kopf und fielen auf die Knie.

Diane ging vorsichtig hinüber, um die Waffen aufzusammeln. Sie waren tatsächlich leer. Sie tastete die zwei Frauen zur Sicherheit ab, während Kingsley seine Pistole auf sie gerichtet hielt. Wenn Blicke töten könnten ...

Eine Kugel hatte Iris' Schulterblatt gestreift. Auf dem Rücken ihres Kleides war ein kleiner roter Fleck zu erkennen.

Diane und Kingsley ließen Lily und Iris ihre Schwester Rose tragen, während sie alle einschließlic des immer noch leicht betäubten Joey die Straße entlanggingen. Gerade als sie das Haus erreichten, fuhr ein Fahrzeug vor. Ihm entstiegen die

beiden US-Marshals, zwei FBI-Agenten – und Frank.

Kapitel 53

Kingsley hatte sich entschieden, nach Atlanta zurückzufliegen, um seine Verletzung behandeln zu lassen. Diane konnte das gut verstehen. Manchmal wollte man einfach nur noch nach Hause. Die Marshals würden sich vor Ort um alles Weitere kümmern. Der örtliche Doktor meinte, Rose werde wohl durchkommen. Joeys kleine Pistole hatte keine allzu große Wunde verursacht.

Kingsley schlief neben ihr im Flugzeug den Schlaf des Gerechten. Er fühlte sich besser, seitdem ihn die Sanitäter mit Schmerzmitteln vollgepumpt hatten.

Diane betrachtete durch das Fenster den blauen Himmel und die weißen Wolken. Sie war froh, endlich Clymenes Insel weit hinter sich lassen zu können.

»Danke, dass du gekommen bist, um mich zu retten«, sagte sie und schmiegte sich an Frank. Sie fühlte sich sicher und geborgen. Tief in ihrem Innern war sie sich immer sicher gewesen, dass er sie finden würde.

»Offensichtlich hattet ihr die Situation dort ganz gut unter Kontrolle«, sagte er.

»Wie hast du mich gefunden?«, fragte sie.

»Die Polizei traf Eric Tully nicht an, und ich hatte Angst, dass er euch gefolgt sein könnte, deshalb bin ich hierhergefliegen. Im Flugzeug traf ich dann auf die Marshals und die FBI-Agenten.«

»Ich dachte, du hättest mich vielleicht über mein Handy aufgespürt.« Diane klang ein wenig enttäuscht.

Sie rieb sich die Stelle an ihrem Bein, wo Joey sie gebissen hatte. Glücklicherweise hatte der dicke Stoff ihrer Hose verhindert, dass seine Zähne durch ihre Haut gedrungen waren. Trotzdem hatte der Biss einen Bluterguss verursacht, der jetzt abscheulich weh tat.

»Dein Handy?«, fragte er.

»Ja. Ich habe es dort vergessen«, sagte sie. »Ich dachte, dass du mich eventuell über sein GPS geortet haben könntest.«

»Du meinst doch nicht dieses da?« Er holte ein Handy aus der Tasche und reichte es ihr. »Es war in diesem kleinen Nebenhaus«, sagte er.

»Du hast mich also doch über mein Handy gefunden. Es macht mich wirklich glücklich, wenn ein Plan einmal so gut klappt«, sagte sie.

»Sollen wir heute Abend essen gehen oder lieber daheimbleiben?« Er legte den Arm um sie und küsste sie auf die Schläfe.

»Ich würde am liebsten sofort heimgehen«, sagte sie. »Wenn ich meine rubinroten Zauberschuhe an hätte, würde ich die Hacken dreimal zusammenschlagen. Außerdem möchte ich meine Eiskrem aufessen.« Sie schlief an seiner Schulter ein.

Auf dem Flughafen wartete ein Krankenwagen auf Kingsley. Daneben stand seine Frau. Sie war eine der attraktivsten Erscheinungen, denen Diane außerhalb der Leinwand je begegnet war. Sie hatte weich fallendes schwarzes Haar, grüne Mandelaugen und einen olivfarbenen Teint. Diane hörte, wie sie Kingsley ein wenig schalt, während er in den Krankenwagen geschoben wurde.

»Mrs. Kingsley«, sagte Diane, »ich bin Diane Fallon. Freut mich, Sie kennenzulernen.«

»Bitte nennen Sie mich Lydia.« Sie lächelte. »Ich habe meinem Mann gerade gesagt, dass es ihn nur in Schwierigkeiten bringt, wenn er mit anderen Frauen ausgeht.«

»Wie recht Sie haben«, sagte Diane. »Das nächste Mal sind Sie wieder ganz allein auf sich gestellt«, rief sie Kingsley noch zu, bevor die Türen des Krankenwagens geschlossen wurden.

Auf der Heimfahrt erzählte Frank Diane, dass der Besitzer des Ladens kurz vor der Küste, an dem sie und Kingsley angehalten

hatten, die Polizei angerufen hatte, als er den unverschlossenen, leeren Geländewagen bemerkt hatte, der auf ihrem Parkplatz stand. Die Polizei hatte sich dann an die Mietwagengesellschaft gewandt. Tatsächlich hatten also ganz schön viele Leute nach ihnen gesucht.

Es war schon dunkel, als sie daheim ankamen. Frank parkte den Wagen in der Auffahrt. Diane schaute aus dem Autofenster auf das Haus. Drinnen brannte Licht. Das war jetzt ihr Heim – zumindest, bis sie ein eigenes Haus gefunden hatte. Beim Aussteigen bemerkte sie den Schatten hinter dem Baum erst, als es schon zu spät war. Er richtete eine Pistole auf sie. Diane dachte, dies sei ihr Ende. Ihre Reflexe funktionierten nicht mehr. Als der Schuss losging, glaubte sie, sie sei getroffen, bis der Schattenmann zu Boden fiel.

Frank eilte um den Wagen herum und nahm einer Frau, die Diane in der Dunkelheit nicht gesehen hatte, eine Pistole ab. Es war eine stämmige Frau mit dunklen lockigen Haaren und Grübchen im Kinn. Die Tränen liefen ihr übers Gesicht.

Frank ging dann zu Tully hinüber und prüfte dessen Lebenszeichen. Er schaute Diane an und schüttelte den Kopf.

»Ich bin ihm hierher gefolgt, weil ich glaubte, er träfe sich mit einer anderen Frau. Clymene sagte mir, er sei ein Lügner, aber ich wollte ihr nicht glauben. Die kleine Julie hat mir erzählt, dass er ihre Mutter geschlagen und misshandelt hat. Auch das wollte ich nicht glauben. Warum wird ein Mensch so?« Sie schaute Diane und Frank an, als ob diese eine Antwort wüssten. Sie hatten keine.

Diane betrachtete den toten Mann, der da auf Franks Rasen lag. Es konnte sie hier also genauso treffen wie in ihrem alten Apartmenthaus. Sie nahmen Grace Noel Tully mit ins Haus und riefen die Polizei. Ihre Eiskrem aß Diane an diesem Abend nicht mehr auf.

Epilog

Diane saß an ihrem Schreibtisch und tippte einen Dankesbrief an den ägyptischen Botschafter. Agent Jacobs hatte Ägypten alle verdächtigen Artefakte zurückgegeben, obwohl er nie herausfand, woher sie tatsächlich stammten. Der Mord an Randal Cunningham junior blieb weiter ungelöst. Selbst David hatte nichts herausfinden können. Er bedauerte dies nicht nur, weil ihm so etwas selten vorkam, sondern vor allem, weil er damit die Chance vergab, Kendel einmal so richtig zu beeindrucken.

Für die ägyptischen Behörden waren die Verantwortlichen des RiverTrail-Museums plötzlich Helden, die ihrem Volk unschätzbare Altertümer wiederbeschafft hatten. Vanessa und der Vorstand waren darüber ausgesprochen glücklich. Diane wollte ihr Glück nicht überstrapazieren und ließ es dabei bewenden, obwohl sie manchmal den Verdacht hegte, dass nicht zuletzt Kingsley und Jacobs hinter diesem für das Museum so glücklichen Ausgang steckten.

Jacobs fand sogar einige der Artefakte aus der 12. Dynastie, die sie bestellt hatten. Die Steinartefakte hatten den Brand gut überstanden. Die Sphinx Sesostri III. war dagegen in zwei Teile zerbrochen. Die Steinbüste und das Steingesicht waren wie die Sphinx rußgeschwärzt. Der Kanopenkrug war in kleine Stücke zersprungen. Die Goldartefakte waren nur noch Klumpen geschmolzenen Metalls und damit für immer verloren.

Es gab zwei Konservierungsschulen, die jeweils die Erhaltung beziehungsweise die Restaurierung in den Mittelpunkt stellten. Vor Jahren war die Restaurierung die populärere, heute war es die Erhaltung. Dabei sollen die Artefakte in dem Zustand bewahrt werden, in dem sie sich gegenwärtig befanden. Man war gar nicht mehr so sehr daran interessiert, ihnen ihr

ursprüngliches Aussehen wiederzugeben. Bei Restaurierungen wurden dem Artefakt oft moderne Materialien hinzugefügt, was ihre Substanz verfälschte. Ihr Chefkonservator Korey Jordan war Anhänger der modernen Konservierungsschule. Trotzdem war er in diesem Fall bereit, eine Restaurierung dieser verbrannten Artefakte zu versuchen, da sie ja erst vor kurzem beschädigt worden waren.

Das Telefon klingelte. Es war Andie.

»Das Kriminallabor ruft gerade an. Sie haben einen Sheriff Maddox aus Ohio in der Leitung«, sagte sie.

»Stellen Sie ihn bitte durch«, sagte Diane.

»Sheriff Maddox. Haben Sie die Abbildungen des vermissten Mädchens bekommen?«, sagte sie.

»Deswegen rufe ich an, Dr. Fallon. Als wir diese Bilder erhielten, vor allem das, wo sie in diesem Kleidchen dasteht, fing mein Deputy, der immerhin einen Meter fünfundneunzig groß ist und einhundertzwanzig Kilo wiegt, hemmungslos zu weinen an. Wenn man ein solches Gesicht vor sich hat, ist das plötzlich eine ganz andere Geschichte. Die Leute werden bestimmt darauf reagieren. Wir finden sicher heraus, wer dieses kleine Mädchen ist.«

»Neva Hurley, ein Mitglied meines Tatortteams, ist eine echte Künstlerin. Sie hat die Zeichnungen angefertigt«, sagte Diane.

»Ihr Gesicht künstlich zu altern, wie Sie es auf der zweiten Abbildung getan haben, war eine großartige Idee. Wir lassen sie zusammen mit den anderen in unserer Lokalzeitung veröffentlichen und schreiben dazu, dass wir jemanden, der so aussieht, als Zeugin suchen.«

»Das ist eine gute Idee. Sicher wird sich daraufhin jemand melden«, sagte Diane.

»Ich wollte Ihnen nur danken. Diese andere Information, die Sie uns geschickt haben, diese Analyse ihrer Knochen, die

zeigt, dass sie in Zentralohio aufgewachsen ist ... nun, eh, wir sind ein kleines County mit einem winzigen Budget und ...«

»Das habe ich aus einer Stiftung bezahlt, über die mein Osteologielabor verfügen kann«, sagte Diane. »Ich habe die Überreste eines jungen Mannes einer ganz bestimmten Familie zuordnen können. Zum Dank hat der Vater das Labor finanziert und einen Stiftungsfonds für Fälle wie diesen eingerichtet, damit wir auch andere vermisste Kinder identifizieren können.«

»Armer Kerl. Er muss seinen Sohn sehr geliebt haben. Das war sehr großzügig von ihm.«

»Teilen Sie es mir bitte mit, wenn Sie sie identifizieren konnten«, sagte Diane.

»Das mache ich ganz bestimmt und nochmals vielen Dank.« Andie brachte die Post, und Diane gab ihr den unterschriebenen Dankesbrief.

»Kendel ist immer noch sauer«, sagte Andie. »Sie glaubt, dass sie das Ganze weiterhin schuldig aussehen lässt und alle denken werden, wir hätten ihre Verantwortlichkeit nur unter den Teppich gekehrt.«

»Ich weiß. Aber ich habe auch keine Ahnung, was man da tun könnte«, sagte Diane. »Es wird eine Weile dauern, bis ihr Ruf völlig wiederhergestellt sein wird. Zumindest wird es helfen, dass wir sie jetzt nicht klammheimlich feuern.«

Andie ging in ihr Büro zurück, und Diane schaute ihre Post durch. Nach kurzer Zeit meldete sich Andie am Telefon.

»Ross Kingsley möchte Sie sprechen«, sagte sie.

»Stellen Sie ihn durch.«

Sie begann, die neueste Ausgabe der *Museum World*, der besten Fachzeitschrift für Museumswesen, durchzublättern. Auf der Titelseite war ein Bild des Bickford-Museums und eines Stücks Mondgestein, das dieses offensichtlich erworben hatte. Diane hatte bereits davon gehört und war ziemlich eifersüchtig,

ganz zu schweigen von ihrem Geologiekurator Mike. Der wäre am liebsten sofort aufgebrochen, um Extremophile auf dem Mond zu suchen. Sie hob den Hörer ab.

»Mr. Kingsley«, meldete sie sich, »wie geht es Ihnen? Ich hoffe, Sie haben sich inzwischen erholt. Wenn Sie mich zu einem weiteren gemeinsamen Ausflug einladen wollen, können Sie das gleich vergessen.«

Er lachte laut los. »Ich fühle mich großartig. Ich bin schon wieder bei der Arbeit. Joeys Minipistole hat nicht viel Schaden angerichtet. Ich dachte mir, Sie wollten vielleicht etwas über Clymene und ihre Familie hören. Ich kann mich immer noch nicht daran gewöhnen, sie Iris zu nennen.«

»Schießen Sie los«, sagte Diane. Während sie sprachen, blätterte sie weiter die Zeitschrift durch und schaute sich die Bilder an. Sie hörte ihn seufzen.

»Wo soll ich anfangen? Mama und Papa Delaflote stehen im Moment unter psychiatrischer Beobachtung. Wir wissen noch nicht, was wir mit ihnen machen sollen. Die Schwestern hatten im Obergeschoss eine richtige Wohnung für sie eingerichtet und sie dort eingeschlossen. Ihre Strafe als schlechteste Eltern des Jahrhunderts war es wohl, tagein, tagaus zusammenleben zu müssen. Wenn sie sich zu sehr stritten, kamen sie für einige Zeit in das kleine Häuschen, in dem wir am Anfang waren, um dort über ihr Verhalten nachzudenken. Der Vater, Alain Delaflote, hat vor einiger Zeit einen kleinen Schlag erlitten. Ich frage mich, ob da nicht etwas nachgeholfen wurde, aber das können wir gegenwärtig noch nicht beweisen.«

»Bizarr ist ein schwacher Ausdruck für diese Geschichte«, sagte Diane.

»Mich erinnert das Ganze eher an diese Horrorstorys, wie sie in den fünfziger und sechziger Jahren im Fernsehen beliebt waren. Sie erinnern sich doch bestimmt noch daran, wie gut

Sarah Wallace noch aussah – und die ist neun Jahre älter als ihre Schwester Jerusha Delaflote.«

»Ja, Sarah Wallace war immer noch eine sehr attraktive Frau«, sagte Diane.

»Haben Sie je den Film *Was geschah wirklich mit Baby Jane?* gesehen? Bette Davis spielte darin Baby Jane, einen alternden ehemaligen Kinderstar.«

»Ich kenne den Film«, sagte Diane.

»Also, Jerusha ist Baby Jane. Fünf Jahre jünger und fünfzig Kilo schwerer als ihr Mann – nun, Sie sagten ja bereits: Rache ist süß.«

»Ich bin froh, dass ich nicht mehr dabei war, als man sie aus ihrem Geheimzimmer herausgeholt hat«, sagte Diane. »Wie geht es Rose?«

Diane stieß auf einen Artikel über das Bickford-Museum und seine neue Direktorin Brenda McCaffrey, die früher im Pearle-Museum tätig war. Sie runzelte die Stirn.

»Es geht ihr gut. Die Ärzte mussten ihr Schultergelenk reparieren, aber sie hat sich von der Operation gut erholt. Die verschiedenen Staatsanwaltschaften der Orte, an denen Clymene und ihre verbliebenen Gatten gelebt haben, versuchen, eine Anklage vorzubereiten, machen dabei aber kaum Fortschritte. Sie verfügen bisher kaum über zwingende Beweise. Sie haben keinen Wattebausch, wie Sie ihn gefunden haben.«

»Was ist mit dem Babykänguru?«, fragte Diane, obwohl sie nur noch mit einem Ohr zuhörte.

»Joey steckt in großen Schwierigkeiten. Er wurde unter dem Vorwurf verhaftet, Reverend Rivers ermordet und uns Schlafmittel verabreicht zu haben. Lily und Rose wurden der Entführung und des bewaffneten Angriffs auf einen Polizeibeamten angeklagt«, sagte er. »Das wird ein schönes

Prozesskuddelmuddel.«

»Aber für Ihr Buch ist das doch alles höchst interessant«, sagte Diane.

»Sehr. Eigentlich wollte ich nur ein paar Kapitel über Clymene schreiben – ich sollte sie ab jetzt wirklich Iris nennen –, aber jetzt wird es wohl ein ganzes Buch werden. Ganz ehrlich, ich finde, dass wir ein gutes Team waren«, sagte er.

»Ich hielt uns für ein ziemlich trauriges Paar«, sagte Diane. »Ich meine, jemand, der zu Vorhangstangen Zuflucht nehmen muss?«

Kingsley musste schon wieder lachen. »Sie mögen recht haben«, sagte er.

Nach dem Gespräch mit Kingsley rief sie Agent Jacobs an.

»Diane. Hallo. Schön, wieder einmal von Ihnen zu hören«, meldete er sich.

»Ich wollte Ihnen danken, dass Sie uns bei der ägyptischen Regierung geholfen haben. Sie hat uns eine sehr freundliche Botschaft geschickt.«

»Ich habe eigentlich kaum etwas gemacht«, sagte er. Diane wusste es besser.

»Vielleicht könnten Sie mir noch einen weiteren Gefallen tun«, sagte sie.

»Gerne, wenn ich kann«, sagte er.

»Finden Sie doch bitte heraus, wer in der engeren Wahl für den Direktorenposten des Bickford-Museums stand«, sagte Diane.

»Klar, das kann ich machen. Ich kenne einige Leute in dessen Vorstand. Ich rufe Sie gleich zurück«, sagte er.

»Danke«, sagte Diane.

Sie wählte die Nummer des Direktorenbüros des Pearle-Museums. Es meldete sich die Sekretärin. »Hallo, Dr. Fallon. Unser Interimsdirektor ist gerade nicht da. Ich nehme an, Sie

haben schon von Dr. McCaffreys Karrieresprung gehört«, sagte sie.

»Ja, ich habe es gerade in der *Museum World* gelesen. Ich hätte ihr gerne ein Gratulationsgeschenk geschickt.«

»Das ist aber wirklich nett von Ihnen. Ich bin mir sicher, dass sie das freuen würde«, sagte sie.

»Wissen Sie, welches Parfüm sie benutzt?«, fragte Diane.

»Aber klar, Joy von Jean Patou. Sie liebt es. Es ist aber sehr teuer«, sagte sie.

»Danke«, sagte Diane.

»Uns hier im Pearle-Museum tut das mit diesen ägyptischen Artefakten so leid, die bei diesem Feuer bei *Golden Antiquities* verbrannt sind«, fuhr die Sekretärin fort. »Eine Menge Leute wollten sie eigentlich gar nicht verkaufen, und jetzt wurden sie sogar zerstört.«

»Mein Chefkonservator versucht, einige von ihnen zu restaurieren, aber Sie wissen ja, wie das ist«, sagte Diane.

»Das weiß ich«, sagte sie.

»Noch einmal vielen Dank«, verabschiedete sich Diane und legte auf.

Gleich darauf klingelte ihr Privatanschluss. Es war Jacobs.

»Das wird Sie interessieren«, sagte er. »Die einzigen beiden ernstzunehmenden Kandidaten für den Direktorenposten bei Bickford waren Kendel Williams und Brenda McCaffrey. Keine von beiden wurde informiert. Sie wollten sie gerade zu einem Vorstellungsgespräch einladen, als diese Sache in Ihrem RiverTrail-Museum passierte. Das warf Kendel natürlich sofort aus dem Rennen.«

»Das wird jetzt Sie interessieren. Brenda McCaffreys Lieblingsparfüm ist Jean Patous Joy«, sagte Diane.

»Tatsächlich? Das Parfüm, das Kendel bei *Golden Antiquities* auffiel? Nun, vielleicht werde ich diesen Fall doch

noch lösen. Vielen Dank«, sagte Jacobs.

»Ich weiß, dass das kein echter Beweis ist«, sagte Diane.

»Da ich jetzt weiß, wo ich suchen muss, werde ich diese Beweise ganz bestimmt finden. Das Bickford-Museum wäre der ideale Ort, wenn man mit illegalen Altertümern handeln möchte«, sagte er. »Vielen Dank noch einmal, Diane. Sie haben etwas bei mir gut.«

»Es war mir ein Vergnügen«, sagte sie.

Diane legte auf und machte sich auf den Weg zu Kendel.

Über Beverly Connor

Beverly Connor ist in Tennessee geboren. Sie arbeitet als Archäologin in Georgia und South Carolina. Um ihre erfolgreichen Bücher zu schreiben, hat sie sich ihre Erlebnisse und Kenntnisse als Archäologin zunutze gemacht. Sie lebt in Georgia.

Über dieses Buch

Clymene O'Riley, eine attraktive Blondine, gibt den Ermittlern Rätsel auf. Sie ist wegen Mordes an ihrem Ehemann verurteilt worden, doch man weiß nicht einmal ihren richtigen Namen. Das FBI vermutet, dass sie bereits früher ihre Ehemänner ermordet haben könnte. Die Forensikerin Diane Fallon nimmt die Ermittlungen auf.

Impressum

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2008 unter dem Titel »Dead Hunt« bei Obsidian, New York.

eBook-Ausgabe 2013

Knaur eBook © 2008 Beverly Connor All rights reserved including the right of reproduction in whole or in part in any form. This edition published by arrangement with NAL Signet, a member of Penguin Group (USA) Inc.

Für die deutschsprachige Ausgabe: © 2013 Knaur Taschenbuch Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Werner Wahls Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München Coverabbildung: FinePic®, München ISBN 978-3-426-41887-1

Wie hat Ihnen das Buch 'Die schwarze Witwe' gefallen?

Schreiben Sie hier Ihre Meinung zum Buch

Stöbern Sie in Beiträgen von anderen Lesern

Der Social Reading Stream

Ein Service von LOVELYBOOKS

Rezensionen - Leserunden - Neuigkeiten

© aboutbooks GmbH

Die im Social Reading Stream dargestellten Inhalte stammen von Nutzern der Social Reading Funktion (User Generated Content).

Für die Nutzung des Social Reading Streams ist ein onlinefähiges Lesegerät mit Webbrowser und eine bestehende Internetverbindung notwendig.

Hinweise des Verlags

Wenn Ihnen dieses eBook gefallen hat, empfehlen wir Ihnen gerne weiteren spannenden Lesestoff aus dem Programm von Knaur eBook und neobooks.

Auf www.knaurebook.de finden Sie alle eBooks aus dem Programm der Verlagsgruppe Droemer Knaur.

Mit dem Knaur eBook [Newsletter](#) werden Sie regelmäßig über aktuelle Neuerscheinungen informiert.

Auf der Online-Plattform www.neobooks.com publizieren bisher unentdeckte Autoren ihre Werke als eBooks. Als Leser können Sie diese Titel überwiegend kostenlos herunterladen, lesen, rezensieren und zur Bewertung bei Droemer Knaur empfehlen.

Weitere Informationen rund um das Thema eBook erhalten Sie über unsere Facebook-und Twitter-Seiten:

<http://www.facebook.com/knaurebook>

<http://twitter.com/knaurebook>

<http://www.facebook.com/neobooks>

http://twitter.com/neobooks_com